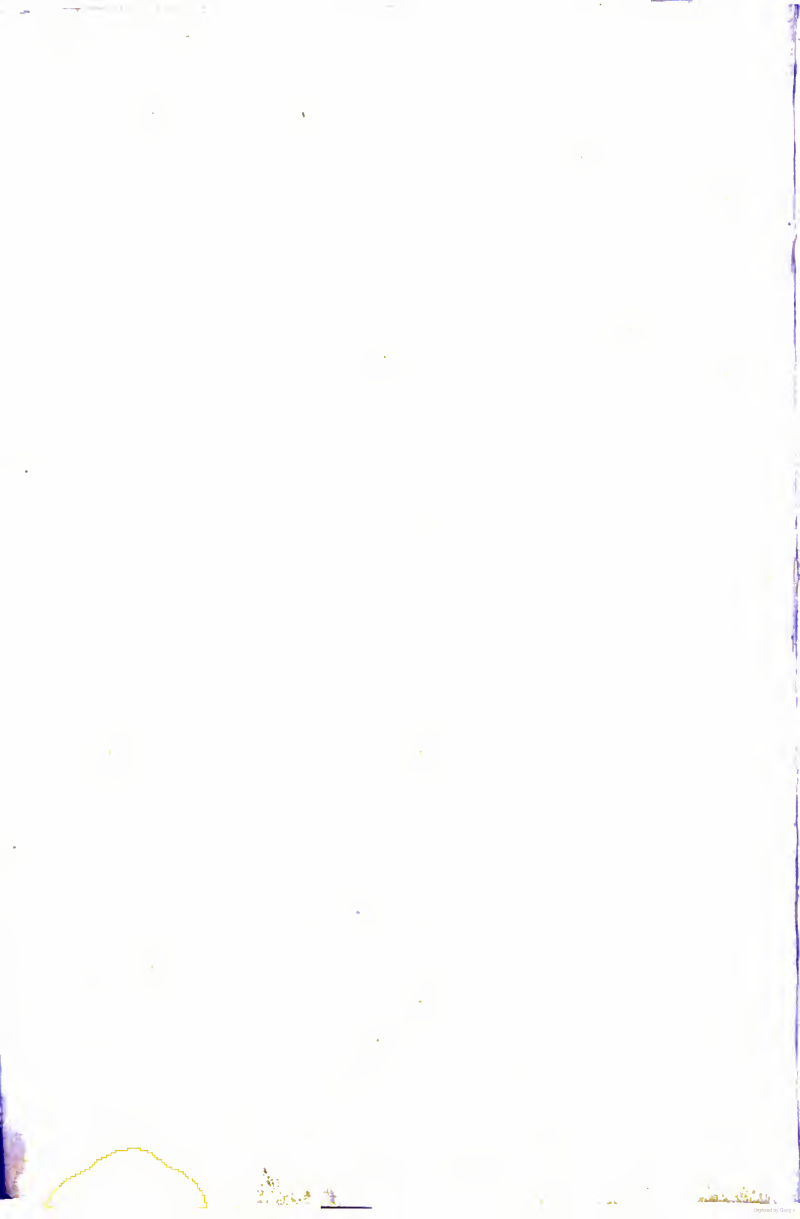




Buntes Treiben.

Neue gesammelte Erzählungen

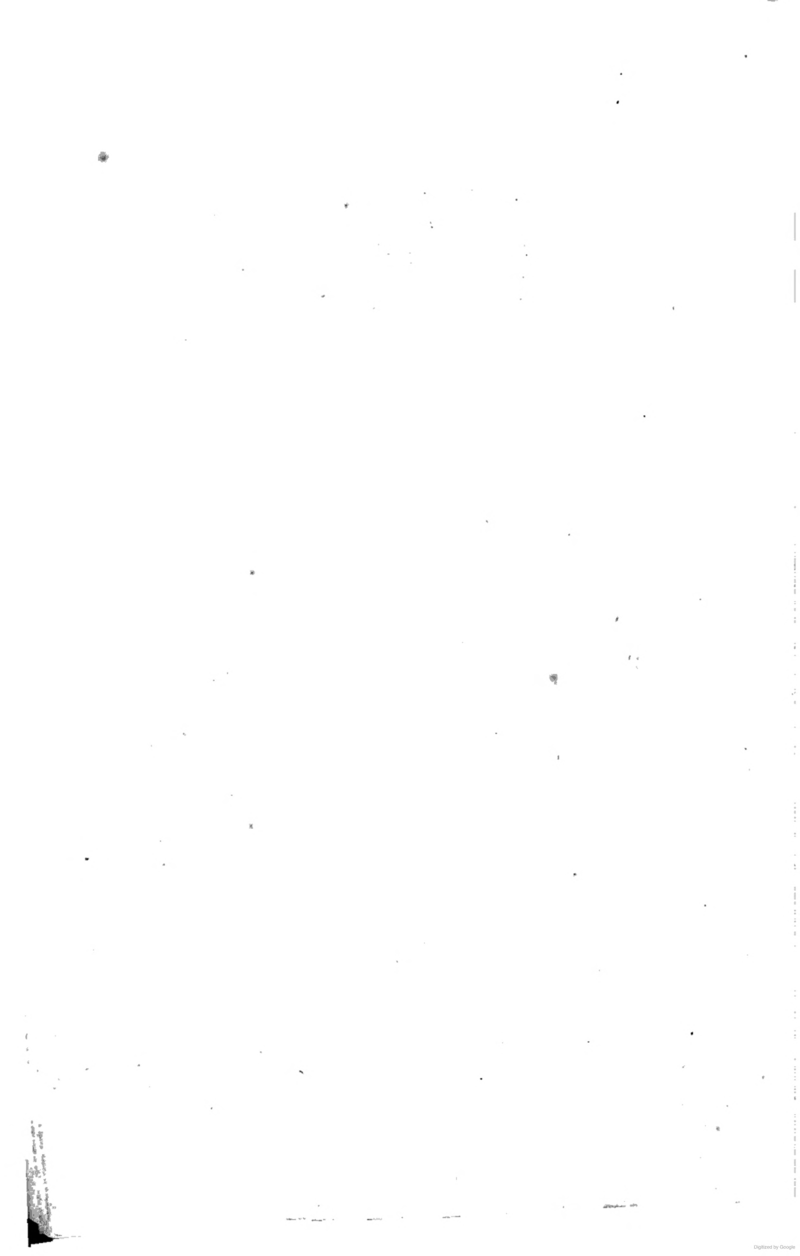
von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1870.

Inhaltsverzeichniß.





Im Mondenschein.

Keine Idylle.

Hoch oben im — Gebirge, und von dessen mächtiger Waldung nach allen Seiten hin umgeben, lag ein kleines, ärmliches Dorf — Holzhäusel genannt, dessen Bewohner eigentlich nur von dem lebten, was sie sich mit der Bearbeitung und Ausnutzung des Forstes verdienten.

Man sagt übrigens mit Recht: „es ist ein armes Land, wo blos Quirle wachsen"; die Quirlmacher spielten auch hier eine bedeutende Rolle, dann gab es noch „Harzer", Kohlenbrenner und Löffelschneider. Auch Schindeln wurden gespalten und Klafterholz bildete einen Hauptausfuhrartikel, besonders im Winter, mit Schneeschlitten den Berg hinab. Freilich verdienten die armen Leute mit alledem doch immer nur das Nothdürftigste, was sie gerade zum Leben brauchten — und Gott

weiß es, wie wenig das war; aber sie lebten doch, und hatten dabei ihre Heimath so lieb, als ob sie in einem Paradiese und in allem Ueberfluß gelegen hätte.

Uebrigens gehörte das Dorf noch nicht einmal zu den kleinsten im Walde, denn es besaß seine eigene Kirche und sogar ein königliches Gebäude — das Chausseehaus nämlich, das an der vorbeiführenden Straße stand; auch lagen einige Felder darum her, und Einzelne der Bewohner, die Honoratioren, trieben ein wenig Ackerbau. Was konnten sie freilich in einem Klima ziehen, wo die Kartoffel eigentlich schon zu den tropischen Früchten zählte und der Hafer oft aus dem Schnee heraus geschnitten werden mußte — so früh setzte manchmal der Winter ein. Aber der Versuch wurde immer wieder gemacht, und zu Zeiten gelang es ihnen doch, ihre mit sauerm Schweiß erbauten Früchte einzuheimsen.

Trotz aller Armuth gab es aber in Holzhäusel eine wahre Unzahl von kleinen Kindern, wie wir es denn gar häufig finden, daß gerade in den dürftigsten Districten die Zucht des kleinen Volkes am allerbesten zu gedeihen scheint. Im sächsischen Erzgebirge z. B., wo die armen Klöpplerfamilien

kaum das Salz zu ihren Kartoffeln verdienen, sieht fast jedes Haus wie eine Schule aus, und Holzhäusel stand darin wenigstens dem Erzgebirge nicht nach. An schönen Sommerabenden tummelten sich oft ganze Schwärme blondhaariger und barfüßiger Jungen und Mädchen auf ihrem Spielplatz unter der alten Buche umher, die mit wunderlich verschnittenem Wipfel vor der kleinen hölzernen Kirche stand, und das war dann ein Lachen und Jubeln, daß man sein eigen Wort kaum hören konnte. Was wußte das kleine Volk auch von Kummer oder Sorgen, wenn es nur nicht gerade hungern mußte.

Natürlich war es unter solchen Umständen nothwendig geworden, einen Schulmeister zu gewinnen, denn der Herr Pastor behielt mit all den vielen Taufen kaum Zeit genug, um seine wöchentlichen Predigten auszuarbeiten. Die Holzhäusler konnten ihm freilich nicht viel bieten, aber was braucht auch ein Dorfschulmeister viel, der schon von Jugend auf zu Hunger und Kummer ordentlich trainirt wird und — wenn er nur recht viel zu arbeiten und recht vielen Aerger hat — außerordentlich wenig zu seinem eigentlichen Leben bedarf oder wenigstens bekommt!

Es war deshalb lange nicht so schwer, einen passenden Mann für diese ärmliche Stelle zu bekommen, als man vielleicht hätte glauben sollen, und doch wurde von ihm verlangt, daß er nicht allein Dorfschulmeister — nein sogar Dorfschulmeister in Holzhäusel werden sollte, und dazu außer den nöthigen Kenntnissen auch noch Geduld und Ausdauer wie einen hinlänglich zähen Körper mitbringen mußte, um seiner Stellung zu genügen. Es giebt freilich in unserm gesegneten Vaterlande eine Menge solcher armer Teufel, denen der Brodkorb noch höher hängt, als selbst Holzhäusel über dem Meeresspiegel lag, und Andreas Pech war Einer von diesen Unglücklichen.

Andreas hatte sogar Theologie studirt, aber in seinem letzten Semester eine doppelte Dummheit begangen: sich nämlich erstens in ein wohl braves, aber blutarmes Mädchen verliebt und dann auch noch einen rohen Burschen, der sie beleidigte, gefordert. Er zahlte ihn allerdings tüchtig aus, bekam aber selber bei der Sache eine tiefe Schramme über die ganze Backe weg, die ihn für zeitlebens zeichnete, und dadurch auch seine spätere Carrière als Geistlicher vollständig unmöglich machte. Wie hätte man einen Geistlichen gebrauchen können,

der auch schon einmal bewiesen, daß er persönlichen Muth besaß — es war nicht denkbar, und das Einzige, was unserm armen Andreas, der nicht Geld genug hatte, um umzusatteln, übrigblieb, war, eine Hauslehrerstelle anzunehmen — aber die Liebe!

Andreas Pech war ein ehrlicher Kerl. Er hatte seinem Mädchen versprochen, sie zu heirathen, und er that es; trug er doch dabei das Ideal von „einer Hütte und ihr Herz" herum, und wußte, ebenso wenig wie seine junge Frau, wie nüchtern und prosaisch sich gewöhnlich das Leben mit in diese, ohnehin so kleine Hütte hinein setzt.

Seine Hauslehrerstelle mußte er natürlich aufgeben, denn die verschiedenen Rittergutsbesitzer konnten sich nicht in den Gedanken eines verheiratheten Informators hineinfinden, und nachdem er eine Weile Hunger und Kummer ertragen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als um eine Schulmeisterstelle nachzusuchen.

Diese erhielt er auch und verwaltete sie viele Jahre brav und redlich, aber er verfiel dabei in einen sehr großen Fehler. Er wollte nämlich nicht blos die ihm aufgegebenen Stunden abhalten, sondern auch selbstständig denken und ur-

theilen, und das konnte auf die Länge der Zeit kein gut thun.

Wenn er an die Verbesserung des Schullehrerstandes als einzelnes Individuum dachte, so wäre das weiter kein großes Vergehen gewesen, und es stand ihm dafür der gesetzliche Weg offen, seine eigene Stellung zu verbessern: nämlich eine Eingabe an das Ministerium zu machen. Diese würde ihm allerdings wie Niemand leugnete gar nichts genützt haben, aber er hätte sich denn doch in der Erfüllung seiner Pflicht vollständig beruhigen können. — Das that er jedoch nicht. Er besuchte im Gegentheil Lehrerversammlungen und hielt von dem gerade herrschenden Ministerium verpönte Zeitungen — ja er hatte sogar einmal in einer solchen Versammlung eine Rede gehalten und sich darin ausgesprochen, daß der Stand der Lehrer ein ebenso achtbarer sei als der der Theologen — und damit war dem Fasse der Boden ausgetreten.

Zuerst kam eine Verwarnung, dann, als diese nichts half, eine Vorladung vor das hohe Consistorium mit einem tüchtigen Rüffel und der Behauptung, daß er „am Umsturz des Bestehenden" arbeite und ein Wühler sei. Als er aber sogar noch die Kühnheit hatte, dieses Verhör in einem

jener Schulblätter zu beschreiben, und sich selber zu vertheidigen, erhielt er plötzlich ein Schreiben, das ihn „mit halbem Gehalt" zur Disposition stellte.

Ein Schulmeister mit halbem Gehalt — es liegt eigentlich Humor in dem Gedanken und klingt etwa gerade so, als wenn Jemand erzählt, er habe einem Infusionsthier ein Bein ausgerissen. Die Sache hatte aber doch auch eine furchtbar ernste Seite und Andreas Pech fand bald, daß er nichts weiter auf der Welt besaß, als, wonach er sich früher so heiß gesehnt — nämlich: eine Hütte und ihr Herz — und daß er doch bedeutend mehr zum Leben brauche.

Er gerieth in die furchtbarste Noth, und hätte er sie allein zu tragen gehabt, er würde vielleicht kein Wort darum verloren haben, aber so schrien nebenbei noch fünf Kinder nach Brod, und seine arme brave Frau ging bleich und elend herum wie ein Schatten. So konnte es auch nicht lange bleiben — er mußte wieder eine Anstellung bekommen, wo er, außer dem dürftigen Gehalt, auch noch wenigstens ein Stück Feld und etwas Deputat-Holz erhielt, er konnte seine Kinder nicht hungern und frieren sehen, nur weil ihr Vater

eine Schramme auf der Backe hatte. Er that auch Schritte deshalb, aber lange glückte es ihm nicht, denn kein anderer Staat wollte einen armen Familienvater mit fünf Kindern aufnehmen, und sich damit eine Last auf den Hals laden.

Endlich wurde die Stelle in Holzhäusel ausgeboten, die so wenig Verlockendes zu haben schien, daß nicht einmal unter den Schulmeistern eine Concurrenz deshalb entstand.

Einige Dörfer hatten ihn freilich schon früher nehmen wollen, denn man wußte, daß er ein tüchtiger Lehrer sei, aber er war von der Regierung, seiner Antecedencien wegen, nie bestätigt worden — nach Holzhäusel machte man dagegen keine Schwierigkeiten, das lag an einer Stelle, „wo sich die Füchse Gute Nacht sagen", und dort sollten ihm auch, wie man hoffte, die „republikanischen" Gedanken bald vergehen.

Dort war er denn auch richtig Schulmeister geworden, und zwar mit dem enormen Gehalt von 120 Thlrn., einem Acker Kartoffelland, zwei Klaftern Deputat-Holz und freier Wohnung — einem kleinen Häuschen, das dem Ideal seiner „Hütte" außerordentlich nahe kam. Aber er lebte doch — seine Kinder brauchten nicht mehr zu

hungern, und er durfte hoffen, dort oben ungestört zu bleiben und nicht einmal von einem hohen Consistorium behelligt zu werden — welchen Schaden hätte er dort auch anrichten können.

Ein Gedanke ging ihm freilich manchmal durch den Kopf und drohte selbst ihn, der bisjetzt Alles so kräftig und unerschüttert ertragen hatte, niederzudrücken: was nämlich aus seiner armen Elise — aus seinen Kindern würde, wenn er einmal plötzlich sterben sollte, denn der Wittwengehalt einer Schulmeisters-Frau, zwölf oder achtzehn Thaler jährlich, hätte ihnen weiter nichts übrig gelassen als betteln zu gehen. Wenn das Bild vor seiner Seele aufstieg, zog es ihm das Herz wie mit eisernen Klammern zusammen. Aber er durfte nicht daran denken — kein Schulmeister darf das — und außerdem hatte ihn das Denken auch schon früher in Verlegenheit gebracht. Was half's auch; damit änderte er die Sache nicht, und hätte sich sein ohnedies nicht freudiges Leben nur noch mehr verbittert. Vielleicht wurde es ja einmal besser; die damalige Regierung blieb ja doch auch nicht ewig am Ruder, und dann durfte er doch jedenfalls hoffen, seine Stellung zu verbessern.

Uebrigens war Andreas nicht allein ein ganz kluger, aufgeweckter Kopf, der wohl eine bessere Stellung ehrenhaft ausgefüllt hätte als die eines Schulmeisters in Holzhäusel, nein, er zeigte sich auch anstellig zu andern als geistigen Arbeiten und benutzte die wenige freie Zeit, die ihm blieb, jetzt nicht mehr wie früher zu nichts einbringender literarischer Polemik, sondern suchte sich Fertigkeit in den hier üblichen Holzarbeiten anzueignen. Dadurch konnte er sich noch einen kleinen Nebenverdienst schaffen und wenigstens der dringendsten Noth begegnen, denn sein ärmlicher Gehalt reichte nirgends aus.

Besonders geschickt zeigte er sich bald im Schneiden der Löffel, denen er eine besondere leichte und gefällige Form gab, wo sie sich früher durch ihre Plumpheit ausgezeichnet hatten. Bei einem der Leute, der eine Drehbank hatte, ging er sogar in die Lehre, und ließ dabei seine Kinder ebenfalls wacker arbeiten, so daß er schon anfing, mit mehr Vertrauen in die Zukunft zu sehen — wie bescheiden waren seine Ansprüche auch geworden!

Das Einzige freilich, was ihm in dem öden einsamen Nest fehlte, schien ein passender Umgang, ein paar Menschen nur, mit denen eine vernünf-

tige Unterhaltung möglich gewesen wäre. Aber wen hatte er dazu hier in Holzhäusel und besonders in den langen Wintern, wo hohe Schneewände die Kuppe umgaben, auf welcher das Dorf lag, und selbst die Post manchmal Schwierigkeit hatte, sich hindurch zu schaufeln? Den Herrn Pastor? Auf den Dörfern halten sich eigentlich die Pastoren sehr fern von den Schulmeistern, um ihrer Würde nichts zu vergeben, aber der Pastor in Holzhäusel war ein lieber und einfacher Mann und verkehrte mit allen Leuten freundlich. Leider aber plagte ihn ein rheumatisches Leiden — er konnte das rauhe Klima nicht vertragen, und dazu hatte sich auch noch Schwerhörigkeit gesellt, die eine Unterhaltung unmöglich machte. Der schon ältliche Herr schien auch schon verschiedene Eingaben gemacht zu haben, um von hier auf etwas wärmern Boden versetzt zu werden, doch umsonst. Er saß ebenso gut wie der Schulmeister hier in seiner „Strafcolonie" — und es geschah ihm recht. Weshalb erzählte er auch den frommen Christen offen von der Kanzel, daß es gar keinen Teufel gäbe, und derselbe nur eigentlich bildlich zu verstehen sei. Was wußte er davon?

Da blieb dem armen Schulmeister dann nur

noch der Chaussee-Einnehmer, ein früherer Schreiber, und das war ein doppelter Segen in dieser Wildniß, denn er besaß für Holzhäusel einen ordentlichen Schatz, nämlich eine kleine Bibliothek. Zwar bestand diese nur aus circa vierzig Bänden — noch dazu lauter Räuberromane von Spieß und Cramer, und war von dem jetzigen Eigenthümer einmal auf einer Auction für 1 Thaler 10 Neugroschen erstanden worden — aber was liest ein Mensch nicht, wenn er allein in einer Wüste sitzt. Selbst in einem solchen Räuberroman kam doch manchmal ein Gedanke vor, und dem haschte der Schulmeister nach — erst durch alle vierzig Bände durch, und dann wieder den nämlichen Weg zurück.

Der Chaussee-Einnehmer war dabei ein kleines lebendiges Männchen, immer vergnügt, immer gefällig und wurde besonders im Haus des Schulmeisters, wenn er sich einmal sehen ließ, von den Kindern mit Jubel empfangen. Vermittelte er doch auch, durch Fuhrleute und Boten, mit denen er in unmittelbare Berührung kam, den Verkehr mit der Außenwelt, mit der nächsten Stadt und wußte besonders dort eine Quelle, wo man die beste Cichorie und den billigsten Zucker bekam, ja verschaffte sogar dem Herrn Pastor und zu Zeiten

auch dem Schulmeister am Sonntag Morgen frische Semmeln aus dem nächsten — allerdings eine volle deutsche Meile entlegenen Bäckerladen.

Sein Hauptverdienst in den Augen des Schulmeister war aber seine liberale Gesinnung. Trotzdem daß er als königlicher Diener seine Stellung verwaltete (er ist kürzlich gestorben oder ich würde ihn nicht denunciren), blieb er ein Demokrat vom reinsten Wasser. Er liebte allerdings seinen Landesvater und dachte an keine Republick — wo jedenfalls auch die Chaussee-Einnehmerstellen abgeschafft wären — aber er sprach von der gerade bestehenden Regierung oft in Ausdrücken — allerdings nur unter vier Augen mit dem Schulmeister — daß ihm jeder wohlgesinnte Staatsanwalt hätte den schönsten Criminalprozeß auf den Hals laden können.

„Wenn ich König wäre", sagte er oft und schlug dabei auf das Fensterbrett, daß die Scheiben klirrten, „ich wollte es den Blutigeln zeigen, was es heißt, meinem armen Volke das Mark aus den Knochen ziehen — viertausend Thaler Gehalt für einen Minister? — nicht vier hundert Thaler kriegten sie, aber die kleinen Beamten, die sich ihr ganzes Leben lang schinden und plagen müssen —

und für was? denen wollte ich auf die Beine helfen — und Ihr Schulmeister? Ihr solltet einmal sehen, was ich aus Euch Schulmeistern machte — die Minister selber sollten den Hut vor Euch abziehen, denn Ihr seid die eigentlichen Träger des Volkes, und wo kämen denn überhaupt die Minister her, wenn sie keine Schulmeister gehabt hätten, die ihnen das erste A-B-C und später das X und U beigebracht?"

Der kleine Chaussee-Einnehmer war sonst ein ganz vernünftiger Mann, aber wenn er auf Politik zu sprechen kam, ging sein Verstand mit ihm durch und zahlte nirgends Chausseegeld mehr. Auch hatte er dabei die üble Gewohnheit, seine Rede nur zu häufig mit dem Ausruf zu bekräftigen: „Hol mich der Deubel", und Andreas hatte ihm das auch schon einige male in seiner freundlichen Art verwiesen. Der Chaussee-Einnehmer lachte dann aber jedes mal und meinte: das sei der harmloseste Schwur von allen miteinander, dnn da es gar keinen Teufel gäbe, könne ihn auch keiner holen, und dabei klänge er kräftig und mache dem Herzen Luft.

So einverstanden nun Andreas auch fast immer mit den politischen Ansichten seines Freundes

sein mochte, obgleich er doch einer etwas mehr gemäßigten Partei angehörte, so schien er über diese Sache seine Bedenken zu haben, da er im flachen Lande zu lange Jahre bei einem streng orthodoxen Geistlichen Küsterdienste versehen hatte. Bei jenem frommen Mann aber war auf der Kanzel der Teufel immer das dritte Wort gewesen, ja er hielt ganze Predigten über ihn und sprach dabei mit einer solchen Ueberzeugung und Wärme, daß Andreas zuletzt selber zweifelhaft wurde und sich, wenn er nicht seiner Meinung entschieden beitrat, jedenfalls neutral verhielt. Es konnte einen Teufel geben — es konnte keinen geben — wer wußte es, wer hatte ihn schon gesehen, und er würde deshalb nie selber solche leichtfertige Worte gebraucht haben, wie sie so oft aus dem Mund des Chaussee-Einnehmers kamen. Doch sprach er sich nie deutlicher darüber aus: denn er fürchtete den Spott des kleinen Mannes.

So war der Winter mit seinen riesigen Schneemassen und harten Frösten vorübergegangen und das Frühjahr ins Land gekommen, von dem sie hier oben freilich immer erst durch durchpassirende Fuhrleute Kunde bekommen. Hier nämlich lag, wenn unten die Matten schon grünten und blühten,

noch hartnäckig der tiefe Schnee, und die ersten Frühlingsboten waren stets die Blumen, welche die Fuhrleute unten im Thale gepflückt und auf die Hüte gesteckt hatten. Dem Chaussee-Einnehmer brachten sie dann auch manchmal einen Strauß von goldgelben Himmelsschlüsseln mit, die er in einem Wasserglas an sein Fenster stellte und sich dann noch Wochen lang auf den nahenden Lenz freute.

Und auch der kam endlich — hier und da fing schon die Sonne an, von den ihren Strahlen am meisten ausgesetzten Rasenflecken den Schnee wegzuthauen. Mit wildem Poltern schurrten große Lavinen vom steilen Schindeldach der Kirche nieder — Finken und Rothschwänzchen ließen sich sehen, und die Buchenknospen quollen dick und glänzend auf. Und Blumen kamen, Schneeglöckchen und Primeln — auch aus dem Wald zog sich die Schneedecke weiter und weiter in Ravinen und Einschnitte zurück und endlich, endlich brach er aus in grünen Blättern und Blüthen und lag so wundervoll auf dem herrlichen Walde, daß es eine wahre Lust und Freude war.

Jetzt durften die Holzhäusler Bewohner auch wieder ihre Arbeiten draußen vornehmen und

besonders hatte Andreas schon lange auf die Zeit gewartet, wo er einen im vorigen Herbst gekauften und geschlagenen Baum, der aber den Winter durch tief im Schnee gelegen, in Angriff nehmen und die einzelnen Stücke in sein Haus führen konnte. Freilich mußte er sich die Zeit dazu förmlich abstehlen, denn unter der Hand hatten sie Nachricht bekommen, daß in ganz kurzer Zeit eine Schulvisitation zu Holzhäusel stattfinden solle. Der Kinderschaar mußte bis dahin noch eine unverhältnißmäßige Quantität von Wissen eingeprügelt werden, damit sie nicht mit Schimpf und Schande beständen, und Andreas den gestrengen Herren einen schlechten Begriff von seiner Zucht beibrachte. Aber die Arbeit im Wald war ihm, nach dem langen Aufenthalt in der dunstigen Schulstube, fast mehr eine Erholung als eine Beschwerde, und er kam oft erst bei eingesetzter Nacht nach Hause zurück. Ja einmal, Sonnabends, als der Vollmond hell am Himmel stand, ging er sogar nach dem Abendbrod nochmals hinaus, um einen der Blöcke, den er zu einer besondern Arbeit brauchte, fertig zu behauen und so aufzuspalten, daß er die einzelnen Stücke auf seiner Schulter zum Hause tragen konnte.

Es war eine wunderbar schöne Nacht; kein Lüftchen regte sich; drinnen im Busch klagte die Nachtschwalbe, und in einem kleinen Forellenteich in der Nähe quackten die Frösche; sonst unterbrach kein Laut die fast todtenähnliche Stille. Aber hell und klar stand der Vollmond an dem mit mattfunkelnden Sternen besäeten Himmel und warf die riesigen Schatten der Waldbäume auf eine kleine Lichtung, in welcher der von Andreas gefällte Baum lag.

Thau war gefallen, und wie das im Mondenlicht spielte und glitzerte, wenn sich die Strahlen in den Milliarden Tropfen brachen, und wie das duftete von Harz und Waldmoos! Dem armen Schulmeisterlein ging das Herz ordentlich auf, denn hier genoß er etwas, was jetzt der reichste Städter, ja kein König mit ihm theilen konnte, das vollste reinste Entzücken an dem Zauber dieser herrlichen Natur — und stille Einsamkeit und Ruhe in dieser Waldeseinsamkeit.

Er legte sich auch wirklich erst eine ganze Weile auf das weiche schwellende Moos, um den würzigen Duft mit vollen Zügen einzuathmen, und schaute dabei zu, wie der Mond so majestätisch dort am Himmel schwebte und einzelne kleine

durchsichtige Wolkenschleier wie Schatten daran vorüberflogen. Aber lange durfte er sich diesem Genuß doch nicht hingeben, denn er kam sonst zu spät nach Hause und seine Elise ängstigte sich nachher vielleicht über sein Ausbleiben. Rüstig ging er deshalb an die Arbeit, und so warm war es dabei hier oben schon geworden, daß er sogar seinen Rock ausziehen mußte, um sich nicht zu heiß zu machen.

„Eigentlich ist es doch ein ganz sonderbares Gefühl", murmelte er dabei, als er sich, um einen Moment zu ruhen, auf seine Axt stützte und den Blick dabei über die mondglänzende Lichtung warf, „so bei Mondenschein im Wald zu arbeiten. Wie dumpf hallen die Schläge, und wie das dabei zischelt und flüstert im Wald — wenn Einer furchtsam wäre, könnt's ihn wahrhaftig ordentlich gruseln. Am Tag ist das freilich was Anderes. Da sieht man doch da und dort einen Vogel und hört sie in den Büschen drin zwitschern; auch vom Dorf dringt manchmal das Krähen eines Hahnes oder das Jubeln einer Kinderstimme herüber. Jetzt ist Alles wie ausgestorben, und man kommt sich fast so vor, als ob man allein auf der Welt übriggeblieben wäre, und nun an seinem eigenen

Sarge hämmerte. Aber jetzt bin ich ja auch gleich fertig, und spare dafür morgen den Weg in der Sonnenhitze, statt dessen ich meine doch nur so kurze Mittagsruhe halten kann — den Klotz nehme ich heute Abend mit, und das Andere können mir die Jungen den Montag nach der Schule in dem kleinen Wägelchen ins Dorf fahren. Das schadet ihnen nichts und die Bewegung ist nur gesund."

Wieder arbeitete er eine Zeit lang und fing dabei schon an müde zu werden, denn seine Arme waren den scharfen Dienst nicht gewohnt, aber er hatte sich einmal vorgenommen, den alten Klotz zum Gebrauch fertig zu behauen, und ließ deßhalb auch nicht nach. Nur wenn er sich einmal ruhen mußte, warf er sich einen Augenblick auf das Moos nieder.

So hatte er eben auch wieder eine Pause gemacht, und schaute nach dem Mond hinauf, um danach die Zeit zu wissen. Alle Wetter, es war in der That spät geworden und mußte schon lange 11 Uhr vorüber sein. Wie leicht sich das aber auch in der frischen Nacht arbeitete, viel besser als an einem warmen Tage, und viel schneller auch. Aber jetzt mußte er auch wirklich nach Hause — nur noch die letzte Seite wollte er zuhauen —

er hatte ihn sich schon zurecht gestellt, und unwillkürlich warf er den Blick nach der Stelle, wo er lag, fuhr aber auch in demselben Moment erschreckt in die Höhe, denn — er war nicht mehr allein.

Wo, um Gottes willen, kam denn der Mensch auf einmal her? Er hatte doch keine Seele kommen sehen und auf dem mondbeschienenen Plan wäre das ja nicht anders möglich gewesen. Jetzt aber saß auf seinem eigenen Holz ein anständig gekleideter Herr, der fast selber wie ein Schulmeister aussah, mit einer solchen Ruhe, als ob er da schon eine Stunde verbracht und ihm zugesehen hätte.

Im ersten Moment glaubte er auch wirklich, das Licht des Mondes täuschte ihn nur, und was er da vor sich sähe, sei weiter nichts als der wunderlich gestaltete Schatten eines Baumwipfels, der gerade auf die Stelle fiele. Aber ein Blick nach dem Mond selber überzeugte ihn, daß das nicht möglich sein könne, denn dieser stand jetzt hoch am Himmel und die Schatten der Bäume reichten gar nicht bis dorthin. Ueber die Wirklichkeit der Gestalt sollte er aber auch außerdem nicht lange in Zweifel bleiben, denn ehe er sich nur noch recht gesammelt hatte, sagte diese freundlich:

„Guten Abend, Andreas. Noch so fleißig?“

Der Schulmeister wußte wirklich nicht, wie ihm geschah. Jetzt, da er scharf hinblickte, konnte er selbst die Züge des Fremden deutlich erkennen, aber er erinnerte sich nicht, ihm je begegnet zu sein, und trotzdem redete ihn dieser mit seinem Namen an und hatte außerdem ein Antlitz, das man, wenn einmal gesehen, wohl schwerlich wieder vergessen konnte.

Es war eine schlanke, edle Gestalt, schwarz, aber sehr sauber gekleidet, besonders mit schneeweißer Wäsche — etwas sehr Ungewöhnliches in Holzhäusel an einem Sonnabend Abend. Sein Gesicht schien allerdings bleich — wozu vielleicht auch das Mondlicht beitragen mochte, aber er hatte große, sprechende Augen und feingeschnittene Lippen, und ein weicher, pechschwarzer Bart kräuste sich leicht um sein Kinn.

„Guten Abend, mein Herr“, sagte der Schulmeister auch ganz verdutzt, indem er den Fremden so starr ansah, daß dieser ein leichtes Lächeln kaum unterdrücken konnte — „aber wo kommen Sie denn auf einmal her, und woher kennen Sie mich?“

„Ach, mein lieber Herr Pech“, sagte dieser

aber freundlich, „ich kenne Sie schon seit lange und habe Ihnen oft mit Vergnügen zugehört, wenn Sie sich abends mit Bellermeier, dem Chaussee-Einnehmer, unterhielten.“

„Da haben Sie zugehört?“ rief Andreas, die Augen weit aufreißend — „wie ist denn das möglich?“

„Ja ja“, lachte der junge fremde Herr herzlich vor sich hin. „Bellermeier ist ein komischer Kauz, und wie oft schon hat er mich eingeladen, ihn zu holen.“

„Sie hat er eingeladen, ihn zu holen?“ rief jetzt Andreas, wirklich erschreckt, indem er in die Höhe sprang. „Ja um Gottes willen, wer sind Sie denn eigentlich?“

„Bitte, lieber Herr Pech“, sagte der fremde Herr aber ganz ruhig, indem er ihm mit der Hand winkte — „behalten Sie Platz und erschrecken Sie nicht. Sie haben nicht den geringsten Grund dafür. Ich bin blos der Teufel.“

„Der Teufel?“ sagte Andreas, und sank wirklich auf seinen Sitz zurück, fühlte aber auch, wie ihm das Herz ängstlich an zu klopfen fing — er mußte todtenblaß geworden sein.

„Aber, bester Herr Pech“, sagte der Teufel,

„was schneiden Sie denn für ein trostloses Gesicht. Sie fürchten sich doch nicht vor mir? Das wäre ja rein kindisch, und ist gegenwärtig ein vollkommen überwundener Standpunkt. Ich thue Ihnen nichts und einzig und allein Ihre späte Beschäftigung hat mich angezogen."

„Meine Beschäftigung?" sagte Andreas, der sich wirklich schon in etwas von dem ersten Schreck erholt hatte, wenn er auch ein leises Grausen über diese Begegnung nicht ganz unterdrücken konnte.

„Ja", nickte der Teufel leise vor sich hin — „Ihre Arbeit im Mondenschein. In frühern Jahrhunderten hatte ich über alle Die Gewalt, die im Mondenschein arbeiteten, denn das Mondenlicht ist mein spezielles Eigenthum. Mit den vielen Neuerungen der jetzigen Aera ist aber auch das nun abgelöst, und ich habe nur noch mein Vergnügen daran, den Leuten zuzuschauen, die meinen Mondenschein benutzen."

„Aber ich habe gar nicht gewußt, daß das Sünde wäre", sagte der arme Schulmeister bestürzt.

„Sünde", sagte der Teufel die Achseln zuckend, „lieber Gott, was ist eigentlich Sünde! Wir haben es da mit einem sehr weiten Begriff zu thun. Todtschlag ist Sünde, nicht wahr? Aber ich kenne

eine Menge von Beispielen, wo die frommen Geistlichen selbst auf den Kanzeln dem lieben Gott danken, wenn recht viele Menschen todtgeschlagen sind, und die zuckenden Leichen noch draußen auf dem Schlachtfeld liegen. Sünde! Diebstahl ist Sünde, und wer stiehlt in unserer Zeit nicht — und wenn es nur den guten Ruf seines Mitmenschen wäre. Wir könnten auf die Art die ganzen zehn Gebote durchnehmen."

Andreas schüttelte mit dem Kopfe; er war jetzt, während der Fremde sprach, ruhiger geworden, und fing an, sich die Sache zu überlegen. Das sollte der Teufel sein? Ein Herr in einem schwarzen Frack und mit einem Cylinderhut auf? Unsinn? Wenn er auch noch nicht recht begriff, wie er hierher gekommen sein konnte, ohne daß er ihn bemerkt hätte, so ließ sich doch nichts Anderes denken, als daß es irgend ein Fremder wäre, der sich hier im Wald verirrt haben mußte. Natürlich war er dann durch die weitschallenden Schläge seiner Axt dieser Richtung zugezogen worden, und da er unbemerkt herankam, wollte er sich jetzt einen Spaß mit ihm machen und sich für den „Gott sei bei uns" selber ausgeben.

Erstlich war Andreas, wie schon früher erwähnt, noch lange nicht mit sich einig, ob es wirklich nur überhaupt einen Teufel gäbe, und wenn in der That, so sah der doch jedenfalls anders aus als ein vornehmer Stadtherr, der mit Glanzstiefeln im Wald herumläuft und Glacéhandschuh trägt. Mit dem Verdacht wuchs aber auch wieder sein Muth — wie man ihn überhaupt nicht furchtsam nennen konnte — und er fing an, sich die Sache von der humoristischen Seite zu betrachten.

Der Fremde hatte in der Zeit sehr ruhig seine Cigarrentasche herausgeholt und sich eine Cigarre gen mmen.

„Rauchen Sie, Herr Pech?“ frug er freundlich — wo in aller Welt hatte er nur seinen Namen wegbekommen — indem er ihm die Tasche hinhielt.

„Bitte“, sagte dieser, „wenn sie erlauben — eine gute Cigarre bekommt man hier in der Gegend selten.“

„Diese sind echt“, sagte der Fremde, „ich habe sie selber von Havanna mitgebracht.“

„Waren Sie in Amerika?“ rief Andreas, der eigentlich keine weitere Sehnsucht kannte als Amerika, es aber etwa ebenso betrachtete wie den Mond oder einen andern Planeten, nach dem

man sich wohl hinwünschen, den man aber auch nie erreichen könne.

„Allerdings", lächelte der Fremde, „ich habe dort viel zu thun."

„Wirklich?" sagte Andreas, und hatte dabei seinen Stahl und Schwamm aus der Tasche genommen, um Feuer zu schlagen, als der Fremde seinen linken Handschuh auszog, den Finger an seine Cigarre hielt, und diese dadurch augenblicklich in Brand brachte. Dann reichte er sie artig dem Schulmeister, der die seinige verdutzt daran anzündete. Wo hatte der fremde Mensch so schnell Feuer herbekommen? — aus dem Finger? Das war ja doch rein unmöglich. Der fremde Herr aber zog seinen Handschuh wieder an und blies den Rauch in kleinen kurzen Wölkchen in das Mondenlicht hinein. „Was zum Henker", dachte aber Andreas, „Du fragst ihn einmal, wo er herkommt und wohin er will, denn auf Stunden weit ist ja kein anderes Dorf in der Nachbarschaft. Rede muß er doch stehen."

„Sie entschuldigen", sagte er deshalb laut, und genoß dabei in langsamen Zügen seine eigene Cigarre, denn so ein Blatt hatte er in seinem ganzen Leben nicht geraucht. „Woher kommen Sie denn eigentlich heute?"

„Heute?“ sagte der Fremde, „oh, nicht weit, blos von Petersburg, wo ich etwas zu besorgen hatte, und nur wie ich eben über den Wald flog und Sie hier unten im Mondenlicht arbeiten sah, bin ich einen Augenblick heruntergekommen, um ein Bischen mit Ihnen zu plaudern.“

„Ueber den Wald fliegen?“ lächelte Andreas still vor sich hin, denn er war jetzt fest überzeugt, daß sich der fremde Herr einen Spaß mit ihm machen wolle — „so? und nachher fliegen Sie auch wohl wieder fort?“

„Es wird mir wohl nichts Anderes übrigbleiben“, nickte freundlich der Fremde, „denn was soll ich in Holzhäusel machen? Etwa den Chaussee-Einnehmer holen? Das wäre wirklich nicht der Mühe werth, denn der kommt mir schon mit der Zeit von selber — und wenn er nicht kommt, ist's auch kein Unglück.“

Den Schulmeister überlief's wieder. Der Fremde sprach so zuversichtlich, und erst jetzt fiel ihm eine merkwürdige Eigenschaft an seinem unheimlichen Besuch auf, denn einmal war es ihm, als ob er durch den dunkeln Frack hin die dahinter liegenden Umrisse des Holzes erkennen könne und dann

— beim Himmel der fremde Mensch warf gar keinen Schatten!

„Lassen Sie ihre Cigarre nicht ausgehen“, sagte aber der Teufel freundlich — denn daß er es sei, daran konnte der arme Schulmeister jetzt nicht einmal mehr zweifeln, „sie schmeckt nachher nicht mehr so gut, wenn sie erst einmal kalt geworden ist. Wie geht es denn eigentlich Ihrer Familie?“

„Oh, ich danke — recht gut“, stammelte Andreas, dem es jetzt eiskalt durch die Glieder zog — „aber wie — wie um Gottes willen ist mir denn? — Sie können doch nicht wahr und wahrhaftig —“

„Der Teufel sein?“ lächelte dieser, „und weßhalb nicht, Herr Pech? Weil ich anständig gekleidet gehe? Wollen Sie sich einmal gefälligst ein Bild Ihrer Altvorderen betrachten, einen jener urkräftigen Cherusker oder wie die Herren hießen, mit einem Bärenfell-Mantel, große Büffelhörner als Helm auf dem Kopf und mit bloßen Beinen — laufen aber die Deutschen jetzt noch so in der Welt herum? — Nein, sie haben sich civilisirt, und ich sehe wirklich nicht ein, weshalb ich da allein eine Ausnahme machen sollte. Wo könnte

ich mich jetzt wohl noch anständiger Weise mit Schweif und Pferdefuß sehen lassen, und ein oft so nöthiges Incognito wäre ganz unmöglich."

„Wunderbar", stöhnte der Schulmeister, der durch die gemüthliche Plauderweise des Schrecklichen aber auch wieder Muth zu fassen begann. Dabei fiel ihm aber sein Herr Pfarrer ein — wenn er dem dies Begegniß erzählte, der glaubte kein Wort davon — und Bellermeier erst, der hätte ihn gerade ausgelacht, und er wäre am Ende noch in den höchst ungerechten Verdacht gekommen, ein Glas Bier über den Durst getrunken zu haben. Gütiger Himmel, es warf ihm nicht einmal eins für den Durst ab, und er war so nüchtern wie eine junge Katze.

„Lieber Freund", sagte der Teufel aber ruhig, „es gibt sehr viel Wunderbares auf der Welt — viel mehr, als sich die Menschen gewöhnlich träumen lassen. Manchmal sehen sie's nur nicht; manchmal aber wollen sie es auch nicht sehen, und der Teufel geht oft mitten unter ihnen herum, ohne daß sie ihn bemerken."

„Aber früher, sagte Andreas schüchtern, „hatte man doch immer so viele Angst, daß er Einen holte (er sprach noch immer von dem Gefürchteten in

dritter Person, denn er getraute es sich nicht, ihn selber anzureden) „und jetzt hört man eigentlich gar nichts mehr davon."

„Das ist sehr natürlich", versicherte der unheimliche Fremde. „Früher, als ich noch absoluter Monarch in der Hölle war, durfte ich machen, was ich wollte, und machte mir deßhalb manchmal einen Spaß, denn daß mir an einer lumpigen Seele nicht viel liegt, können Sie sich denken, Herr Pech. Jetzt aber, seit wir eine Constitution haben —"

„Eine Constitution?" platzte der Schulmeister erstaunt heraus.

„Versteht sich — seit 48, wo auch hier oben Alles drunter und drüber ging. Ich hatte damals hier alle Hände voll zu thun, und ließ deßhalb leichtsinnigerweise mein eigenes Reich etwas außer Acht. Die Folge blieb nicht aus. Als ich zurückkehrte, brachten sie mir gleich den ersten Abend eine Katzenmusik, meiner eigenen Großmutter warfen sie die Fenster ein, und schickten mir nachher eine Deputation auf den Hals, mit welcher ich die weitern Bedingungen meiner Regierung besprechen mußte. Was wollte ich machen? Ich war noch froh, daß sie — dumm genug — nicht mehr verlangten, und bewilligte Alles."

„Und jetzt holen Sie Niemanden mehr?“ frug Andreas, der schon dreister wurde, je länger die Unterhaltung währte, und sich dafür besonders zu interessiren schien.

„Nein“, sagte der Teufel, „ich bekomme jedes Jahr mein Deputat geliefert, und habe mich sogar nicht einmal mehr um die Verwendung der eingelieferten Seelen zu bekümmern, da das die Arbeitervereine besorgen.“

„Man sollte es nicht für möglich halten“, sagte staunend der Schulmeister, „selbst in der Hölle haben sie eine Constitution, und hier bei uns“ —

„Beruhigen Sie sich darüber“, lächelte der Teufel, „sie ist auch danach, aber sie erfüllt immerhin ihren Zweck, denn ich beziehe noch das nämlche Einkommen, und habe dafür weniger zu thun. Sonst hat sich fast gar nichts geändert, nur daß die Sache vielleicht etwas umständlicher geworden ist, als sie früher war.“

„Aber Sie erwähnten doch vorhin meinen Freund, den Chaussee-Einnehmer“, sagte Andreas schüchtern, „von wegen holen, meine ich.“

„Nur ein Scherz“, lächelte der Teufel, „wie schon gesagt, befasse ich mich auch damit nur noch ausnahmsweise und in ganz besonderen Fällen —

von denen ich Ihnen allerdings einige namhaft machen könnte — es ist aber kein rechtes Leben mehr in der Sache. Ueberhaupt, lieber Freund" setzte er zutraulich hinzu, „kann ich Sie versichern, daß die Welt immer prosaischer wird, und die Menschen behaupten dabei ganz falsch: die Poesie ginge zum Teufel. Es ist nicht wahr, und nur eine ihrer gewöhnlichen Uebertreibungen, denn ich habe in letzterer Zeit nichts von ihr gesehen und wir werden immer praktischer wohl, aber wirklich nicht glücklicher dabei. Was für ein wunderbares Vergnügen war das früher, z. B. mit dem wilden Jäger mit Hallo und Rüdengebell durch die Welt zu hetzen und sich einmal recht tüchtig auszutoben. Sie können sich keine Idee davon machen, wie wohl das that, und man fühlte sich nach einem solchen Ritt um tausend Jahre jünger. Jetzt, nach Einführung der Jagdkarten ist uns da auch ein Riegel vorgeschoben, denn es gehörte wirklich heidenmäßig viel Geld dazu, um hier in Euerm zersplitterten Deutschland, wo man beinah auf jede Pferdelänge in ein anderes Fürstenthum und Revier kommt, für jedes wieder eine neue Karte zu lösen."

Andreas hörte voller Erstaunen und mit

offenem Munde zu, denn er hatte bis jetzt einen ganz andern Begriff von der Macht und den Rechten des Teufels gehabt.

„Ja, aber wie ist mir denn", sagte er endlich ganz verdutzt, „braucht denn der — entschuldigen Sie — braucht denn der Teufel auch eine Jagdkarte, wenn er jagen will? Das hab' ich ja gar nicht gewußt."

„Ihr macht Euch hier oben überhaupt ganz sonderbare Gedanken über uns", sagte der Teufel achselzuckend, „und ich habe Bilder gesehen", fuhr er, still vor sich hinlachend fort, „wo die Hölle als ein einziger lodernder Feuerpfuhl abgebildet war, in dem also eine nur einigermaßen erträgliche Existenz gar nicht möglich wäre. Was würden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß die ganze Hölle mit Gas erleuchtet ist, Herr Pech?"

„Mit Gas?" rief Andreas verwundert.

„Versteht sich — aber was haben wir dabei gewonnen? Nichts. Früher brannten wir nur fette Sünder, und Sie glauben gar nicht, was oft für komische Scenen dabei vorfielen. Jetzt ist das aber als inhuman verschrien, und die langweiligen Kandelaber stehen nun dort unten Jahr-

hunderte ein und aus und verbreiten ihr regelmäßiges monotones Licht.'

„Petroleum benutzen Sie also nicht", frug Andreas, der sich schon lange eine solche Lampe gewünscht hatte.

„Nur zum Schmoren", sagte der Teufel gleichmüthig, „aber schon seit vielen tausend Jahren. Es war von jeher unser Hauptbrennmaterial, wenn es die Menschen auch erst vor kurzer Zeit entdeckt haben. Trotzdem nennen sie uns noch immer den „dummen Teufel.""

Andreas schwieg verlegen still, denn er wußte nicht gleich, was er darauf erwidern solle — er mochte doch nicht grob sein, und eine gewöhnliche Schmeichelei schien ihm hier auch nicht am Platze. Dem Teufel hätte er sie doch nicht — noch dazu als christlicher Schulmeister — sagen können. Der Teufel aber, seinem eigenen Gedankengang folgend, fuhr fort:

„Sie hätten freilich recht, wenn ich dem Bilde entspräche, das sie sich von mir entwerfen. Ich soll z. B. die Leute holen, die hier oben recht nichtsnutzige Streiche machen oder gemeine Schurken sind — es ist zu abgeschmackt. Die lasse ich doch gerade am allerliebsten, so lange als nur irgend

möglich auf Erden herumlaufen, schon des guten Beispiels wegen. Den Beweis für das Gesagte finden Sie auch überall auf der Erde bestätigt. Die guten Menschen sterben weg, und die schlechten bleiben, wo sie aber irgendwo in einem Land Jemanden haben, den einzelne Personen, oder den das ganze Volk zum Teufel wünschte, so können Sie sich fest darauf verlassen, daß ich ihn nicht hole, sondern daß der ein ewiges Leben zu haben scheint."

Andreas seufzte und dachte an einen bestimmten Consistorialrath, den er kannte.

„Die laufen mir lange gut", fuhr aber der Teufel fort, „die säen Haß und Erbitterung aus nach Herzenslust, und wenn ihre Zeit einmal um ist, entwischen sie mir doch nicht, wozu also eine so alberne Uebereilung."

„Merkwürdig", sagte Andreas, fast mehr mit sich selber als zu seinem Gesellschafter redend.

„Finden Sie das merkwürdig?" lächelte der Teufel.

„Ach nein — das nicht", seufzte Andreas, „ich kenne selber einige sehr auffallende Beispiele, die das allerdings bestätigen, was Sie eben sagten — nein, ich meine nur, daß Sie, verehrter Herr",

er kam etwas in Verlegenheit, wie er den Teufel eigentlich anreden müsse, denn das er allein keinen Titel habe, ließ sich doch nicht gut denken, — wenn er ihn aber nicht ordentlich titulirte, nahm er es ihm am Ende übel. Wurde doch der sonst so gutmüthige Bellermeier fast böse, wenn man ihn bei seinem eigenen Namen nannte, und man mußte immer „Herr Chaussee-Einnehmer“ dazu setzen.

„Nun?“ frug der Teufel, der wohl merkte, daß er etwas auf dem Herzen hatte, „womit kann ich dienen?“

„Bitte“, sagte Andreas erschreckt, denn daß sich der Teufel so bereitwillig zeigte, ihm mit etwas zu dienen, kam ihm doch bedenklich vor. „Ich — ich wußte nur nicht gleich, wie ich Sie tituliren sollte.“

„Mich?“ lachte der Teufel laut auf, „das ist himmlisch. Woher vermuthen Sie, daß ich einen Titel habe, Herr Pech?“

„Ja, aber — ohne Titel“, sagte der Schulmeister, „es ist doch nicht wohl anzunehmen, daß ein anständiger Mensch — ich wenigstens kenne kein Beispiel —“

„Ohne Titel in der Welt herumlaufe?“ ergänzte der Teufel seine Rede, und sein Gesicht

glänzte dabei ordentlich vor Vergnügen. „Aber Sie stehen mit Ihrer Meinung nicht vereinzelt da“, fuhr er, plötzlich ernster werdend, fort, „denn selbst meine gute und sonst so vernünftige Großmutter hat mich einmal eine lange Zeit gequält, ich sollte mir einen solchen zu verschaffen suchen — was mir bei meinen Connexionen allerdings nicht schwer geworden wäre — und mich „geheimer Commissionsrath“ nennen lassen, aber ich habe es trotzdem abgelehnt, denn eine Auszeichnung muß ich doch vor den Menschen haben und — Verwechselungen wären mir auch vielleicht unangenehm gewesen. Nennen Sie mich deshalb nur, da wir uns doch hier in Deutschland befinden, bei meinem deutschen Namen Teufel — also Herr Teufel, wenn Sie wollen, der mit dem hebräischen Satan gleichbedeutend ist. Alle übrigen Benennungen sind gemeine Schimpfworte, die ich mir allerdings verbitte. Aber Sie wollten mir vorher, als ich Sie unterbrach, noch etwas anderes mittheilen. Sie fanden etwas, worüber Sie sich noch nicht ausgesprochen haben, merkwürdig.“

„Ach ja“, sagte Andreas, der sich jetzt besann — „ich meinte nur, es wäre merkwürdig, daß so viele Menschen gar nicht an Sie — der doch jetzt

leibhaftig vor mir steht, glauben wollen, und Ihre ganze Existenz leugnen."

„Bah", sagte der Teufel verächtlich, „und was bedeutet das? Es gibt ebenso Tausende von Menschen, die selbst einen Gott leugnen, und ändert das etwas im Weltensystem? Früher meintet Ihr, die Erde liege still und die Sonne bewege sich — thaten sie es deßhalb wirklich? Nein, die Erde lief ihre vorgeschriebene Bahn fort, und die Sonne stand still, und nur einer spätern Zeit war es vorbehalten zu beweisen, daß sich Josua mit seinen astronomischen Kenntnissen gründlich blamirt habe. Ebenso wird sich aber auch der Teufel die Freiheit nehmen — und nimmt sie sich in der That — auf Erden herumzugehen, ob nun Einzelne an ihn glauben oder nicht. Meinen besondern Freunden bin ich doch bekannt und vertraut, und diese verleugnen mich auch nicht. Ich möchte z. B. einmal sehen, was Ihnen geschähe, wenn Sie einer General-Synode erklären wollten: es gäbe keinen Teufel. Ja selbst die Regierungen nehmen sich meiner an, und als vor einigen Jahren die „Münchener Fliegenden Blätter" einmal ein albernes Spottbild auf mich brachten, erhielten sie ein Rescript der königlich sächsischen Regierung,

worin ihnen gedroht wurde, die Blätter im ganzen Königreich polizeilich zu verbieten, wenn sie noch einmal versuchten, „einen Gegenstand der christlichen Verehrung" lächerlich zu machen."

Andreas seufzte nur, denn ähnliche Rescripte und Verwarnungen, die er selber erhalten, gingen ihm im Kopf herum.

„So viel ist sicher", sagte er endlich, „daß es selbst der Teufel besser hat als ein armes Dorfschulmeisterlein, denn wir werden nicht als Gegenstände der Verehrung, sondern als Fußschemel betrachtet, an denen sich Jeder ungestraft die Stiefel abtreten kann, und doch sollen wir eine neue Generation von Menschen heranbilden."

„Bah", sagte der Teufel, „daran seit Ihr selber schuld, und dürft Euch deshalb nicht darüber beklagen."

„Wir?" rief Andreas verwundert.

„Ja Ihr — weiter Niemand", nickte der Teufel leise vor sich hin. „Weshalb beschränkt Ihr Euch nicht darauf, die Kinder das zu lehren, was sie allein zu lernen brauchen, um gute Staatsbürger zu werden. Nachher hättet Ihr den Himmel auf Erden und säßet bis über die Ohren in der Wolle."

„Ja aber —“ sagte Andreas verdutzt, „was ist denn das eigentlich und kann denn der Mensch überhaupt je zu viel lernen?“

„Gewiß kann er, mein lieber Herr Pech, gewiß kann er“, nickte der Teufel mit einem vergnügten Grinsen, „und er weiß jetzt schon eigentlich viel mehr, als ihm gut ist. Der Katechismus ist die Hauptsache — den muß er vor- und rückwärts auswendig kennen, Bibelsprüche meinetwegen soviel in den Kopf gehen, denn die halten seinen Geist von andern gefährlichen Dingen ab. Außerdem lesen und schreiben und ein wenig rechnen, und meinetwegen auch ein wenig Geographie des bestimmten Landestheiles nämlich, in dem Ihr gerade lebt, mit vaterländischer Geschichte, d. h. um Gottes Willen nicht Schlosser's Weltgeschichte, der viel mehr sagt als irgend nöthig ist, sondern Erzählungen aus dem Leben der verstorbenen Landesväter, worin deren Tapferkeit, Milde, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit dem Schüler zugleich mit dem Bewußtsein eingeprägt wird, daß alle diese Tugenden auf den noch lebenden und gerade regierenden Herrscher übergegangen sind. Außerdem Lateinisch und besonders alte römische Geschichte, in welcher sämmtliche Vorbilder von Frei-

heit und Republikanismus vollkommen ungefährlich sind, oder vielmehr durch den vortragenden Lehrer ungefährlich gemacht werden können. Er darf natürlich keine Vergleiche mit damals und jetzt ziehen und muß die Sache mehr als Mythe behandeln — weshalb ich auch besonders Altgriechische Mythologie empfehle."

„Aber Naturwissenschaften — Denkübungen."

„Bah, seien Sie nicht kindisch", sagte der Teufel. „Für Naturwissenschaften genügt einfache Naturgeschichte, worin erzählt wird, daß der Löwe, der König der Thiere, großmüthig, und die Schlange noch vom ersten Sündenfall her verdammt ist im Staub zu kriechen. Allerdings hat sie auch vorher schon ebenso wenig Beine gehabt wie jetzt, aber das schadet nichts. Statt Denkübungen lassen Sie die Kleinen dann ordentlich, besonders recht lange Gedichte auswendig lernen: Die Bürgschaft z. B., den Taucher, den Kampf mit dem Drachen, das Lied vom braven Mann und tausend andere. Das verhindert sie am sichersten, über etwas Selbständiges nachzudenken und einen eigenen Ideengang zu verfolgen."

„Aber bester Herr", sagte Andreas halb verzweifelt, „Sie geben mir da Rathschläge, die das

kleine junge Volk nicht allein zu Grunde richten, nein, die es zu Dummköpfen machen müssen."

„Reden Sie keinen Unsinn", sagte der Teufel ärgerlich, „von Zugrunderichten ist gar keine Rede; auf die Höhe der Zeit sollen sie gehoben werden. Die Wissenschaft muß umkehren, wenn sie den Weg, den sie gelaufen, überblicken, und dadurch zu einer genauen Kenntniß ihrer selbst gelangen will. Apropos — Sie haben in vierzehn Tagen hier Schulvisitation, nicht wahr?"

„Allerdings", sagte Andreas verwundert, „aber woher wissen Sie denn das schon?"

„Weshalb sollte ich es nicht wissen — Sie wünschen eine bessere Stelle, nicht wahr?"

„Großer Gott", seufzte Andreas, „ich bin Dorfschulmeister in Holzhäusel, und damit ist wohl Alles gesagt."

„Gut, haben Sie ihre Vorbereitungen dazu getroffen?"

„Soviel in meinen Kräften stand, ja", sagte Andreas. „In der Geographie nehme ich jetzt die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch, in der Geschichte bin ich bei Joseph II. von Oesterreich."

„Jetzt thun Sie mir den Gefallen", fuhr der Teufel auf — „Sie müssen Ihren Verstand ver-

loren haben. Was wissen die Bauerjungen von Joseph II., was brauchen sie von ihm zu wissen. Gehen Sie gleich Montag früh daran, und pauken Sie den Rangen die Geschichte des unglückseligen Franz von Neapel ein und erfüllen Sie ihre kleinen Herzen mit Empörung über die dort verübte Ungerechtigkeit, darauf setzen Sie einige sechzig Sprüche und Psalmen."

„Aber ich darf die Kinder nicht so viel auswendig lernen lassen", warf Andreas ein. „Die Aeltern beklagen sich immer, daß ihnen damit zu viel Zeit zur Arbeit verloren geht, und die Leute sind ohnedies so arm."

„Bah, Unsinn, was geht das Sie an", sagte der Teufel. „Jeder ist sich selbst der Nächste, und ich garantire Ihnen, daß Sie versetzt werden."

„Sie meinen wirklich?"

„Mir dürfen Sie glauben — aber alle Wetter!" unterbrach er sich plötzlich, nach seiner Uhr sehend — „es ist spät geworden und ich muß fort — also auf Wiedersehen, Herr Pech."

In dem Augenblick schreckte, dicht hinter Andreas, ein Rehbock, der hier im Mondenschein auf die Lichtung getreten war und natürlich keine Gesellschaft da vermuthen konnte. Er mußte auch

ganz dicht herangekommen sein, als er die Witterung von etwas Verdächtigem bekam, und der laute Ton, den diese Thiere in einem solchen Fall gewöhnlich ausstoßen, machte, daß der überdies etwas erregte Schulmeister blitzschnell nach ihm herumfuhr. Das scheue Thier hielt sich aber nicht auf, sondern floh in langen Sätzen über den mondhellen Schlag, um sein schützendes Dickicht zu erreichen. Jetzt tauchte es in die Büsche; als aber Andreas den Kopf wieder seinem Besuch zudrehte, war dieser spurlos verschwunden, und ein eigener moderartiger Geruch schien die Luft zu erfüllen. Der Schulmeister bemerkte auch jetzt erst, worauf er früher gar nicht geachtet, daß aus dem tiefer gelegenen Theil der kleinen Lichtung ein feiner, aber feuchter Nebel heraufquoll — und wie weit war der Mond schon am Himmel hingerückt. Es mußte wahrhaftig spät geworden sein und kalt war's auch, denn es fing an, ihn in Hemdsärmeln zu frösteln. Oder war das vielleicht die Scheu vor seinem unheimlichen Besuch? Er schaute sich auch vorsichtig nach rechts und links um, ob er die dunkle Gestalt nirgends mehr erkennen könne — aber die Lichtung war leer und der schreckliche Gast dorthin verweht, woher er gekommen sein mußte — in die Luft.

Den armen Schulmeister fing es jetzt an zu grausen. Wenn er nun noch einmal zurückkehrte und — der Teufel traue dem Teufel! Er zog rasch seinen Rock an, hob sich den fertigen Klotz, den er mitnehmen wollte, auf die Schulter, griff dann mit der andern Hand sein Werkzeug auf und schritt, so rasch ihn seine Füße trugen, der Heimath zu, wo er indessen auch wirklich schon mit schweren Sorgen erwartet wurde.

„Aber Andreas, um Gottes willen! wo bleibst Du denn nur bis so tief in die Nacht hinein?“ rief ihm seine Frau entgegen, die in aller Sorge und Angst noch aufgeblieben, oder vielmehr aufgestanden war — „wie bange ist mir schon um Dich geworden, und wenn ich nur den Weg gewußt, ich wäre selber hinausgelaufen, um Dich zu suchen.“

„Aber liebes Kind“, sagte der Mann verlegen, „so spät ist es doch noch gar nicht?“

„So spät nicht?“ rief aber die Frau, „schon lange 1 Uhr vorbei.“

„Hm“, sagte Andreas, der in dem Augenblick daran dachte, daß der Teufel gerade um 1 Uhr verschwunden sein mußte — „es arbeitete sich heute Nacht so herrlich da draußen, daß ich gar

nicht wieder fortkommen konnte, und fast meinen ganzen Baum zertheilt habe."

„Und dich selber machst Du dabei krank und reibst Dich auf — und die feuchte Nachtluft ist doch wahrhaftig auch nicht gesund."

„Die schadet mir nichts", sagte aber der Schulmeister freundlich, „sorge Dich nur nicht meinethalben. Die scharfe Bewegung in der gesunden Waldesluft hat mir viel mehr genutzt als wehe gethan. Es ist freilich dabei ein Bischen spät geworden — ich wollte eigentlich gar nicht so lange ausbleiben, aber wenn man einmal anfängt, kann man gar nicht wieder aufhören — und noch dazu bei der herrlichen Nacht — ich weiß wirklich nicht, wo die Zeit hingekommen ist."

„So mache nur jetzt wenigstens, daß Du ins Bett kommst", sorgte die Frau — „es ist doch wieder recht frisch geworden. Denke nur, was aus uns werden sollte, wenn Du krank würdest."

Andreas folgte dem Rath, es war ihm überhaupt heute gar nicht mehr darum zu thun, viel zu sprechen, wo er so viel zu denken hatte, und er lag auch noch lange lange Zeit in seinem Bett, über das Erlebte nachgrübelnd, bis ihm endlich selber die Augen zufielen. — Aber wie sonderbar

war ihm erst am nächsten Morgen zu Muthe, als ihm die gestrige Erscheinung wieder einfiel und jetzt mehr wie ein wüster Traum, wie als etwas wirklich Gesehenes vorkam.

Es war Sonntag und er mußte früh in die Kirche, um sich an die Glocke zu hängen und damit den frommen Christen ein Zeichen zu geben, daß sie sich ein wenig rasch rasirten und in ihren Sonntagsstaat würfen, da die Predigt bald beginne. Aber an was dachte er dabei? Es schauderte ihm selber, wenn er sich dessen klar wurde, und er suchte die Gedanken gewaltsam von sich abzuschütteln — wenn ihm das nur möglich gewesen wäre.

An dem Nachmittag ging er zum Chaussee-Einnehmer hinaus, um sich mit diesem ein wenig zu unterhalten. Er fühlte das dringende Bedürfniß sich mitzutheilen, und wagte es trotzdem nicht; denn durfte er hoffen, gerade bei Bellermeier, der immer gern für einen Freigeist gelten wollte, Glauben zu finden? Es war nicht denkbar. Dadurch fühlte er sich niedergedrückt, und dem kleinen Chaussee-Einnehmer konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß dem Schulmeister etwas auf der Seele liege. Seiner Meinung nach konnte

das aber natürlich nichts anderes sein, als die bevorstehende Schulinspection.

„Hört einmal, Schulmeister“, rief er endlich, „das ist langweilig, Ihr nehmt Euch die Sache viel zu sehr zu Herzen. Ob die Schwarzröcke einmal die Nase in Euere Schulstube stecken oder nicht, was kümmert das Euch hier in Holzhäusel? Höher versetzt könnt Ihr nicht mehr werden, Ihr schneidet aber, hol mich der Deubel, ein Gesicht, als ob Ihr schon heute auf der Arm-Sünderbank säßet.“

„Lieber Herr Chaussee-Einnehmer“, bat Andreas freundlich, „thun Sie mir den einzigen Gefallen und sagen Sie nicht immer, „hol mich der Teufel“ — es ist — man weiß doch nicht — und noch dazu an einem Sonntag.“

„Nanu?“ lachte aber der kleine Mann gerade hinaus, und sah den Schulmeister ordentlich erstaunt an. „Was ist Ihnen denn heute in die Perrüke gefahren, Schulmeister, denn der Sonntag hat Sie doch sonst eben nicht genirt. Weshalb soll ich nicht sagen: hol mich der Deubel?“

„Es ist doch eigentlich Gotteslästerung.“

„Wenn ich sage, hol mich der Deubel? Hehehehehe, Sie sind wirklich göttlich! Was hat

denn der liebe Gott mit dem Deubel zu thun? Hören Sie, hören Sie, Schulmeister, Sie arbeiten sich doch nicht etwa auf den Mucker los? Dann sind wir wenigstens die längste Zeit Freunde gewesen, was mir hier, in dem verbrannten Nest, unendlich leid thun sollte."

„Mein lieber Herr Chaussee-Einnehmer", sagte Pech, „man braucht noch kein Mucker zu sein, um an solchen gefährlichen Worten keine Freude zu finden —"

„Gefährlichen Worten", lachte aber Bellermeier wieder, „lieber Herr Schulmeister, nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich vermuthe fast, es muß bei Ihnen irgendwo im Gehirnkasten eine Schraube losgegangen sein."

Andreas hatte es auf der Zunge, dem kleinen Mann sein gestriges Abenteuer zu erzählen, aber er fühlte auch recht gut, daß er nur Spott und Hohn dafür einernten würde. Er war dadurch niedergeschlagen; die Unterhaltung wollte nicht recht fließen und er ging auch bald wieder nach Hause, um sich auf seine morgende Schule vorzubereiten. Aber der Kopf wirbelte ihm, denn drinnen herum gingen ihm die Rathschläge, welche ihm die Erscheinung gestern Nacht gegeben, und

wenn er sich auch wieder und wieder vorhielt, von wem sie eigentlich kamen, so fühlte er doch auch — ja er wußte genau — daß der Fremde recht gehabt, ja daß er nur das mit deutlichen klaren Worten ausgesprochen habe, was er selber schon lange mit sich herumgetragen.

Wie war es andern Lehrern gegangen, die vielleicht nicht einmal so fleißig studirt hatten wie er selber. Der eine, ein Schulkamerad von ihm, war mit einem enormen Gehalt Director eines Gymnasiums geworden, trug zwei oder drei Orden im Knopfloch und die Nase wer weiß wie hoch. Ein Anderer stand sich als Rector in — ebenfalls außerordentlich gut; mehrere Andere aber, die sich dem Lehrerfach gewidmet, lebten wenigstens in erträglichen Verhältnissen — nicht am Ende der Welt in Holzhäusel. Und woher kam das? — weil sie nie versucht hatten, gegen den Strom zu schwimmen, sondern immer langsam und behaglich darauf hingeglitten waren. Die kamen deshalb auch ans Ziel, er aber hielt sich unterwegs nicht allein unnöthigerweise auf, sondern rückte auch nicht einmal vom Fleck — ja, je mehr er arbeitete und Widerstand leistete, in immer gefährlichere Wirbel gerieth er hinein, und ein solcher Wirbel

hatte ihn hier nach Holzhäusel hinaufgetrieben. War es denn wirklich gar nicht möglich, wieder in günstigeres Fahrwasser zurück zu kommen? Es mußte wenigstens versucht werden.

Noch nie war er so fleißig in der Schule gewesen, als in der hierauf folgenden Woche und die Kinder erschraken nicht wenig über die ihnen plötzlich aufgebürdete Arbeitslast. Wo hatte er früher daran gedacht, sie viel auswendig lernen zu lassen. Er unterhielt sich gewöhnlich mit ihnen, und brachte irgend ein Thema vor, über das ihm jedes Kind seine Meinung sagen mußte, ja er ließ sie sogar unter einander darüber debattiren, und hatte es dadurch wirklich so weit gebracht, daß es wohl kein aufgeweckteres kleines Volk im ganzen Gebirge gab als seine Schüler. Jetzt plötzlich überraschte er sie mit einer andern Methode, auf die sie allerdings nicht vorbereitet waren, und die noch weniger ihren Aeltern in den Kopf wollte. Sonst, wenn sie aus der Schule nach Haus gekommen, gingen sie gewöhnlich an ihre Arbeit und plauderten dabei fröhlich über das Gehörte weiter, jetzt aber hockten sie in den Ecken, kratzten sich die krausen Köpfe und lasen laut und ängstlich vor sich hin.

Die Aeltern thaten auch Einspruch und liefen dem Schulmeister fast das Haus ein: er solle ihren Kindern nicht so viel aufgeben, denn sie behielten keinen Augenblick Zeit für sich selber, und müßten ja doch mithelfen, das spärliche Brod verdienen. — Es half ihnen nichts. Andreas Pech bat sie, nur ein paar Wochen Geduld zu haben, nachher sollte schon Alles wieder besser werden, jetzt könne er ihnen aber nicht helfen, die Kinder müßten lernen, was er ihnen aufgegeben und thäten sie es nicht, setzte er als versteckte Drohung hinzu, so könne es leicht kommen, daß die Schulcommission den Unterricht nicht für genügend halte, und ihnen noch täglich eine Stunde zulege. Wie das aber erst störend für sie sein würde, wüßten sie besser, als er es ihnen sagen könnte.

Das half. Die Kinder erhielten jetzt schon mehr Unterricht als sie, die selber in ihrer Jugend wenig oder gar nichts gelernt, für nöthig glaubten, und nun noch täglich eine Stunde länger der Hausarbeit entzogen, hätte sie am Ende ganz ruiniren müssen. Da doch lieber die vierzehn Tage ertragen und sonst alles beim Alten gelassen.

Der Herr Pastor war gerade in dieser Zeit recht leidend, und konnte sogar den einen Sonntag

nicht einmal predigen, wo denn Andreas die aufgeschriebene Predigt an seiner Statt ablesen mußte. Aus dem Haus kam er dabei gar nicht, noch weniger in die Schule. Er ließ nur einmal Andreas zu sich kommen und legte ihm ans Herz, sich ja rechte Mühe mit den Kindern zu geben, damit sie nachher keine Unannehmlichkeiten hätten. Dieser beruhigte ihn aber vollständig darüber und versicherte ihn, er hoffe, daß die Commission Holzhäusel befriedigt verlassen würde. Er selber habe wenigstens nicht die geringste Furcht.

Damit mußte sich der alte Herr denn auch begnügen, und die Zeit rückte indessen immer näher, in welcher die von den Kindern mit bangem Herzklopfen erwartete Commission erscheinen sollte.

Auch der Tag kam endlich; unaufhaltsam vorwärts rollt ja das ewige Rad, und morgens um 10 Uhr rollten ebenfalls zwei Chaisen am Chausseehaus vorüber, die Bellermeier schon damit bis aufs Blut ärgerten, daß sie nicht anhielten, sondern ihm nur vom Wagen aus zwei gelbe Freikarten zeigten, die er respectiren mußte.

„Hol' sie der Deubel", murmelte er auch vor sich hin in den Bart, als er das rasch aufgerissene Fenster wieder schloß, „es ist doch nur

Federvieh und das zahlt kein Chausseegeld. Jetzt freue dich, Andreas Pech, jetzt geht deine Noth an."

Die Herren: der Generalsuperintendent, zwei Consistorialräthe und ein Schulrath, fuhren aber vor der Pfarre vor — denn in dem erbärmlichen Wirthshaus hätten sie doch kein Unterkommen gefunden und wurden hier von der Frau Pastorin auf das Freundlichste und Gastlichste empfangen. Ein solennes Frühstück mit allen möglichen Kuchenarten zum Dessert, wie auch ein paar Flaschen Rheinwein, prangte schon auf dem Tisch, und indessen die Herren das verzehrten, war dem „Schulmeister" aufgegeben worden, seine Kinder zusammenzutrommeln, d. h. sie so rasch als möglich nach Hause zu schicken, damit sie in ihre Sonntagstagskleider fahren konnten.

Allerdings hatte Andreas genau den Tag, ja die Stunde vorher gewußt, in welcher die ehrwürdigen Herren eintreffen sollten, aber nach stillschweigendem Uebereinkommen wurde — das Frühstück natürlich nicht mit inbegriffen — gar keine weitere Notiz davon genommen und die Ueberraschung auch glücklich imitirt. Die Prüfung mußte ja aus dem Stegreif stattfinden.

Nach dem Frühstück begann das Examen,

und die Kinder hatten bis dahin auch genügende Zeit bekommen, um reine Wäsche anzuziehen und in einem wahren Angstschweiß noch eine Viertelstunde zu versitzen. Endlich nahte der große Augenblick, und der Generalsuperintendent nahm selber die Prüfung ab, an die er allerdings mit sehr ernster Amtsmiene ging und sich, allem Anscheine nach, keine besondere Erbauung davon versprach. Was er wenigstens bis dahin von dem Schulmeister in Holzhäusel gehört, schien ihn nicht sonderlich für denselben eingenommen zu haben. Aber sein Gesicht heiterte sich wunderbarerweise auf, je mehr er darin vorrückte und weitere Fortschritte entdeckte; ja die Kinder überraschten ihn durch ihre Kenntniß zahlloser Sprüche, die er von ihrem spätern Wohlergehen für unzertrennbar hielt. Sein Gesicht verklärte sich aber ordentlich, als sie zur Geschichte übergingen und die Jugend von Holzhäusel plötzlich einstimmig für den verjagten König von Neapel Partei nahm, und ebenfalls den Griechen vollständig das Recht bestritt, ihren König nach eigenem Gefallen zu wählen. Der alte Herr nickte fortwährend freundlich über seine Brille hin.

Auch in der Naturgeschichte waren die Kinder bewandert; sie wußten außerdem genau, wie lange

die Welt steht, und wie sie gemacht wurde und wer die Sünde hineingebracht hatte, und die Prüfung verlief außerordentlich günstig.

Nach derselben drückte aber der Herr Generalsuperintendent dem Dorfschulmeister leibhaftig die Hand — es war noch nicht vorgekommen, solange Holzhäusel stand — und sagte ihm anerkennende Worte.

„Noch eins, was ich Sie fragen wollte, Herr Pech“, unterbrach er sich dabei, „wie halten Sie es mit den Turnstunden?“

„Ich fürchte, ich bin da nicht Ihrer Meinung, Hochwürden“, sagte Andreas achselzuckend.

„Nicht? — wie so?“

„Ich hatte die Kinder früher im Turnen unterrichtet“, sagte Andreas, „aber — ich finde, daß es — daß es eigentlich nicht nöthig ist und hatte die Absicht, es dieses Jahr ganz auszusetzen. Sie haben außerdem Bewegung genug und es zieht ihren Geist doch von — Wichtigerm ab.“

„Es könnte sein, mein lieber Herr Pech“, nickte der alte Herr freundlich, „daß unsere Meinungen nicht so weit auseinander lägen, als Sie vielleicht zu glauben scheinen. Doch — was ich Sie noch fragen wollte. Wie viel Gehalt beziehen Sie hier?“

„Hundertzwanzig Thaler, Hochwürden“, seufzte Andreas leise.

„Und haben Sie Familie?“

„Eine Frau und sechs Kinder.“

„Hm — da — da hätten Sie wohl nichts dagegen, wenn sich Ihre Lage verbesserte?“ lächelte der alte Herr freundlich.

„Ach Hochwürden, — wenn das möglich wäre!“

„Nun, versprechen kann ich nichts, dazu ist mein Einfluß zu unbedeutend, aber — wir wollen sehen. Es herrscht jetzt ein böser, eigenmächtiger Geist im Lande und leider — wie ich zu meinem großen Bedauern aussprechen muß — auch unter den Lehrern. Wir brauchen deshalb gutgesinnte Kräfte in unserer Nähe, um uns in dem schweren Werk zu unterstützen. Nun wir wollen sehen, Herr Pech — wir wollen sehen. Es hat mich aufrichtig gefreut, Sie hier in Ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen. Ich glaube auch, ich werde im Stande sein, manche Vorurtheile zu widerlegen, die noch Ihretwegen im untern Lande circuliren. Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Pech — auf Wiedersehen.“

„Andreas ging an dem Tage wie in einem Traum herum, denn der Generalsuperintendent

hatte ihm die Hand gegeben und ihn mein lieber Herr Pech genannt. — Natürlich war heute Nachmittag frei, wie hätte er, mit dem vollen Herzen — noch Stunde geben können.

Die Herren waren wieder fortgefahren und er lief zum Chaussee-Einnehmer hinüber — er mußte Jemanden haben, gegen den er sich aussprechen konnte. Als er aber an der Pfarre vorbeiging, hatte ihn wohl der Herr Pastor vom Fenster aus gesehen und ließ ihn herauf rufen.

Auch dort wartete seiner ein freundlicher Empfang, wenn auch aus anderm Grunde.

„Schulmeister", sagte der alte Pastor, „Sie haben mir einen großen Stein vom Herzen gewälzt, denn ich fürchtete einen bösen Tag, und es scheint Alles vortrefflich abgelaufen zu sein."

„Ich habe mein Möglichstes gethan, Herr Pastor."

„Mehr, lieber Pech, mehr. Das Sprüche-Auswendiglernen ist ein Hauptsteckenpferd des Generalsuperintendenten, und wenn ich eine Ahnung gehabt, daß er selber heraufkommen würde, hätte ich Sie sogar darauf aufmerksam gemacht."

„Ich dachte mir selber, daß die Herren", stotterte Andreas.

„Den Gedanken hat Ihnen der liebe Gott eingegeben, Pech“, unterbrach ihn der Pastor.

„Bitt' um Entschuldigung“, fuhr Andreas heraus, hielt aber auch wieder gleich erschrocken inne, denn er durfte doch nicht verrathen, daß gerade das Gegentheil der Fall gewesen. Der Pastor aber, überhaupt schwerhörig, schien zum Glück den Einwurf nicht verstanden zu haben und zu dem Tisch gehend, auf dem noch die Weinflaschen standen, schenkte er dem armen Schulmeister, der ein solches Labsal nur schluckweise beim Abendmahl zu kosten bekam, ein ganzes Bierglas bis zum Rand voll und schob es ihm mit den Worten hin:

„Da trinken Sie, Pech — trinken Sie herzhaft und wohl bekomme es Ihnen. Es ist wirklich echter Affenthaler.“

Der Wein ging dem Schulmeister wie Feuer durch die Adern, und als er sich bald nachher bei dem Herrn Pastor verabschiedete, tanzte er ordentlich nach dem Hause des Chaussee-Einnehmers hinüber, wo seiner aber ein nicht so freundlicher Empfang wartete.

„Na“, sagte Bellermeier mürrisch, „ist die Schinderei vorüber und können die armen Würmer jetzt die Bibel auf acht Tage auswendig?“

„Auf acht Tage, lieber Chaussee-Einnehmer? — Ich hoffe daß —“

„Ach Papperlapapp, bleiben Sie mir mit Ihrem Schnickschnack vom Leibe“, rief der kleine Mann, „ich habe Alles gehört; die armen Leute sind in den letzten vierzehn Tagen alle Augenblick bei mir gewesen, um mir ihre Noth zu klagen. Aber den Schwarzkitteln hat's gefallen, wie? — Hol' sie der Deubel.“

„Lieber Herr Chaussee-Einnehmer“, sagte Andreas freundlich, „Sie wissen, wie oft ich Sie schon gebeten habe —“

„Ach was, hol' Sie auch der Deubel“, rief aber der kleine Mann ärgerlich — „wenn Sie den Mucker herausbeißen wollen, sind wir geschiedene Leute und ich gründe hier in meiner Burg eine geschlossene Gesellschaft als einziges Mitglied. Pech! Andreas Pech, was treiben Sie denn für Streiche. Muß ich das an Ihnen erleben?“

„Aber ich begreife Sie gar nicht, Herr Chaussee-Einnehmer.“

„Reden wir von was Anderm“, lenkte aber der kleine Mann ein, der sich grundsätzlich nicht ärgern wollte. Jetzt haben wir wenigstens ein paar Jahr Ruhe, ehe die — Mucker wieder herauf-

kommen. Verdirbt mir immer meinen ganzen Appetit, wenn ich die feisten Gesichter zu sehen bekomme. Apropos, wie ist Ihnen neulich Ihr Schlaf auf der Waldwiese bekommen?"

„Mein Schlaf auf der Waldwiese?" sagte Andreas erstaunt.

„Na, wie sie neulich bis Nachts um 1 Uhr draußen gewesen waren und dann nach Hause gekommen sind und im Schlaf allerhand dummes Zeug geschnackt haben, Ihre Frau hat mir's geklagt."

„Ich habe gar nicht draußen geschlafen", sagte Andreas, „und wenn Sie wüßten, wer mir dort begegnet ist."

„Nanu?" sagte der kleine Mann erstaunt, „doch nicht etwa der Leibhaftige?"

„Sie glauben ja an keinen", sagte Andreas zurückhaltend.

„Ne wirklich?" frug aber der Chaussee-Einnehmer und sah dabei vollkommen ernsthaft aus, aber über sein Gesicht zuckte es, wie mit lauter kleinen elektrischen Funken, nnd jede Muskel desselben schien in Bewegung, ohne aber den Ausdruck irgendwie zu verändern.

„Und wenn ich Ihnen nun sage wirklich?"

Da konnte sich aber Bellermeier nicht länger halten und platzte dermaßen heraus, daß es ihm die Stirnadern zu zersprengen drohte. Als er nur einigermaßen wieder zu sich kam, wollte er auch wissen, wie der Samiel ausgesehen und ob er recht nach Schwefel gestunken hätte, aber Andreas fühlte sich über diesen Hohn tief gekränkt und schnitt jedes weitere Forschen damit gründlich ab, daß er seinen Hut nahm und das Haus verließ.

Von da an kamen die Beiden auch nicht mehr so oft zusammen, denn Bellermeier ließ seinen Spott nicht, und der Schulmeister fühlte sich nicht in der Stimmung darauf einzugehen, bis plötzlich nach vier Wochen ein Rescript einlief, das Andreas Pech's Versetzung nach der Hauptstadt an das Gymnasium enthielt.

Der Pastor wünschte ihm von Herzen Glück dazu, der Chaussee-Einnehmer aber sah ordentlich traurig aus, als er es ihm mittheilte.

„Schulmeister", sagte er, indem er ihm ernst ins Auge sah, „Sie sind bis jetzt immer, ein paar verrückte Ansichten ausgenommen, ein braver, freisinniger Mann gewesen, und ich habe Sie deshalb lieb gehabt, soll das jetzt anders werden?"

„Aber lieber Chaussee-Einnehmer", sagte der

Schulmeister verlegen, „das ist doch in meiner neuen Stellung nicht bedingt.“

„Nein“, sagte Bellermeier, „allerdings nicht, aber ich kenne Beispiele —“

„Und wir bleiben Freunde, nicht wahr?“

„So lange Sie ein ehrlicher Kerl sind, von ganzem Herzen“, rief der Chaussee-Einnehmer, in die dargebotene Hand einschlagend.

Am nächsten Tage fuhr Andreas Pech auf einem Leiterwagen mit seiner Familie zu Thal und das nämliche Fuhrwerk war dazu bestimmt, das nächste schulmeisterliche Schlachtopfer nach Holzhäusel von unten herauf zu befördern, denn die Kinder durften nicht ohne Unterricht bleiben. Aber Andreas Pech schien seinen Namen von jetzt ab mit Unrecht zu führen, denn eine neue Sonne ging ihm auf.

Schon seine erste Stellung in *** war eine günstige und besserte seine Umstände bedeutend — aber er blieb nicht einmal lange darin, sondern avancirte. Im zweiten Jahre war er, der Liebling des Generalsuperintendenten — Director an einer größern Bürgerschule — ja noch ein Jahr später bekam er — jetzt mit einem nicht unbedeutenden Gehalt den „Unausweichlichen“ und den Titel Schulrath.

In der Stadt gingen allerdings Gerüchte über seine sehr verschiedenartige Thätigkeit, aber der Herr Schulrath Pech hörte entweder nichts davon, oder wollte nichts davon hören — zählte er doch den angesehensten Leuten der Stadt zu und konnte sich leicht über Klatschereien hinwegsetzen. Er war Vorstand des Gustav-Adolf-Vereins geworden — ebenso Vorsitzender in einem zwar kleinen, aber sehr gewählten politischen Verein, selbst der Minister hatte ihn schon zur Tafel gezogen, und man sprach sogar davon, daß er die Leitung eines bedeutenden politischen Blattes übernehmen solle. Kurz und gut, aus dem armen Dorfschulmeisterlein war ein Mann geworden, dessen Behäbigkeit auch begann, sich in seiner körperlichen Anlage zu zeigen. Er sah ordentlich gravitätisch aus, wenn er in seinem etwas langen schwarzen Rock, mit dem bunten Band im Knopfloch, und mit glatt rasirtem Kinn wohlwollend nach rechts und links grüßend, durch die Straße schritt.

So kam er auch heute gerade aus einer Sitzung, die etwas hitziger Natur gewesen und lange gedauert hatte; er mußte aber mit dem Erfolg zufrieden sein, denn er lächelte still und selbst vergnügt vor sich hin, ohne daß sein Blick aber dabei ver-

fehlt hätte, die ihm Begegnenden zu mustern. Da fiel ihm plötzlich ein bekanntes Gesicht auf, das ihn veranlaßte, mitten auf dem Wege stehen zu bleiben.

Im ersten Augenblick wußte er nicht gleich, wo er es hinthun sollte, wie es uns ja oft so geht, wenn wir eine, sonst wirklich befreundete Gestalt nach langer Zeit und in einem ganz andern Ort und in fremdartiger, nicht gewohnter Umgebung begegnen. Aber das dauerte nicht lange, Andreas Pech hatte ein zu vortreffliches Gedächtniß, und im nächsten Augenblick erkannte er schon in der kleinen, magern und nur dürftig gekleideten Figur seinen alten Freund und Gesellschafter.

„Bellermeier!" rief er erstaunt aus und streckte ihm die Hand entgegen — Herr Chaussee-Einnehmer!"

Es war wirklich der seit kurzer Zeit hierher versetzte Bellermeier, von dem er natürlich nichts gehört, dieser aber dagegen desto mehr von ihm, wenn er die ganz verwandelte Persönlichkeit des frühern Dorfschulmeisters auch nicht gleich selber erkannte. Er mochte wohl dabei ein dem entsprechendes Gesicht gemacht haben, denn Andreas rief freundlich aus:

„Kennen Sie denn Ihren alten Andreas Pech nicht mehr?“

Da sah ihn Bellermeier, ohne die dargebotene Rechte zu nehmen, von oben bis unten groß an, steckte dann seine beiden Hände vorsichtig in die Taschen, sagte einfach und ruhig:

„Hol' Sie der Deubel“ und ließ den verblüfften Schulrath mitten auf der Straße stehen.

Der Friedensrichter.

Kap. 1.

In der deutschen Ansiedelung.

Es war im Jahre 50 oder 51, daß der Staat Illinois in Nordamerika anfing, sich mehr und mehr zu besiedeln. Die Entdeckung des Goldes in Californien hatte diesem Theil der westlichen Staaten einen ganz besonderen Aufschwung verliehen. Eisenbahnen durchzogen ihn schon nach verschiedenen Richtungen — Zweigbahnen wurden projectirt, und vorzüglich viele Deutsche siedelten sich in dem südlichen Theil von Illinois an, der durch dichte Waldstreifen mehr gegen die kalten, von den Seen herunterstreichenden Winde geschützt war, als der nördliche.

Ein District besonders, nicht übermäßig weit vom Ohiostrom und ziemlich gleich von den westlichen wie östlichen Grenzstaaten entfernt, hatte

eine vollkommen deutsche Bevölkerung bekommen, und zwar so, daß wirklich nicht ein einziges englisches Wort dort gesprochen wurde. Die Leute brauchten die fremde Sprache auch nicht, denn mit Amerikanern kamen sie nur selten in Berührung, und wer von diesen Etwas von ihnen haben oder kaufen wollte, ei der mochte auch zusehen, wie er sich verständlich machte.

Die Häuser lagen allerdings — wie es Gebrauch in allen überseeischen Ländern ist, zerstreut auf dem verschiedenen Grundeigenthum jedes Einzelnen, und man brauchte oft viele hundert Schritt von einem zum anderen. Etwa im Centralpunkt der ganzen Colonie hatte man aber doch eine Kirche gebaut, unfern von der sich noch eine Schmiede, wie einige Bauern festsetzten, deren Grundeigenthum gerade daran stieß.

Selbstverständlich durfte aber auch ein Wirthshaus nicht fehlen, denn viele Leute hatten einen weiten Weg zur Kirche, und dann ging doch auch ein ziemlicher Verkehr dort vorüber, der täglich wenigstens einen kleinen Nutzen abwarf.

Dies eine Wirthshaus, das von einer noch rüstigen und überaus thätigen Wittwe — einer Frau Roßberg gehalten wurde, hätte nun ganz

vortreffliche Geschäfte gemacht, denn die Lage war ausgezeichnet — wenn es ihr eben verstattet gewesen wäre, dieselbe auch allein und unbehelligt auszunutzen. Leider aber wollte ein Anderer den Nutzen theilen, und kaum war das Ganze soweit geordnet, daß sie aus ihrem „Hotel zum goldenen Löwen" — wie sie das Haus nannte, eine hübsche Rente zu ziehen anfing, als ein Rheinbaier, der ebenfalls erst seit Kurzem herübergekommen und daheim ein ähnliches Geschäft betrieben hatte, ihr gerade gegenüber eine andere Loghütte auffetzte und sein Haus, als ob er es ihr zum Possen gethan, gleichfalls mit einem Schild und goldenem Löwen verzierte, aber die Unterschrift darunter setzte „Zum goldenen Affen." — Beide Thiere sahen auch in der Ausführung, während sie sich untereinander täuschend glichen, wirklich ebensoviel einem Affen wie einem Löwen ähnlich, und die Colonisten hatten natürlich ihren Spaß daran.

Madame Roßberg freilich war außer sich über solche Nachahmung. — Das Wirthshaus dort zu halten durfte sie natürlich dem Deutschen nicht verwehren. Und wenn sich noch sechs Andere zu dem nämlichen Zweck da niedergelassen hätten, so mußte es ruhig ertragen werden, aber das gleiche

Schild war ein Mißbrauch mit ihrem Eigenthum, den sie nicht zu dulden brauchte. Sie rief sämmtliche Nachbarn zu Schiedsrichtern auf, um zu bestimmen, in wie weit ein Anderer berechtigt sei, ihr Schild, wenn auch mit einer anderen Unterschrift, über seine Thür zu nageln, und dadurch die weit herkommenden Gäste, die nur das gelbe Thier sahen und gewiß nicht auf die Worte darunter achteten, irre zu führen und ihr abspenstig zu machen. Aber eine Entscheidung war darüber schwer.

Die Meisten behaupteten, die mit gelber Farbe von einem und demselben Künstler gemalten Thiere sähen weder einem Löwen noch einem Affen gleich und hätten weit mehr Aehnlichkeit mit einem Kalb oder Metzgerhund, und die Wahl mußte Einem da allerdings freigegeben werden, welchen naturhistorischen Namen man darunter setzen wollte. Der neue Wirth, Pechtels mit Namen, behauptete dabei, dem Künstler speciellen Auftrag gegeben zu haben, ihm einen Affen zu malen — und Meier, wie der Künstler hieß, erklärte eben so entschieden, das sei ein Affe und das andere ein Löwe, und nur Leute, die in ihrem ganzen Leben weder den Einen noch den Anderen in Wirklichkeit gesehen hätten, könnten das Gegentheil behaupten.

Madame Roßberg verlangte jetzt, daß Pechtels sein Schild herunternehmen und sich entweder einen grünen Baum oder einen Anker oder eine Krone solle malen lassen, wo eine Aehnlichkeit, selbst unter Meier's Händen, nicht mehr möglich schien. Ja, sie erbot sich sogar, die Kosten des neuen Schildes zu tragen — vorausgesetzt, daß sie der Maler bei ihr abverzehre, worauf dieser auch sehr gern eingegangen wäre. Pechtels weigerte sich aber in einer Sache nachzugeben, die er auf seiner Seite für eine gerechte hielt. Wenn sich Madame Roßberg durch das Schild beeinträchtigt glaubte, so konnte sie sich ja einen Baum oder einen Anker — eine Krone passe außerdem in keine Republik — malen und ihm den Affen lassen, dann kam die Sache auf das Nämliche heraus. Dagegen nun sträubte sich aber wieder Frau Roßberg's Stolz.

Sie sollte ihre Flagge einziehen und ihre alte Firma aufgeben, nur weil so ein hergelaufener Mensch ihr zum Aerger eine ähnliche aufgestellt? — nie. Da müßte ja kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr im Lande sein, wenn so Etwas auch nur geduldet würde. Sie bezahlte ihre Steuern und Abgaben so gut wie jeder Andere, und wenn sie eine allein stehende Frau wäre, so

wollte sie doch sehen, ob sie nicht trotzdem Schutz finden könne. Nahmen die Nachbarn nicht ihre Partei und ließen den Wirth zum angeblichen „goldenen Affen“ fallen — denn so wie sie dort nicht mehr einkehrten, mußte er ja doch von selber sein Geschäft aufgeben — so war sie entschlossen, die Sache vor die Gerichte zu bringen.

Die dortigen Colonisten sahen nun recht gut ein, daß Pechtels sein Schild nur aufgehangen hatte, um der Frau Roßberg, die sie als eine gute wackere Frau kannten, zu schaden, und in einer französischen oder amerikanischen Colonie würde Pechtels allerdings schlecht gefahren sein. Man hätte ihm entweder das Schild gewaltsam heruntergerissen, oder ihn doch vollkommen links liegen lassen und dadurch gezwungen, es selber abzunehmen. Leider Gottes herrscht nun aber einmal in unserem deutschen Stamm ein kleinlicher gehässiger Geist, der die Deutschen, so brave fleißige Menschen es sonst auch immer sein mögen, nie mit ihren Nachbarn in Frieden leben läßt. Mögen wir in einen Theil der Welt kommen, wohin wir wollen, Deutsche gibt es dort überall, aber auch, wo sie sich finden, Hader und Uneinigkeit, und oft der erbärmlichsten, nichtssagendsten Kleinigkeiten

wegen. Sie können nun einmal nicht miteinander in Frieden verkehren, weder daheim noch draußen, und so konnte es denn auch natürlich nicht anders sein, als daß sich in der kleinen Colonie schon ebenfalls zwei verschiedene Parteien gebildet hatten, die sich einander das Weiße im Auge nicht gönnten. Und nicht etwa Racenunterschiede waren es, die sie entzweit, nicht etwa der Glauben, denn zu beiden Theilen gehörten Protestanten und Reformirte, mit ein paar vereinzelten Katholiken dazwischen — nein, ein einmal flüchtig und unbedacht hingeworfenes Wort, das alter Weiberklatsch weitergetragen, oder irgend eine andere erbärmliche Kleinigkeit hatte genügt, um ganze Familien auseinander zu bringen und auf Leben und Tod zu entzweien, und die beiden verschiedenen Wirthshäuser leisteten ihnen darin nur gewünschten Vorschub und halfen den Riß weiter und weiter öffnen.

So lange die Wittwe Roßberg nur den „goldenen Löwen" gehalten, waren sie doch genöthigt gewesen dort zusammen zu kommen; sie konnten sich wenigstens nicht ausweichen, und da es eine Menge von gemeinschaftlichen Interessen gab, so wurde auch dann und wann einmal ein Wort zwischen den feindlichen Parteien gewechselt, das eine An=

näherung möglich machte. Jetzt aber, da ihnen durch den „goldenen Affen“ die Gelegenheit geboten war sich auszuweichen, ergriffen sie diese mit Vergnügen, und es dauerte in der That gar nicht lange, so haßten sich die Gäste, die das eine oder andere Wirthshaus besuchten, nicht gründlicher, als der Wirth des Affen und die Wirthin des Löwen einander selber. Ein einziges Glück nur war, daß es in der ganzen Ansiedlung auch nicht einen einzigen Advocaten gab, denn die Processe hätten sonst kein Ende genommen. So aber wohnte nur etwa fünf Miles davon entfernt, in dem nächsten kleinen Städtchen Karthago ein amerikanischer Friedensrichter, und da Keiner von Allen so viel Englisch sprach, um sich diesem genau verständlich machen zu können, so trugen sie ihr Geld wenigstens nicht den Gerichten zu.

Durch diese gegenseitige Eifersucht gewannen die Zwistigkeiten unter den beiden Gasthöfen aber auch immer mehr Boden. Die Frau Roßberg nannte den Wirth Pechtels schon gar nicht mehr anders, wie den „gelben Affen“ — goldenen klang ihr zu gut, und sie gerieth außer sich, als ihr die Gäste erzählten, Pechtels habe sie selber die „gelbe Katze“ genannt, denn das Bild auf ihrem Schild

sei doch weit eher eine Katze wie ein Löwe — und gelb statt golden waren alle Beide.

Außerdem hatte sie den Nachtheil, daß der Weg aus den weiter abliegenden Colonien gerade auf den Affen zu führte und „Fremde“, wenn sie das Schild nur von Weitem sahen, das natürlich für das richtige hielten und dort einkehrten. Ueberhaupt von etwas reizbarem Charakter und nebenbei noch immer durch die eigenen Gäste aufgehetzt, wurde ihr dieser Zustand zuletzt so unerträglich, daß sie — als einzelne Frau doch schutzlos in der Ansiedlung und mit keinem Advocaten im Bereich — ihre natürliche Hilfe bei der Obrigkeit zu suchen beschloß, denn so konnte das, wie sie meinte, nicht mehr fortgehen.

Darin bestärkte sie ein „Pensylvanisch-Deutscher“, ein Amerikaner, aber in Pensylvanien und zwischen lauter Deutschen geboren, wo sich die Leute dann eine eigenthümlich halb deutsche halb englische Sprache gebildet hatten, so daß sie sich mit Beiden wenigstens verständlich machen konnten. Der versicherte sie, daß es ungesetzlich in den Staaten wäre, einem Wirthshausschild gegenüber genau das nämliche anzubringen. Wenn sie zum Friedensrichter ginge, müßte sie ihr Recht bekommen,

denn sie habe das erste Schild gehabt, also damit auch ein preemption right oder Vorrecht erworben, und er zweifele keinen Augenblick, daß Pechtels gezwungen werde, sein Schild abzunehmen oder wenigstens anders zu malen.

Das war der erste Balsam für ihr langgekränktes Herz; den Triumph wollte sie haben, und wenn sie auch den verhaßten Menschen nicht zwingen konnte, sein Wirthshaus aufzugeben — denn Pechtels war sonst ein ganz ordentlicher Mann, äußerst thätig und duldete nie eine Unordnung bei sich, so daß also darin keine Klage gegen ihn begründet werden konnte — so sollte er doch gezwungen werden, das Schild zu verändern. Sie wollte nicht länger das Herzeleid ertragen, ihren goldenen Löwen als Affen den ganzen Tag sich gegenüber zu sehen — sie konnte es nicht, denn sie fühlte, wie es ihre Nerven von Tag zu Tag immer mehr angriff und fürchtete, wenn das noch viel länger dauerte, eine Gemüthskrankheit.

Ein Versuch in Güte sollte aber trotzdem noch gemacht werden; eine alte Base, die Frau Roßberg als Köchin im Haus hatte, wurde als Parlamentair hinüber geschickt in den „goldenen Affen“, und Frau Roßberg hatte sich selber so weit über-

wunden, einen kleinen Brief an Pechtels zu schreiben (und auf ihre Handschrift war sie mit Recht stolz), worin sie ihn aufforderte, gutwillig den bestehenden Gesetzen nachzukommen und sein Schild ungesäumt zu verändern, oder sich bereit zu halten mit ihr am nächsten Tag zu dem Friedensrichter nach Karthago hinüberzureiten, um aus dessen Munde seinen Urtheilsspruch zu hören.

Pechtels lachte, als ihm die alte Base nur den Brief überreichte und schüttelte schon im Voraus den Kopf.

„Es hilft doch Nichts," sagte er, „der Affe bleibt, meine liebe Frau, und wenn sich Euere Madame da drüben vor Aerger auf den Kopf stellte. Ich habe dasselbe Recht, ein Schild an meinem Hause zu führen wie sie, und wenn ich das Nämliche, was sie für einen Löwen hält, für einen Affen halte, so bin ich darüber Niemandem Rechenschaft schuldig."

„Aber so lest doch nur den Brief," sagte die alte Frau — „und wenn Ihr denn einmal nicht gutwillig nachgeben wollt, so sollen die Gerichte entscheiden — die Frau schreibt Euch da drin Alles darüber, und dann wollen wir einmal sehen, wer Recht kriegt."

„Wenn Euere Frau gescheut ist, so läßt sie die Gerichte zufrieden,“ sagte Pechtels, indem er aber doch den Brief öffnete, „denn helfen können die ihr doch Nichts und nur Geld kosten. Aber Ihr Frauen seid wirklich unverbesserlich, und wenn Ihr Euch einmal auf ’was verbeißt, so laßt Ihr nicht wieder locker. Wenn Euere Frau nur so viel Vernunft hätte, so müßte sie lange begriffen haben, daß ich in meinem vollen Rechte bin, und den Friedensrichter in der Welt möchte ich sehen, der mir beweisen wollte, daß mein Affe ein Löwe ist. Hm,“ setzte er dann hinzu, als er in den Brief hineinsah, „hübsch schreiben kann sie, das muß ihr der Neid lassen, aber es hilft ihr Nichts — also zum Friedensrichter sollen wir? Na meinetwegen, daß das ewige Geschwätz doch einmal ein Ende nimmt. Mir ist’s recht, und morgen, Mittwoch, haben wir Beide doch nicht viel zu thun — aber da müssen wir die beiden Schilder mitnehmen, Kathrine,“ setzte er lachend hinzu, „und wenn wir die zusammen auf einen Wagen thun, kratzen sich die beiden Bestien am Ende die Augen aus.“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte die Base, „der Friedensrichter mag nachher herüber kommen, dazu

ist er da. Daß es Euch dann aber schlecht geht, Pechtels, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ihr habt die Frau eine gelbe Katze genannt — zehn Zeugen können wir bringen, wenn's verlangt würde, und Geld wird Euch die Geschichte kosten — viel Geld —"

„Und sie mich einen „gelben Affen," Kathrine, das hebt sich also, aber ich bin mit der Klage zufrieden, denn ehe ihr der Richter nicht einmal selber den Kopf zurecht setzt, giebt die Frau da drüben doch keine Ruhe. Also um wie viel Uhr wollen wir dort eintreffen?"

„Um zehn Uhr, hat die Frau gesagt, so daß wir bis Mittag wieder zurück sein können."

„Und Ihr fahret auch mit, Kathrine?"

„Das versteht sich, und einen Silber-Dollar zahl' ich in den Klingelbeutel, wenn sie Euch das Schild da oben vom Haus reißen, Pechtels, das kann ich Euch versichern. Es gibt keine bravere und fleißigere Frau in der Welt, als die Base, und keinem Kinde legt sie Etwas in den Weg, Ihr aber habt sie so lange geärgert, bis ihr die Galle in's Blut getreten, und sie ordentlich gelb geworden ist, und der Himmel mag's Euch vergeben, aber verdient hat sie's wahrlich nicht."

„Na," sagte Bechtels, den Kopf ungeduldig herüber werfend, „geschwatzt haben wir nun genug, und ich krieg's selber satt. Wenn der Friedensrichter Euerer Frau den Kopf zurecht gesetzt hat, wird sie wohl wieder weiß werden, und nun sagt ihr, daß ich morgen um zehn Uhr ebenfalls in Karthago sein will; ich habe doch in der Nachbarschaft Etwas zu thun; das paßt mir gerade," und ohne sich weiter um die Kathrine zu kümmern, drehte er ihr den Rücken zu und ließ sie stehen

---

Kap. 2.
Beim Friedensrichter.

Am nächsten Morgen, noch vor neun Uhr, sah Bechtels, daß gegenüber aus dem „goldenen Löwen" der kleine offene Wagen geschoben wurde, den die Frau Roßberg manchmal benutzte, wenn sie auswärts Besorgungen hatte, denn sich wie eine Amerikanerin auf ein Pferd zu setzen, hielt sie für unschicklich und würde es nie gethan haben. Bald darauf wurden die beiden Braunen eingeschirrt — ein paar prächtige Pferde, die aber auch im Acker gingen, denn die Frau hatte eine kleine

Farm dabei, und etwa zehn Minuten danach kam die Wirthin selber mit der alten Base hinter ihr drein, und was für eine Haube die Base trug und was für Schleifen daran — aber ohne ihren Sonntagsstaat wäre sie gewiß nicht in die Stadt gefahren.

Die Wirthin selber ging sehr sauber, aber in keiner Nationaltracht, sondern modern gekleidet. Es war noch eine ziemlich junge und ganz stattliche Frau, und hätte sich auch verschiedene Male wieder verheirathen können — aber sie wies alle Bewerber ruhig ab, weil sie erklärte, sie würde nie wieder zum zweiten Mal freien. Der erste Mann sollte sie auch nicht allein unfreundlich, sondern oft sogar roh behandelt haben, und sie wollte sich dem wohl nicht wieder aussetzen. Die Männer waren sich ja doch alle gleich, und sie befand sich so, als ihre eigene Herrin, viel besser und behaglicher.

Es war auch in der That eine brave und gutmüthige Frau und hatte bisher noch gegen Niemanden — selbst nicht gegen ihre verstocktesten Schuldner, Haß gezeigt, aber den „goldenen Affen" haßte sie trotzdem, und als sie an den Wagen trat, und ihr Blick auf das gegenüber befestigte

Schild fiel, unter dem sich, wie zum Trotz, Pechtels ganz breit hingestellt und jetzt in spöttischer Ehrfurcht herüber grüßte, legte sich ein recht häßlicher Zug um ihre Lippen, und mit einem verächtlichen Blick auf den Frechen bestieg sie, ohne auch nur den Gruß zu erwiedern, das Geschirr. Der Hannes, ihr Arbeiter, nahm dabei die Zügel in die Hand, und fort rasselte der kleine leichte Wagen die Straße entlang, seinem Ziel entgegen.

Pechtels hatte einmal große Lust gehabt, sie allein fahren zu lassen und sich gar nicht weiter um die alberne Geschichte zu bekümmern; einmal aber hatte er es versprochen — und sein Wort mußte er halten —, und dann hätte auch die Wirthin am Ende gar geglaubt, er fürchte sich, die Sache vor Gericht zu bringen. Lächerlich — kein Friedensrichter der Welt konnte ihn zwingen, sein Schild von der Thür zu nehmen, und wenn der in Karthago wirklich albern oder parteiisch genug sein sollte, etwas Derartiges anzuordnen, so war er fest entschlossen sich dem nicht zu fügen, sondern höher hinauf zu gehen, und wenn es hätte bis zum Präsidenten selber sein müssen.

Nicht einmal zu spät wollte er kommen, ging also jetzt ohne Weiteres in den Stall, sattelte sich

selber sein Pferd, zog sich dann an und folgte, etwa eine Viertelstunde später, in einem scharfen Trab dem vorangegangenen Geschirr.

Das Ziel ihrer Tour hatte allerdings, wenigstens für unsere Ohren, einen etwas volltönenden Namen, Karthago, und der Europäer macht sich dabei vielleicht eine falsche Vorstellung. Es wird besser sein, es etwas näher zu beschreiben, noch dazu da tausende ganz gleicher „Städte“ in dem weiten Lande mit ihren Namen Paris, London, Petersburg, Madrid u. s. w. den Fremden nicht selten überraschen.

Karthago war vor noch gar nicht so langer Zeit erst und zwar in ziemlich günstiger Lage gegründet worden, denn dicht daran hin lief eine schon „abgesteckte“ Eisenbahnlinie, und außerdem führte auch vom Ohiostrom aus der Weg nach dem Centrum des Staates und von da nach Chicago hinauf, so daß man fest darauf rechnen konnte, hier in späteren Jahren sogar eine Kreuzung zu bekommen.

Städte gründet man aber in den Wildnissen nicht eben durch Häuserbauen, wie es sich eigentlich vermuthen ließe, sondern nur durch Vermessen des Platzes und Auslegen oder Bezeichnen der

verschiedenen Straßen. In der Prairie wurden dann in regelmäßigen Quadraten Pfähle eingeschlagen, und daran befestigte Bretchen trugen bald genug die Namen der für spätere Zeit beabsichtigten Straßen. Da las man denn auf einem Pfahl, der einsam in der Ebene stak, „Hauptstraße“, auf einem anderen „Marktstraße“, „Washingtonstraße“, „Illinoisstraße“ u. s. w., andere kleine Pfähle bezeichneten schon den Platz, wo einmal später das Postgebäude, das Theater, das Telegraphenamt, das Museum und der Gasometer hinkommen sollten, und nun versuchten die Eigenthümer des Ganzen, mit einem sauber gemalten Plan, in den Städten herum zu reisen und besonders Einwanderer abzufangen, denen sie sogenannte lots oder Baustellen in ihrer neuen Stadt verkaufen konnten.

Manchmal glückte auch eine solche Speculation ausgezeichnet, und Plätze, die eine vortheilhafte Stelle gefunden, wuchsen in rasender Schnelle zu großen Städten heran. Sehr häufig blieb aber auch eine solche Stadt nur einzig und allein auf dem Papier und am „Marktplatz“ stand vielleicht eine einzelne Logcabin mit ein paar niederen Maishütten, während hundert Schritt davon in Main=

street oder der „Hauptstraße" ein Schenkladen stand, der an vorbeikommende Fremde Whiskey, Kautabak und andere Delicatessen zu verkaufen suchte.

Ganz so traurig sah es nun allerdings in Karthago nicht aus, aber viel besser auch nicht, denn es war ja, wie vorerwähnt, nur eben erst im Entstehen, und da durfte man freilich seine Erwartungen nicht zu hoch spannen.

Die ganze Stadt bestand vorläufig noch aus sieben Häusern mit lauter amerikanischen Familien — einen einzigen Franzosen abgerechnet, der aber nur sehr wenig Ackerbau trieb und meistens von der Jagd lebte. Außerdem befand sich eine Schmiede und eine Grocerie oder eine Materialwaarenhandlung im Ort, d. h. ein Laden, in dem eben Alles zu haben war, was man nur in diesem abgelegenen Theil der Welt verlangen und gebrauchen konnte: Branntwein, Lebensmittel, Schuhe, fertige Kleider, Werkzeuge, Ackergeräth, Medicinen, Pulver, Blei, kurze Waaren, Schmucksachen, kurz Alles und Alles. Der Eigenthümer desselben, dem etwa die halbe Stadt gehörte, und möglicher Weise ein späterer Millionär, war auch zu gleicher Zeit Friedensrichter, Postmeister und Polizeidirector und, einen Schreiber abgerechnet, der zugleich als Commis fungiren

mußte und außerdem ein entfernter Verwandter und bucklig war, hatte er keine Hilfe und — brauchte keine.

Streitigkeiten kamen unter den wenigen Ansiedlern selten oder nie vor, Verbrechen gar nicht, denn wer sollte in einem Lande stehlen, wo er sich, mit nur einiger Arbeit, leicht sein Brod verdienen konnte, Briefe trafen ebenfalls nur sehr selten ein und wurden ebenso selten geschrieben, und die Thätigkeit des Friedensrichters wurde, außer seinem Geschäft, nur dann und wann durch Trauungen junger Paare in Anspruch genommen, die allerdings in der letzten Zeit ziemlich häufig geworden waren und ihm dadurch auch einen hübschen Verdienst einbrachten. Jedes Paar mußte ihm nämlich 5 Dollars bezahlen, oder wie er es nannte, zwei und ein halb per Kopf. Seine ganze Arbeit dabei war in etwa fünf Minuten abgemacht, und da die Ansiedlungen in der Nachbarschaft wuchsen, und der ganze Distrikt umher noch zu wenig besiedelt blieb, um ihm einen anderen Friedensrichter als Concurrenten hinzusetzen, so machte er dadurch schon allein ganz hübsche Geschäfte.

Ein anderer Vortheil war aber auch noch der, daß er den einzigen wirklichen Laden in der

ganzen Umgegend hatte, und ließ sich ein Brautpaar bei ihm trauen, so blieb dem Bräutigam doch selbstverständlich gar nichts Anderes übrig, als seiner Braut „im Laden" ein Geschenk zu kaufen. Fand sie aber Etwas, das ihr gefiel, so durfte der Bräutigam natürlich nicht knausern und lange darum handeln. Boyles, der Friedensrichter, forderte dann in aller Gemüthlichkeit einen unverschämt hohen Preis, und der arme Teufel von neugebackenem Ehemann mußte eben in die Tasche greifen und bezahlen. Ob er nachher schimpfte oder nicht, blieb sich vollkommen gleich, denn er hatte sowohl die Frau als die Waare, und wurde eines so wenig wieder los wie das andere.

James Boyles war nun über Tag größten Theils mit seinem Factotum, dem buckligen Vetter, im Laden, kam aber irgend Jemand, der seine richterlichen Dienste in Anspruch nehmen wollte, sei das nun für eine Trauung oder in einer Streitigkeit, so schloß er den Laden so lange zu — wer Etwas kaufen wollte, mußte warten, bis er wieder kam —, lud die Parteien in das dicht dahinter liegende kleine Haus, erledigte dort seine Geschäfte und führte sie dann wieder durch den Laden zurück, wo er schon dafür sorgte, daß sie

nicht fortgingen, ohne wenigstens einen Trunk Whiskey zu nehmen, wenn sie nicht noch außerdem einige Dollars für Waaren sitzen ließen.

Auf dem breiten Weg hin nach Karthago rasselte das kleine leichte Fuhrwerk der Wittwe Roßberg, und die „Stadt“ war schon in Sicht, als sie hinter sich, auf dem trockenen Wege, die Hufschläge eines Pferdes hörte. Sie drehte den Kopf zur Seite und erkannte im Nu den Wirth vom „goldenen Affen“, der ganz keck und zuversichtlich herantrabte. Ja, als er vielleicht zehn Minuten später den Wagen passirte, um der „Erste“ auf dem Platze zu sein, hatte er sogar die Frechheit, die Damen achtungsvoll zu grüßen.

Frau Roßberg konnte es nicht gut vermeiden, ihm zu danken, es wäre zu unhöflich gewesen, aber sie that das mit einer außerordentlichen und ihr sonst ungewohnt vornehmen Neigung des Kopfes, was die Kathrine täuschend ähnlich nachahmte. Pechtels nahm aber nur wenig Notiz davon, gab seinem wackeren Thier die Sporen und sprengte so stolz an ihnen vorüber, als ob er der König von Karthago gewesen und nur eben einmal umhergeritten wäre, um seine Maisfelder zu besichtigen. Er ließ den Wagen der Wirthin auch

bald zurück, hing, in Karthago angekommen, sein Pferd an und ging ohne Weiteres in den Laden, wo er sich — für sich und den Händler-Friedensrichter — wie das dort überall Sitte ist — ein Glas Whiskey geben ließ. Boyles trank mit, und Pechtels bezahlte, eine Sache, die ganz in der Ordnung war, und daß er indessen mit dem Friedensrichter über das, was ihn hierhergeführt, kein Wort sprach, dafür hatte er zwei Gründe: Erstlich wollte er die eigentliche Klage vollkommen der Wirthin vom „goldenen Löwen" überlassen und dann — verstand er wohl eben englisch genug, um einem Gaste daheim einen „Schluck" oder etwas zu essen zu verabreichen, aber auch nicht die Spur mehr — die Verhandlung später mußten sie ja denn doch, wenn der Friedensrichter nicht etwa deutsch verstand, durch einen Dolmetscher führen.

Der kleine Wagen war übrigens viel rascher hinter ihm drein gekommen, als er Anfangs erwartet haben mochte, denn nur erst wenige Minuten stand er mit dem Richter am Ladentisch, als das Fuhrwerk schon vor die Thür rasselte, und gleich darauf die Wittwe, fest entschlossen dem Gegner keinen Vorsprung, und nicht das erste Wort zu lassen, mit der Base den Raum betrat.

So rasch trafen auch Beide hinter einander ein, daß Boyles wohl merkte, sie gehörten zusammen, und es führe sie eine gemeinschaftliche Sache hierher. Die Dame ließ ihn außerdem nicht lange in Zweifel, denn auf Pechtels zeigend, der wiederum seinen Hut lüftete, begann sie dem Yankee — natürlich in deutscher Sprache — zu erzählen, was sie hierher geführt, und Boyles horchte auf das erstaunteste ihren Worten, von denen er aber keine Sterbenssylbe verstand.

Pechtels selber, obgleich schon seit acht Monaten im Lande, wie wir vorher erwähnt, war der englischen Sprache fast gar nicht mächtig. Er verstand einzelne Worte, die zu seinem Geschäft gehörten, weiter Nichts, und als sich Boyles jetzt an ihn wandte und ihn frug, was die „Lady“ von ihm wollte, nickte er nur mit dem Kopfe und sprach:

„All right — lady and me — all right“, wodurch er andeuten wollte, daß sie Beide eine Klagesache vorzubringen hätten.

Der kleine bucklige Schreiber befand sich natürlich mit in dem Laden, und an diesen wandte sich jetzt Boyles.

„Tom, verstehst Du, was die Beiden von mir wollen? Hol der Teufel das Kauderwelsch. Wenn

man's sprechen soll, bricht's Einem die Zunge entzwei, und wenn man's hört, klingt's gerade, als wenn ein alter Fensterladen im Winde knarrt, oder eine toll gewordene Mühle klappert."

„Na, das ist doch klar," sagte Tom, der gerade beschäftigt war, einem kleinen, eben eingetretenen Jungen einen Topf mit Syrup zu füllen, „Ihr sollt sie zusammenspließen — sie wollen sich heirathen — weiter Nichts."

„Na ja, das dachte ich auch," sagte der Friedensrichter, „dann schafft mir nur den Jungen fort und schließt die Thür zu, damit wir in die Office gehen können; hier im Laden läßt sich's doch nicht machen," und der Frau zunickend, daß sie sich einen Augenblick gedulden und ihm folgen solle, sagte er zu Pechtels: „Kommt nur mit, das wollen wir Euch gleich besorgen," und schritt ihm dann, wobei er ihm noch einen Wink gab, voran.

Die beiden streitenden Parteien fanden es selbstverständlich, daß ihre Sache nicht im Laden ausgeglichen werden konnte, und während Pechtels den Damen den Vortritt ließ, folgten sie alle drei dem Richter in das kleine Seitengebäude, das Boyles allein zu diesem Zweck aufgerichtet hatte und auch seine office nannte. Ein Zettel

draußen an der Thür bezeichnete es sogar als solche.

In der Mitte des aus rohen Balken hergestellten Raumes, mit einem einzigen schmalen Fenstereinschnitt, stand ein viereckiger Tisch, mit vier oder fünf Holzstühlen darum her. Auf dem Tische befand sich ein Dintenfaß mit einigen Federn und ein kleiner Stoß Papier, was dem Ganzen etwas Feierliches gab. Ueber dem Fenster standen sogar, etwas sehr Ungewöhnliches in diesem Theil der Welt, auf einem auf zwei derben Pflöcken ruhenden Bret ein halb Dutzend in gelbes Leder eingebundener Bücher, angeblich juristische Werke, die aber wohl selten genug herunter genommen und noch seltener gebraucht wurden.

Tom hatte indessen den Jungen mit seiner Syrupskanne expedirt und den Laden nach dem üblichen Gebrauch geschlossen. Jetzt, während Boyles noch, ein wenig verlegen, wie er ein Gespräch anknüpfen könne, vor den Fremden stand, betrat er ebenfalls die Office und besorgte das „Geschäftliche“.

Vor allen Dingen nahm er von dem Bücherbret eine auf der äußersten Kante liegende und wahrscheinlich oft gebrauchte, wenn auch wohl selten

geöffnete Bibel, denn sie diente nur dazu, um den üblichen Eingangsschwur abzulegen. Diese deponirte er auf dem Tisch, schob sich dann einen Bogen Papier zurecht, tunkte eine Feder ein und sah Boyles an, als ob er sagen wollte: „Nun kann's losgehen.“ Boyles mochte denn auch wohl einsehen, daß längeres Zögern Nichts half, und als üblichen Eingang zu jeder Feierlichkeit mußte er vor allen Dingen die Namen der Betreffenden erfahren. Die Frage your name? verstand aber Pechtels und gab den seinigen, freilich sehr zur Bestürzung Tom's, der wohl über das erste Frederic sehr leicht wegkam, an dem späteren ch in Pechtels aber vollkommen hängen blieb.

„How do you spell that?“ (Wie buchstabirt Ihr das?) frug er, allerdings wohl drei Mal. Pechtels verstand aber gar nicht, was er mit dem Worte spell meinte, und da er wohl sah, daß der kleine Mann nicht wußte, wie er seinen Namen schreiben sollte, ging er zum Tische, nahm ihm die Feder aus der Hand und that es selber. Mit dem Namen Mary Roßberg ging es besser.

Pechtels frug jetzt, ob Niemand im Orte sei, der Deutsch verstünde, und Tom begriff, was er meinte, schüttelte aber auf das bedeutsamste mit

dem Kopfe, und Boyles, der nicht gern zu viel Zeit mit dem geschlossenen Laden versäumen mochte (draußen hatte er schon wieder einen Karren rasseln hören, und das konnten Fremde sein), sagte einfach zu seinem Secretär:

„Schwör' sie ein, Tom, wir müssen machen, daß wir fertig werden."

Das geschah jetzt in aller Form, indem der Friedensrichter sie nur einfach frug, ob Keines von ihnen schon verheirathet sei, und da sie die Worte nicht verstanden und mit dem Kopfe schüttelten, reichte ihnen Tom die Bibel hin, die sie zur Bekräftigung des eben Gesagten küssen sollten.

Pechtels hatte nun schon einmal, bald nach seiner Ankunft in New-York, bei einem deutschen Friedensrichter gesehen, daß diese Formel jedes Mal abgenommen wurde — Frau Roßberg wußte allerdings Nichts davon, aber die Katharina hatte ebenfalls schon als Zeugin vor Gericht gestanden, und da diese ihr jetzt zuflüsterte, das bedeute weiter Nichts, als daß sie beschwöre, sie wolle bei ihrer Aussage nur die blanke Wahrheit angeben, nickte sie auf das entschiedenste mit dem Kopfe. Das wollte sie in der That; nicht ein Wort weiter, als die blanke reine Wahrheit, und mit der größten

Bereitwilligkeit küßte sie ebenfalls das ihr dargereichte heilige Buch.

Frau Roßberg überlegte sich nun eben, daß es doch ganz außerordentliche Schwierigkeiten haben würde, dem Friedensrichter ihr Anliegen klar zu machen, denn sie fing an zu zweifeln, daß er den Unterschied zwischen einem goldenen Löwen und goldenen Affen mit ganz gleichen Bildern auch richtig verstehen würde.

„Hätten wir nur den Franz mitgenommen,“ sagte sie leise zur Katharine. Der Franz war nämlich eine Art Hausknecht bei ihr, ein junger Bursche von kaum 14 Jahren, der aber schon vollkommen gut englisch sprach, „oder wenn wir ihn nur könnten holen lassen. Ich dachte doch, wir würden hier Jemand finden, der deutsch spräche.“

„Das ginge ja noch am Ende,“ nickte die Kathrine, die jetzt auch merkte, daß sie mit ihren paar englischen Worten nicht auskam, „wenn wir nur gleich den Wagen zurückschickten. In anderthalb Stunden könnte er wieder hier sein, und da sind wir nun doch einmal.“

„Wenn er uns nicht versteht, sag' ich's ihm,“ erwiederte fest entschlossen die Frau, „und der Pechtels muß es sich ebenfalls gefallen lassen, daß

er ein paar Stunden wartet. So geht's aber nicht, das merk' ich schon."

„Well," sagte der Friedensrichter jetzt, der die ganze Sache so viel als möglich abzukürzen wünschte, denn der nöthigen Form war genügt. Tom, der kleine bucklige Schreiber, hatte schon mit geschickter Hand die gewöhnlichen Notizen in ein großes, dazu gehaltenes Buch gemacht, und er wandte sich zuerst an Pechtels.

„Sind Sie Willens, Sir, die Lady, die da neben Ihnen steht, zu Ihrem rechtmäßigen Weib zu nehmen?

„Yes," sagte Pechtels, „die Lady hier will mich eben verklagen. Lassen Sie es sich von ihr auseinander setzen."

„Und sind Sie Willens, Ma'm," wandte sich jetzt der Richter, der die Zwischenworte gar nicht verstand oder beachtete, wieder an die Frau, „diesen Herrn, der da neben Ihnen steht, zu Ihrem rechtmäßigen Gatten anzunehmen?"

„Ja wohl, Sir," nickte die Frau, „der ist's, den ich verklagen will, denn er hat mir in den letzten Monaten —"

Der Friedensrichter, der vielleicht glauben mochte, daß bei den Deutschen so viele Worte auf

eine einfache Frage nöthig wären, konnte sich aber selber natürlich nicht damit aufhalten und mit der Hand abwehrend unterbrach er sie und sagte dabei:

„Bitte, Madame, lassen Sie das alles bis nachher. Für jetzt erkläre ich dieser Licenz nach, von dem Secretär unseres Gerichtshofes ausgestellt," und er deutete damit auf das Buch, „Sie Beide als verheirathet, als Mann und Frau. Niemand hat ein Recht, Ihre giltig geschlossene Ehe wieder zu trennen, und der liebe Gott gebe Ihnen seinen Segen."

Dabei reichte er zuerst der Dame die Hand und schüttelte sie herzhaft und dann ebenso Pechtels, und dieser, der von alledem Nichts begriff, wurde endlich ungeduldig und sagte:

„Nun, Madame Roßberg, denk' ich, haben wir all die üblichen und höchst langweiligen Formalitäten durchgemacht. Wollten Sie jetzt vielleicht so freundlich sein und Ihre Klage vorbringen, denn ich habe wirklich nicht lange Zeit." Er freute sich dabei schon im Voraus darauf, daß der Richter natürlich kein Wort davon verstehen würde.

Der kleine Bucklige war indessen außerordentlich thätig gewesen, jede Spur der beendeten Feier wieder zu verwischen. Er sprang auf einen Stuhl

und legte die Bibel zurück auf das Bücherbret, schob das Register in die Tischschublade, rückte das Papier zusammen und öffnete dann mit einem all right wieder die Thür.

„Fee is five dollars,“ sagte Boyles, indem er Pechtels die offene Hand entgegenstreckte, und five dollars verstand der Wirth vom goldenen Affen gut genug; daß er die aber schon im Voraus bezahlen sollte, wo die Klage, und zwar von seinem Gegenpart, noch nicht einmal anhängig gemacht worden, war ihm doch außer dem Spaß.

„Von mir?“ sagte er und deutete auf sich. Der Friedensrichter nickte ihm vergnügt zu und sagte: „Sie wollen sich die doch nicht von Ihrer Frau bezahlen lassen?“

„Kann nicht aufgeführt werden,“ schüttelte Pechtels auf das entschiedenste mit dem Kopfe, „ich klage gar nicht, und wer klagt, mag auch die Kosten bezahlen. Nicht fünf Cent geb' ich. Das fehlte auch noch.“

„Confound it,“ brummte der Richter, „es ist doch eine ganz verzweifelte Geschichte, wenn man es mit Leuten zu thun hat, die keine menschliche Sprache reden.“

„Holla!“ rief da sein kleiner Schreiber, der

die Thür geöffnet hatte und auf den Hof hinaus sah, „da kommt Hilfe. Da ist der deutsche Pedlar (Krämer) wieder mit seinem kleinen Wagen, der spricht amerikanisch. Heh Rosedale, Rosedale! oh Rosedale! kommt einmal einen Augenblick hierher, Mann, und helft uns mit Eurem Gibberisch aus; der Henker soll's verstehen, aber wir nicht."

Rosenthal, wie der kleine Mann mit entschieden israelitischer Physiognomie hieß, schlenderte langsam quer über den Hof herüber, wo er eben sein mageres Thier angebunden und ihm etwas Futter gegeben hatte, und Frau Roßberg selber rief, als sie ihn erkannte, erfreut aus:

„Gott sei Dank, da ist der Rosenthal, der Jud, der kann uns aushelfen, denn er spricht englisch, wie ein Amerikaner."

Pechtels ärgerte sich eigentlich, denn der Spaß war ihm zum Theil dadurch verdorben, aber was that's. Dadurch bekamen sie die Sache auch zu einem raschen Ende, und daß seine Widersacherin mit ihrer Klage Nichts ausrichten konnte, verstand sich doch ohnedies von selbst.

Rosenthal, etwas erstaunt, den Wirth vom goldenen Affen und die Wirthin vom goldenen Löwen hier friedlich zusammen zu finden, denn er

kannte die Verhältnisse in der Ansiedlung genau, kam langsam heran und begrüßte Beide, und Madame Roßberg wollte ihm jetzt vor allen Dingen auseinander setzen, was sie hierher geführt, als der Friedensrichter aber mit einem „I say, Rosedale, macht doch einmal Eurem Landsmann klar, daß er mir fünf Dollars fee (Gebühren) zu zahlen hat. Man kann in ihn hineinreden, was man will, er versteht's nicht."

„Was sagte er?" frug Pechtels, denn er sah wohl, daß der Friedensrichter auf ihn zeigte.

„Fünf Thaler sollen Sie ihm zahlen, Herr Pechtels," antwortete Rosenthal.

„Aber wofür?" frug der Wirth, „ich habe ja gar nicht geklagt, und wir müssen doch erst abwarten, wie Alles ausfällt."

„Der Herr fragt," wandte sich jetzt Rosenthal an den Richter, „wofür er die fünf Dollars zu zahlen hätte."

„Wofür?" rief der Richter wieder, „bless your soul, man, das sind die regelrechten Gebühren für jede Trauung, und daß die jedes Mal der Ehemann bezahlt, versteht sich doch von selbst."

Rosenthal sah erst den Richter und dann

Pechtels und die Wittwe erstaunt an, und dann wieder den Richter.

„Was sagt er?" frug Pechtels.

„Haben sich denn die Beiden trauen lassen?" frug aber der Krämer in vollem Erstaunen, denn vor kaum acht Tagen war er durch die Ansiedlung gekommen und wußte, wie grimmig feind sie da noch einander gewesen.

„Nun versteht sich," nickte Boyles, „sind nach allen Regeln zusammengegeben und meine fee beträgt fünf Dollars; kann's auch gar nicht billiger thun und möcht's nicht."

Rosenthal zuckte die Achseln und sagte:

„Ja, lieber Herr Pechtel, das ist Alles in Ordnung, die fünf Dollars müssen Sie zahlen. Er kriegt das von jeder Trauung. Da kann man ja also wohl gratuliren, Madame Roßberg."

„Von jeder was?" schrie Pechtels und lachte laut auf, „Donnerwetter, ich will mich ja doch nicht verheirathen!"

„Na weiter fehlte mir gar Nichts," rief Madame Roßberg und warf den Kopf stolz und vornehm zurück.

„Ja aber was wollen Sie denn?" sagte Rosenthal.

„Ich bin hier, um eine Klage gegen den Mann da einzuleiten," nahm Madame Roßberg jetzt das Wort, „ich will einmal sehen, ob noch Gerechtigkeit im Lande ist, und ob er das nämliche Schild über seiner Thür aufhängen darf, was ich über der meinen habe, um seinen Mitmenschen das Brod vom Munde wegzuschnappen. Das sagen Sie dem Friedensrichter, geschworen haben wir schon, daß wir die Wahrheit sprechen wollen, und dann kann die Geschichte gleich losgehen."

„Was sagt sie?" frug der Friedensrichter.

„Ach Sir," lachte der Handelsmann, „das ist ein Irrthum. Die beiden Leute wollen sich gar nicht miteinander verheirathen, sondern einander gerade im Gegentheil verklagen, wegen eines Aushängeschilds, das —"

„Was?" rief Boyles und sah sein Factotum verblüfft an, „sie sind nicht hierher gekommen, um sich zu heirathen?"

„I Gott bewahre," lachte Rosenthal, „sie denken gar nicht daran und sind einander spinnefeind. Nein sie wollten nur —"

„Ja, dann ist das Unglück geschehen," unterbrach ihn aber Boyles, also in die Enge getrieben,

„und kein Teufel kann sie wieder auseinander bringen. Sie sind jetzt Mann und Frau.“

„Na das wär' nicht übel,“ lachte Rosenthal, „ohne daß sie Beide was davon wissen?“

„Ja, ich habe mir doch nichts Anderes denken können, und amerikanisch sprechen sie auch nicht.“

„Was ist das, was er sagt?“ frug Frau Roßberg rasch, die auf ein paar Worte aufmerksam geworden war.

„Weiter Nichts,“ lächelte Rosenthal, dem die Sache allerdings komisch genug vorkam, „als daß Sie einander wohl nicht mehr zu verklagen brauchen, Madame Roßberg, denn Sie sind jetzt alle Beide wirklich und ordentlich verheirathet und Mann und Frau.“

„Na nu?“ rief Pechtels, in die Höh' fahrend, während die Frau den Händler anstarrte, als ob sie einen Geist gesehen hätte.

„Seid Ihr verrückt?“ rangen sich ihr zuletzt die Worte von den Lippen.

„Der Richter sagt's,“ zuckte Rosenthal mit den Achseln, „er hat geglaubt, Sie wollten sich trauen lassen, und die Sache ist abgemacht. Das kostet aber immer fünf Dollars, Herr Pechtels, und ist eigentlich billig genug.“

„Jetzt freut mich aber mein Leben,“ sagte Pechtels und sah den Richter noch immer starr und erstaunt an, „das ist ja doch gar nicht möglich — in den paar Minuten.“

„Wenn der Mensch verrückt genug gewesen ist, einen solchen Unsinn zu begehen,“ rief indeß Frau Roßberg, die sich zuerst wieder von ihrem Erstaunen, aber noch lange nicht von ihrer Entrüstung sammelte, „so mag er es auch wieder auflösen. Sprechen Sie mit ihm, Rosenthal, aber gleich, so lange wir noch hier sind. Nicht einen Fuß setze ich über die Schwelle hinaus, bis ich nicht wieder von dem Menschen geschieden bin.“

Rosenthal wandte sich jetzt an den Friedensrichter und bat ihn, dem Verlangen der Dame nachzukommen. Dieser aber sagte achselzuckend:

„Sie sind doch nicht etwa schon anders verheirathet? das wäre sonst eine verfluchte Geschichte, denn sie hätten in dem Fall einen Meineid geschworen.“

„Nein,“ sagte der Händler, „die Frau ist Wittwe, und der Mann ist Junggeselle.“

„Desto besser,“ nickte der Richter zufrieden, „an der Sache selber aber kann ich gar Nichts thun, und wenn sie wieder geschieden werden wollen,

so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als sich an die Supreme Court zu wenden, und da wird's Schwierigkeiten und Umstände genug haben. Ich kann die Leute wohl verheirathen, aber nicht wieder scheiden, oder es gäbe eine Heidenconfusion in den Ehen und Arbeit genug."

„Aber, wenn es nun ein reines Versehen war?"

„Das könnte nachher ein Jeder sagen," bemerke Boyles trocken. „Verheirathet sind sie und bleiben sie; daran läßt sich Nichts mehr ändern."

Kap. 3.
Nach der Hochzeit.

Frau Roßberg sah schon aus den Bewegungen des Friedensrichters, daß er sich weigere, dem Verlangen zu willfahren, und gerieth jetzt in der That fast außer sich. Es war dabei ein Glück für sie, daß Boyles kein Wort von alledem verstand, was sie in ihrer Aufregung vorsprudelte, denn „Esel" und andere derartige Thiernamen gehörten dabei noch zu den mildesten Ausdrücken. An der Sache selber aber ließ sich in der That Nichts

mehr ändern, und mit der größten Unbefangenheit bestand Boyles noch außerdem fortwährend auf der Bezahlung seiner fünf Dollars von Pechtels und drohte sogar, diesen als widersetzlich gegen das Gericht einsperren zu lassen, bis er seiner Verpflichtung nachgekommen wäre.

Pechtels machte nun allerdings den Vorschlag, daß sie Beide, er und Madame Roßberg, den „erlittenen Schaden" gemeinschaftlich tragen sollten, aber die Dame, seine jetzige Frau, warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu, verließ die Office, rief nach ihrem „Hannes" und rasselte kaum eine Viertelstunde später mit der alten Kathrine nach der Ansiedlung zurück.

Die Madame Roßberg war übrigens eine ganz entschiedene Frau und hatte schon ihren Plan entworfen. Hier konnte ihr natürlich Niemand helfen, denn die Männer hielten ja doch alle zusammen, aber an ihren Consul in Cincinnati wollte sie sich direct wenden, und der müßte und würde ihr auch Recht verschaffen. Das wäre doch noch schöner gewesen, wenn man nicht einmal zu einem Friedensrichter hätte gehen können, um eine Klage einzubringen, ohne gleich verheirathet zu werden.

Pechtels, wie er seine fünf Dollars bezahlt und den ersten Aerger überwunden hatte, mußte doch lachen; die Geschichte war eigentlich komisch, und daß er gerade mit der Wittwe vom „goldenen Löwen" so gewissermaßen heimtückisch zusammengegeben worden, ein zu wunderlicher und abnormer Fall. Boyles aber wurde, als ihn die „Ladies" verlassen, und er sein Geld in der Tasche hatte, gemüthlich. Er lud Pechtels und Rosenthal zu sich in den Laden und „tractirte", das heißt, er schob Jedem ein Glas und die Whiskeyflasche hin, damit sie sich „selber helfen sollten," ließ sich dann noch einmal den Namen des Bräutigams sagen, den er aber hartnäckig mit k statt ch aussprach, und trank dann die Gesundheit der „Madame Pektels und einer Menge von kleinen Pektels, als Nachkommenschaft in der Ansiedlung".

Pechtels mußte natürlich gute Miene zum bösen Spiele machen, und nur das beruhigte ihn, daß Rosenthal nicht gerade jetzt in ihre Gegend fuhr, denn geschwiegen hätte der Bursche ja doch nicht, während er sich darin diesmal wohl sicher auf die beiden Frauen verlassen konnte. Dann fand sich ja wohl auch mit der Zeit eine Art und Weise, diese aus Versehen geschlossene Verbindung wieder zu lösen.

Allerdings versuchte er noch einmal mit Rosenthal's Hilfe den Richter zu bewegen, die fatale Sache ungeschehen zu machen. Er konnte ja „das Blatt einfach herausreißen“, wer sah hier danach, und daß sie alle reinen Mund halten würden, dessen durfte er sicher sein. Boyles aber schüttelte ganz entschieden mit dem Kopf, und selbst als ihm Rosenthal, auf Pechtel's Veranlassung, andeutete, daß es dem Wirth auch nicht auf zehn oder zwanzig Dollars ankäme, um ihm, dem Friedensrichter, „außergewöhnliche Mühe“ zu vergüten, so weigerte sich der Yankee trotzdem hartnäckig. Er traute nämlich seinem Factotum nicht und wollte ihn nächstens fortschicken, und da dieser von der ganzen Sache wußte, hätte er ihn schlimm in Verlegenheit und noch schlimmer in Strafe und Verlust des Amtes bringen können.

Die Sache mußte jedenfalls vor der Hand so bleiben und Pechtels konnte das nicht besonders zur Genugthuung dienen, daß ihm Rosenthal sagte, er wolle in etwa acht Tagen einmal in der Ansiedlung vorsprechen und sehen, wie sich Alles gemacht habe. Natürlich hielt er den Mund nicht, und der Wirth vom „goldenen Affen“ wußte genau, was ihm nachher an Spott und Neckereien bevorstand.

Hier kam er übrigens nicht früher fort, als bis er ebenfalls „tractirt“ hatte, und dann war Rosenthal daran, und dann wieder — als „glücklicher Gatte“ der Wirth. Damit aber machte er sich doch von den Uebrigen los; er fühlte sich nicht in der Stimmung zu einem Gelage, am wenigsten mit diesen Menschen, und sein Pferd wieder aufzäumend, ritt er, eine kleine Weile später, allein und keineswegs in besonderer Eile nach der Ansiedlung zurück.

Bunte Gedanken waren es auch, die ihm dabei durch den Kopf gingen, und ein Mal zügelte er sogar unbewußt und plötzlich sein außerdem schon in langsamem Schritt gehendes Thier ein, als ihm die Möglichkeit durch den Sinn fuhr, daß ihm die Wirthin selber eine solche „Falle“ gelegt habe, und er, albern genug, hinein getappt sei. Aber das war auch nur für einen Moment, denn er verwarf den Gedanken fast so rasch wieder, wie er ihn gefaßt hatte. Nein, die Wittwe Roßberg wäre die Letzte dazu gewesen, und er trug jedenfalls an der ganzen Sache genau so viel Schuld, als sie selber. Weshalb hatte er sich auch bis jetzt gar keine Mühe gegeben, um die englische Sprache zu erlernen; nun war das Unglück ge-

schehen, und einen schönen Scandal würde die Geschichte in der Ansiedlung hervorrufen, wenn sie erst erfuhren, daß sich der „goldene Affe“ mit dem „goldenen Löwen“ — verheirathet habe. Es war eigentlich zu toll, und kein vernünftiger Mensch hätte etwas so Wahnsinniges auch nur ahnen, viel weniger denn vermeiden können.

Und was jetzt? Das Gescheuteste war am Ende, daß er sein Wirthshaus geradezu verkaufte und in einen anderen Staat, am liebsten über den Mississippi hinüber, zog; aber wie hätte der „goldene Löwe“ nachher triumphirt, und blieb er hier — der Teufel sollte das Nachdenken und Grübeln holen, und seinem Thier plötzlich die Sporen gebend sprengte er den Rest des Weges dahin und in seinen eigenen Hof hinein.

So vergingen die nächsten Tage, und Pechtels betrat in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal die Straße, aus Furcht die Wirthin gegenüber am Fenster zu sehen. Deshalb brauchte er aber nicht besorgt zu sein, denn Frau Roßberg selber wagte sich, genau aus dem nämlichen Grund, weder an eines ihrer Fenster noch an die Thür, und doch wußten Beide, daß sich ein Wiederbegegnen wohl künstlich hinausschieben ließ, zuletzt

aber doch nicht mehr vermieden werden konnte. Ja, hätten sie in einer großen Stadt gelebt, so wäre es möglich gewesen, hier aber, wo die ganze Häusermasse der kleinen Ortschaft inmitten der Colonie aus der Kirche, zwei Wirthshäusern, einer kleinen Schmiedewerkstatt, einem Kram- und Spezereiladen und etwa fünf Bauerwohnungen bestand, während der Verkehr sämmtlicher Colonisten nur auf diese angewiesen blieb, war ein längeres Ausweichen nicht gut möglich.

Frau Roßberg hatte indessen in ihrer hinten hinaus liegenden Schlafstube, die sie jetzt bewohnte, die Zeit nicht unbenutzt verstreichen lassen und einen Brief an ihren Consul aufgesetzt, in welchem sie die ganzen Verhältnisse — auch die mit den beiden Wirthshausschildern — genau beschrieb und darin sowohl, wie in der widerrechtlichen Trauung, Consulatshilfe nachsuchte. Frau Roßberg war aber, wenn auch eine ganz tüchtige Frau und mit der Feder ziemlich gut vertraut, doch keine sehr rasche Briefschreiberin. Die Sache war außerdem zu wichtig und durfte nicht über's Knie gebrochen, sondern mußte klar und einfach, ohne unnöthige Worte ausgeführt werden, und drei Mal schrieb sie den Brief über, und brauchte jedes Mal dazu

drei Stunden, was ihr dann, mit den anderen nöthigen Arbeiten, auch drei volle Tage nahm. Am dritten Tag aber hatte sie das Schreiben „postfertig“. Der Mailrider (berittener Postbote) mußte außerdem den nächsten Tag, etwa zur Mittagszeit, durch die Ansiedlung kommen und wechselte da jedes Mal Pferde im „goldenen Löwen“, und in vierzehn Tagen spätestens konnte sie Antwort von Cincinnati haben. War es doch bis zum Ohiostrom kaum dreißig Miles, und von da an nahmen die Dampfer die Briefe mit stromauf.

Von Pechtels hatte sie indessen gar Nichts gehört, und merkwürdiger Weise war auch von der letzten Begebenheit in Karthago noch gar Nichts in der Ansiedlung bekannt geworden. Man frug sie allerdings mehrmals, wie „die Klage“ abgelaufen, da sie aber ausweichende Antworten gab: „so rasch ginge eine solche Sache nicht“ und dergleichen mehr, so beruhigten sich die Deutschen vollkommen damit. Daß es bei den Gerichten nicht rasch ging, wußten sie alle gut genug aus eigener Erfahrung.

Mit merkwürdiger Verschwiegenheit wahrte aber sogar die Kathrine ihre Zunge, eines Theils wohl der „Base“ zu Liebe, anderen Theils aber

auch, weil sie, die gern Staat mit ihren paar Brocken Englisch machte, den Gedanken selber nicht ertragen konnte, daß in ihrer Gegenwart ein derartiges Mißverständniß habe stattfinden können.

Räthselhaft blieb übrigens beiden Frauen das Benehmen des „Affenwirths“, denn wie sie Anfangs gefürchtet hatten, daß er den unangenehmen Vorfall gegen den „goldenen Löwen“ ausbeuten würde, so that er jetzt gerade das Gegentheil, ließ sich nicht einmal blicken und konnte keinenfalls ein Wort gegen irgend Jemanden über die Sache geäußert haben, oder es wäre ihr doch gleichfalls und zwar schnell genug zu Ohren gekommen. Was er freilich beabsichtigte, blieb noch in Dunkel gehüllt, aber — sie sollten an dem nämlichen Tage noch mehr in Erstaunen versetzt werden.

Es war Mittagszeit, die Frau aß gewöhnlich mit der Kathrine allein in ihrer Stube, und das Essen stand schon auf dem Tisch. Die Base war nur noch ein Mal hinausgegangen, um das in der Küche vergessene Salz zu holen, als sie aber zurückkam, hatte sie es wieder vergessen und schlug die Hände zusammen und rief vor lauter Erstaunen:

„Nein, denkt Euch nur einmal, Base, nicht

für menschenmöglich sollte man's halten, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehen hätte —"

„Aber was ist denn geschehen, Base?" rief die Wirthin fast erschreckt.

„Was geschehen ist?" sagte aber die alte Frau, „Ihr glaubt's nicht und wenn ich's Euch auch erzähle, aber Ihr könnt Euch selber überzeugen — der Affenwirth hat seinen Affen abgenommen."

„Der Pechtels?" sagte die Wirthin erstaunt, „aber weßhalb?"

„Ja, das weiß der liebe Gott: ich wahrhaftig nicht."

„Vielleicht will er ihn frisch übermalen lassen."

„Aber er war ja noch so gut wie neu."

„Dann steckt eine andere Lumperei dahinter," nickte die Wirthin mit finster zusammengezogenen Brauen, „dem trau' ich Alles zu, und wir werden es sehen und erleben."

„Aber der Affe ist herunter," bestätigte die Alte, „soviel ist sicher, und wenn er ihn nicht wieder hinauf hängt —"

„Ja, wenn er," nickte die Wirthin, „und das müssen wir abwarten. Aber jetzt kommt zum Essen, es wird ja Alles kalt, und das Salz habt Ihr auch nicht mit herein gebracht."

Die Alte schoß wieder zur Thür hinaus, und als sie endlich mit der Base am Tisch saß, wollte sie immer wieder vom „Affenwirth" anfangen und sich wundern, was ihn dazu getrieben haben konnte. Die Wirthin aber wehrte ihr; sie mochte wahrscheinlich von der ganzen Sache gar Nichts hören, und verzehrte still und schweigend ihre Mahlzeit.

Der nächste Tag kam und mit ihm der Postbote, aber das Schild da drüben war in der That verschwunden, und wenn es der Wirth vom „goldenen Affen" nicht wieder festmachte, so konnte sie doch den Brief nicht abschicken, worin sie sich gegen den Consul darüber beklagte. Das mußte sie jedenfalls wieder herausnehmen und deshalb die nächste Post abwarten, die drei Tage später ging. Der Mailrider passirte jede Woche zwei Mal die Ansiedlung, und der Brief kam deshalb wieder in ihren Nähtisch, um erst das Weitere abzuwarten.

Und wieder verging der Tag. Das Schild blieb entfernt, und die aus der Ansiedlung kommenden Deutschen, wie die Bewohner des kleinen Orts zerbrachen sich den Kopf darüber, was wohl die Ursache von Pechtel's Benehmen sein könne.

Dieser schwieg nämlich hartnäckig darüber, und es blieb deshalb kaum noch einem Zweifel unterworfen, daß der Friedensrichter zu Gunsten der Wittwe entschieden haben mußte. Aber daß diese dann nicht wenigstens den Mund aufthat, setzte die Leute am Meisten in Erstaunen.

Am sechsten Tage, gleich nach der gewöhnlichen Mittagsstunde, kehrte der Händler Rosenthal von einer Tour aus der Nachbarschaft zurück und wie gewöhnlich im „goldenen Affen“ ein. Er hielt aber erst eine Weile vor der Thür, weil er das Schild nicht mehr sah, und erkundigte sich, ob das Wirthshaus noch bestehe. In dessen Einrichtung war aber Nichts geändert, und der kleine Wagen rasselte in den Hof.

Frau Roßberg hatte durch die Base augenblicklich erfahren, daß der „Jude“ eingetroffen sei, und das Herz klopfte ihr fast hörbar in der Brust, denn daß nun ihr Geheimniß bald kein Geheimniß mehr bleiben würde, ließ sich denken. Welches Interesse konnte der Affenwirth auch haben, es zu halten — merkwürdig genug, daß er überhaupt nur so lang geschwiegen hatte.

Die Kathrine war hinausgegangen, um den Kaffee zu besorgen, und die Wirthin saß allein

in ihrem kleinen Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt, am Fenster, das nach dem Hof hinausführte, und das Herz war ihr recht zum Brechen schwer.

Da öffnete sich leise und fast geräuschlos die Thür, als sie sich aber doch dahin drehte, sah sie wie die Kathrine nur den halben Kopf hereinsteckte und dann mit der äußersten Vorsicht flüsterte:

„Er kommt.“

„Er kommt? Wer? Der Rosenthal?“

„Nein — der Affenwirth.“

„Der Affenwirth?“ rief die Löwenwirthin wirklich erschreckt von ihrem Stuhl emporspringend, „zu mir?“

„Er kommt jedenfalls hier ins Haus herein und zu wem Anders soll er wollen?“

„Der Pechtels?“ sagte die Frau noch immer erstaunt.

„Da kommt er schon über den Hof,“ flüsterte die Base, drückte die Thür wieder zu und that, als ob sie Niemanden gesehen hätte und nur ihrer Arbeit nachgehen wolle, bis sie der Affenwirth selber anrief und nach etwas frug.

Wenige Minuten später klopfte es an der Wirthin Thür, und der Frau fehlte fast der Athem

zu antworten. Waren es ja doch auch eigene Verhältnisse, unter denen sie jetzt dem Mann gerade wieder begegnen sollte. Aber sie brachte doch ein halblautes „Herein“ über die Lippen, und als sich gleich darauf die Thür öffnete, stand Pechtels, den Hut in der Hand, auf der Schwelle und sagte freundlich: „Stör' ich, Frau Roßberg?“

„Nein,“ erwiederte die Frau, aber wieder kaum verständlich; es kam ihr gar so sonderbar vor, daß der Affenwirth jetzt zu ihr in die Stube trat, ohne daß sie eigentlich einen besonderen Zweck mit ihm hatte — und was wollte er nur?

„Frau Roßberg,“ sagte der Wirth, während er noch immer an der Thür stehen blieb, bis sie ihn durch eine Bewegung mit der Hand nöthigte, näher zu kommen. „Sie sind vielleicht erstaunt über meinen Besuch, aber — ich hätte etwas mit Ihnen zu sprechen.“

„Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Danke Ihnen,“ sagte er, während er seinen Hut auf die Commode legte und sich selber einen Stuhl vorschob.

„Und womit kann ich Ihnen dienen?“ Die Frau war merkwürdig artig heute, denn es that ihr wohl, daß er sich nicht auf die letzte Zeit bezog.

„Ich wollte Ihnen nur anzeigen,“ sagte Pechtels, „daß der Krämer, der Rosenthal, den wir neulich in Karthago trafen, heute hier in die Ansiedlung gekommen ist und — heute und morgen hier bleiben will.“

„Ich weiß, daß er gekommen ist,“ sagte Frau Roßberg.

„Ja,“ meinte Pechtels, „Sie wissen aber nicht, was es für ein unausstehlicher Schwätzer ist, und so sorgsam ich bis jetzt unser — Geheimniß gehütet habe, so dürfen wir kaum hoffen, daß Rosenthal eben die nämliche Rücksicht nimmt.“

Frau Roßberg zuckte die Achseln. „Und was läßt sich dagegen thun. Wir Beide sind jedenfalls unschuldig an dem fatalen Mißverständniß, und ich habe schon an unseren Consul geschrieben, der dann das Weitere verfügen wird, um den aus Versehen geschlossenen Act wieder aufzuheben.“

Pechtels schwieg eine Weile und sah nachdenkend vor sich nieder, endlich sagte er leise:

„Ich hatte Ihnen noch einen anderen Vorschlag machen wollen, muß aber natürlich vorher Ihre Meinung darüber hören.“

„Und welcher wäre das?“

„Sie wissen, Frau Roßberg,“ begann da der

Wirth wieder, „in welchem unerquicklichen Streit wir eine ganze Weile gelebt haben —"

„Und wer trug daran die Schuld?" sagte die Frau scharf.

„Zum größten Theil ich selber," erwiederte Pechtels ruhig. „Daß ich das nämliche Schild wie Sie bekam, war allerdings nicht meine Absicht gewesen, und der erbärmliche Stümper von Maler hat das Kunstwerk zu verantworten. Da Sie aber dagegen eiferten, war es eine Art von — ich will gern eingestehen — ungeschicktem Trotz von mir, es beizubehalten, und daß ich das bereue, habe ich Ihnen schon seit einigen Tagen bewiesen. Der „goldene Affe" existirt nicht mehr."

„Existirt nicht mehr?"

„Nein, ich habe ihn verbrannt und — werde gar kein Schild mehr führen."

„Sie wollen Ihr Wirthshaus aufgeben?" frug Frau Roßberg rasch.

„Das hängt von Umständen ab," sagte Pechtels, „aber Eins möchte ich Ihnen sagen, Frau Roßberg, und Sie recht freundlich bitten, es sich genau zu überlegen. Wir haben uns befeindet gehabt, ohne uns gegenseitig zu kennen, jetzt hat uns das Schicksal auf so wunderliche Weise ver-

söhnt, ich wenigstens hege nicht mehr den geringsten Groll gegen Sie und habe ja auch in der Hauptsache schon nachgegeben. Wie wär's, wenn wir den albernen Friedensrichter in Karthago — nicht Lügen straften."

Die Frau sah ihn erstaunt an, sie begriff nicht gleich, was er meinte; Pechtels aber fuhr fort:

„Sie haben ein hübsches Besitzthum in der Ansiedlung, ich ebenfalls. Sie sind etwa zwei oder drei und dreißig Jahre alt (Frau Roßberg war sechs und dreißig und fühlte sich geschmeichelt), ich habe gerade so viel und noch ein paar mehr in den Vierzigen. Ebenso verstehen wir Beide die Wirthschaft und könnten bei Vereinfachung derselben den doppelten Nutzen ziehen. Außerdem bin ich ein halbweg guter Mensch, ich trinke und spiele nicht, über meinen Charakter können Ihnen meine Leute Auskunft geben, es fällt nie ein hartes Wort zwischen uns vor. Umstände haben wir außerdem nicht mit unserer Hochzeit, die ganze Sache ist schon pränumerando abgemacht, und es liegt jetzt allein in unseren Händen, einer sehr unangenehmen Rederei und wahrscheinlich auch dem Spott der ganzen Nachbarschaft zu entgehen. Wir sind einmal verheirathet, Frau Roßberg, und ob

wir's bleiben, liegt jetzt in Ihrer Hand. Ich," setzte er mit etwas leiserer Stimme hinzu, denn es war ihm, als ob er draußen an der Thür eine Bewegung gehört hätte, „biete Ihnen hiermit, wie es Pflicht des Mannes ist, feierlich meine Hand an. Wollen Sie sie ausschlagen, gut, dann bitte ich Sie nur, daß die Sache unter uns bleibt, und ich verspreche Ihnen noch außerdem, Sie nicht mehr mit dem goldenen Affen zu ärgern. Denken Sie aber günstig darüber, so geben Sie mir morgen Antwort. Ich will Sie nicht drängen, und bis dahin halt' ich Rosenthal ruhig, wenn ich auch nicht länger für ihn einstehen möchte. Also morgen früh um zehn Uhr hol' ich mir Antwort" — und ohne der Frau auch nur Zeit zu lassen, ein einziges Wort zu erwiedern, stieß er die Thür rasch auf, aber auch zu gleicher Zeit draußen gegen einen harten Gegenstand, dem ein lauter Schmerzensschrei folgte.

„Bitte tausend Mal um Entschuldigung," sagte Pechtels, als er hinaustrat und die alte Katharine da stehen sah, die sich den Kopf hielt und laut stöhnte, „wie unglücklich, daß Sie gerade da stehen mußten, haben Sie etwas verloren?"

„Ich suchte den Schlüssel, der hinuntergefallen war.“

„Thut mir wirklich leid, aber ich hatte keine Ahnung.“

„O, du großer Gott, mein Kopf!“

„Legen Sie ein kaltes Messer auf, dann gibt's keine Beule,“ sagte Pechtels und schritt, quer über den Hof hinüber, seinem eigenen Hause wieder zu.

Ich will den Leser nicht mit dem Schluß hin halten.

An dem nämlichen Abend steckte Frau Roßberg den Brief, den sie an den Consul in Cincinnati geschrieben hatte, nicht in den Kasten der Postoffice, die der Händler schräg gegenüber hielt, sondern in den Feuerherd, und als am nächsten Morgen — denn Rosenthal hatte nicht länger schweigen können — ein Gerücht durch die kleine Ortschaft lief, das Pechtels und Frau Roßberg in außerordentlich nahe Verbindung brachte, ging der Erstere wieder hinüber, um sich seine Antwort zu holen, und daß dieselbe nicht ungünstig ausgefallen, zeigte sich schon an dem nämlichen Tage. Alle Kunden, die im „goldenen Affen“ vorsprachen, wurden hinüber in den „goldenen Löwen“ gewiesen — Rosenthal fiel mit seiner Neuigkeit förmlich

in den Sand, und am nächsten Tag lud Pechtels die Nachbarn und Alles, was vorsprach, zu einem solennen Mittagsessen in den Löwen ein, wonach er dann so ruhig Besitz und Führung der neuen Wirthschaft übernahm, als ob die Vereinigung schon seit Jahren vorbereitet und nicht eigentlich das Resultat eines reinen Zufalls gewesen wäre.

Und die Ehe war wirklich, unter so wunderlichen Auspicien sie begonnen, eine glückliche, ja als Mrs. Pechtels, jetzt Mutter eines viel versprechenden jungen Pechtels, einst davon sprach, das abscheuliche Schild mit dem gelben Ungethüm von der Thür zu nehmen, um es mit einem besseren zu vertauschen, nahm Pechtels sen. entschieden die Partei der Carricatur eines Löwen.

Das Schild war es ja doch eigentlich gewesen, was sie Beide zusammengeführt und schon aus Dankbarkeit hätte er es nun und nimmer missen mögen.

So blieb denn der „goldene Löwe“ wie er immer gewesen, aber die kleine Ansiedlung wuchs und gedieh dafür weit rascher, als man je erwartet haben mochte. Anstatt den Centralpunkt der Bahn nämlich nach Karthago zu verlegen, hatte die Eisenbahndirection diesen Platz für passender ge-

halten. Fünf Jahr später kreuzten sich dort zwei Schienenstränge, und das Grundeigenthum wuchs, jemehr Bewohner sich dorthin zogen, rasend schnell.

Lange noch war aber der „goldene Löwe“ das einzige Wirthshaus in dem Ort gewesen, der schon anfing sich zu einer Stadt heran zu bilden, und während sich Pechtels dabei außerordentlich gut befunden, hatte die Vereinigung der beiden Häuser auch einen wohlthätigen Einfluß auf die Colonisten ausgeübt. Sie konnten sich nicht mehr ausweichen und mußten dort zusammentreffen, wo sich dann manches alte, lang gehegte Vorurtheil milderte oder auch ganz verschwand.

Erst in der allerletzten Zeit verkaufte Pechtels, der sich viel Geld verdient hatte, ihre beiderseitigen Grundstücke mit dem „goldenen Löwen“ zu einem sehr hohen Preis und zog sich dann mit Frau und Kindern nach Deutschland zurück, um hier das in Ruhe zu verzehren, was sie sich drüben über dem Ocean mit Fleiß und Sparsamkeit verdient.

Das Mädchen von Eimeo.

1.
Maita.

Ein blauer Himmel spannte sich über Tahiti — „der Perle der Südsee," und die Sonne glühte wohl auf die blitzende See und die bewaldeten Hänge und Spitzen des Gebirgsstocks nieder, oder funkelte in den schmalen Wasserfällen, die von den Klippbänken nieder sprangen — aber ihre Gluth drang nicht zu den freundlichen Ansiedelungen nieder, die in dem Schatten zahlloser Fruchtbäume und Palmen lagen, und denen die Seebrise ihre Kühlung zufächelte. In ihrem milden Luftzug rauschten die langen gefiederten Wedel der Cocospalmen, raschelten die breiten vom Winde ausgerissenen Blätter der Bananen, und tropften, wonnigen Duft verbreitend, die abgeblühten Blumen

der Orange, deren Zweige aber trotzdem schon mit goldgelben Früchten bedeckt waren, auf den Boden nieder.

Es war Einer jener wunderbaren, zauberschönen Morgen, wie wir sie, in dieser Pracht — in diesem Reichthum wirklich nur in den Tropen finden, und während das Land hier in all seiner paradiesischen Schöne, so frisch und jung, wie eben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, lag, donnerte dazu draußen an den Korallenriffen die ewige Brandung ihr altes Schlachtenlied, das in früheren Jahrzehnten wohl das junge glückliche Volk zum Tanz gerufen, wenn sie im Takt der rollenden Wogen ihren Reigen bildeten. Jetzt aber darf es keinem solchen Zweck mehr dienen — denn die Insulaner sind Christen geworden und alle heidnischen Gebräuche wurden von den Missionären streng verpönt.

Aber die Brandung donnert fort; ihre mit weißem blitzenden Schaum gekrönten Häupter schleudern noch, wie in vergangenen Jahrtausenden die krystallenen Massen gegen den Korallen-Damm; an den sonnigen Ufern flüstert die Brise in den Wipfeln der Cocospalme und malt die Sonne ihre Regenbogen in den stürzenden Wassern ihrer

Cascaden. Nur das Volk ist ein anderes geworden — ob besser? — wer kann das sagen? Unverdorbener gewiß nicht, als in seiner alten Heidenzeit, denn das Wesen der christlichen Religion verstanden sie nicht zu erfassen, aber die Laster und schlechten Gewohnheiten der Fremden nahmen sie willig an, und während sie den Glauben an ihre alten Götter verloren, fehlte ihnen Herz und Sinn für den neuen Gott, dessen Wirken sie nicht begriffen, und den sie deshalb weder fürchteten noch ihn liebten.

Dazu mochte wohl viel die starre Dogmatik der ersten Missionäre — zelotische Protestanten — beigetragen haben, die den ganzen Gottesdienst nur in der Form suchten und fanden. Da sie diesen Heiden aber nichts weiter brachten als eine — ihren ganzen Sitten und Gebräuchen, ihrer ganzen Natur nicht zusagende starre Form, so konnten sich die Indianer auch nur wenig damit befreunden. Wo sie die neue Religion annahmen, geschah es, theils in dem Glauben einen mächtigeren Gott zu bekommen, der sie in ihren Kriegen besser schützen konnte, als ihre Götzen es vermocht, theils aus Eigennutz, um sich ausgehaltene Geschenke anzueignen — selten — o wie

selten, aus wirklicher Ueberzeugung, und der Erfolg zeigte denn auch den Nutzen, den ihnen die neue Lehre brachte: sie genügten eben der vorgeschriebenen Form, und glaubten damit Alles gethan zu haben, was man von ihnen verlangte — und man verlangte auch in der That oft nicht mehr von ihnen.

Wohin die Missionäre freilich drangen, bildeten sie einen Kreis von Anhängern um sich her; aber Viele beharrten trotzdem auf ihrem alten, von den Voreltern ererbten und für heilig gehaltenen Glauben, und daß dadurch endloser Unfrieden in Familien gebracht, und viele sonst für das Leben geknüpften Bande zerrissen wurden, läßt sich denken. Auf manchen Inseln der Südsee — ja auf sehr vielen, bildeten sich zwei feindliche Parteien — die eine, von den Missionären dazu aufgefordert, verbrannte und zerstörte die Götzenbilder, und die andere, darüber entsetzt und empört, griff in blinder Wuth zu den Waffen, um ihre bisherigen Heiligthümer zu retten oder zu rächen. Blutige Kriege wurden dabei geführt und die milde, versöhnende Lehre des Heilands, wie auf dem amerikanischen Continent, mit Feuer und Schwert verbreitet und mit rauchendem Blut bekräftigt.

Die friedlichen Insulaner aber bekamen die ewigen Kämpfe bald satt. Ueberhaupt indolent in ihrem ganzen Wesen, und von der, ihre Gaben mit vollen Händen spendenden Natur verwöhnt, ermüdete es sie, für Etwas ihr Leben einzusetzen, das ihnen bisher noch keine Unbequemlichkeit gemacht hatte. Die Meisten wurden Christen, und würden auch wohl jedenfalls den christlichen Glauben für den besseren gehalten haben, wenn sie nicht die christlichen Missionäre selber darin irre gemacht hätten. Den protestantischen Geistlichen folgten nämlich katholische — oder auch umgekehrt, und lehrten dabei verschiedene Formen, indem sie die vorher von Anderen als heilig hingestellten verwarfen — ja die protestantischen Missionäre suchten sogar die Eingebornen zu überreden, daß die Katholiken auch nichts Anderes wären als Götzenanbeter, und daß sie deren Glauben meiden sollten. Natürlich konnte das die Indianer nicht in ihrer neuen Religion befestigen. Sie mußten an einer Lehre zweifeln, über welche sich die Fremden selber noch nicht einmal geeinigt hatten, und Manche fielen heimlich wieder von dem neuen Glauben ab.

Am unwilligsten trug aber das junge Volk den Druck, besonders die jungen Mädchen, denn

die zelotischen protestantischen Missionäre verlangten von ihnen nichts als Entsagung und Beten. Ihre Tänze, denen sich die Jugend sonst mit aller Lust hingegeben, wurden als heidnisch und sündlich verpönt und verboten. Nicht einmal mit den prachtvollen Blumen ihrer Wälder sollten sie sich mehr schmücken dürfen, weil auch das an ihre heidnischen Aufzüge und Festlichkeiten erinnerte und dafür, anstatt lustig bei dem Toben der Brandung herumzuspringen, in großen und dicken ihnen von den Fremden gebrachten Büchern lernen und lesen, deren Sinn sie doch nicht begreifen, deren Worte sie nicht einmal aussprechen konnten. Wenn sie es aber nicht thaten, dictirten ihnen die von den Missionären gewonnenen Häuptlinge Strafen, die ebenfalls ihrer ganzen Natur widerstrebten. Straßen mußten sie bauen, deren Bedürfniß sie nie gekannt, und steinerne Kirchen, wo ihnen, wie ihren Göttern bis jetzt ein Palmendach Schutz und Schirm gegeben. Während sie, so der Form nach Christen werden mußten, wurden sie im Herzen Heuchler, und gaben sich dem wilden Leben, wo das ungestraft oder unbemerkt geschehen konnte, nur so viel zügelloser hin.

Aber den lästigen Zwang der Missionäre

brach auf einigen Inseln die Ankunft der Feranis — wie sie die Franzosen nannten. Die protestantischen Geistlichen hatten, besonders auf Tahiti, ihnen gefährlich werdende katholische Priester selbst mit Gewalt entfernt und auf ein kleines Schiff bringen lassen, das sie an einer entlegenen Insel aussetzen sollte, und die französische Regierung hielt die Gelegenheit für passend, um festen Fuß in diesen Gewässern zu fassen. Kriegsschiffe wurden abgesandt, die zuerst eine Entschädigung für die vertriebenen Priester verlangten und dann ohne Weiteres ein Protectorat — dem Namen nach — über die Gesellschafts-Inseln antrat, in Wirklichkeit jedoch sich zum Herrn, der von der Königin Pomaré beherrschten Inselgruppe aufwarf. Wie jetzt aber — was bis dahin nicht der Fall gewesen — jedem Indianer freigestellt wurde, zur katholischen Religion überzutreten, so brachten auch die lebenslustigen französischen Soldaten bald wieder einen neuen Geist — freilich nicht immer zum Guten — unter die Bevölkerung. Der starre bigotte Zwang war aber wenigstens gebrochen — die harmlosen, gutmüthigen Indianer durften wieder frei aufathmen, die Mädchen wieder tanzen und sich mit Blumen schmücken, und wie Gespenster

einer früheren Zeit gingen nur noch die jetzt blos geduldeten protestantischen Missionäre in ihren schwarzen Tuchröcken zwischen ihnen herum, und drohten ihn mit ewigen Strafen und Verdammniß.

Aber das leichtherzige Volk machte sich deshalb wenig Kummer. Nicht einmal um den morgenden Tag sorgen sie sich ja, wenn ihnen der heutige Alles bietet, was sie brauchen — wie sollten sie sich Sorgen um die Zukunft — um ein Leben nach dem Tode machen. Es lag das viel zu weit hinausgerückt, um auch nur daran zu denken.

So wogte auch heute das muntere, blumengeschmückte Volk in fröhlichem Treiben am Strande von Papetee — der Hauptstadt Tahiti's und dem Sitz des französischen Gouvernements auf und ab, denn die französische Regimentsmusik stand vor dem Hause des Gouverneurs und spielte ihre lustigen Weisen und Märsche, und die klangen ihnen freilich besser und melodischer in die Ohren, als die monotonen Psalmen und Kirchenlieder, die sie bis dahin hatten stundenlang singen müssen.

Wie das herüber und hinüber wogte, und wie bunt die Schaar aussah, in ihren blauen, rothen, weißen, gelben, geblümten oder gestreiften

langen Gewändern, und wie prachtvoll sich die jungen bildhübschen Mädchen das schwarze, lockige und seidenweiche Haar mit Blumen und dem wehenden, künstlich geflochtenen und schneeweißen Bast der Arrowroot geschmückt hatten! Und wie das dem lebenslustigen sorglosen Volk in den Füßen zuckte, wenn der Takt der Musik die Erinnerung an ihre eigenen Tänze in ihnen wachrief, und wie sie dabei fröhlich mit einander lachten und plauderten!

Aber auch die männliche Bevölkerung war, und zwar zahlreich, am Strand vertreten; eine Menge von französischen Soldaten und selbst Officieren schlenderten am Ufer herum und plauderten mit den Mädchen, und dazwischen schritt mancher tahitische Stutzer, den bunten Pareu kokett um die Lenden geschlagen, das Schultertuch malerisch umgeworfen, und die Locken mit Streifen von ineinander geflochtener weißer Tapa und rothem Flanell durchwunden, was ihnen zu den broncefarbenen Gesichtern gar nicht so übel stand.

Und wie sich die leichtfertigen Franzosen amüsirten, wenn dann manchmal ein indianischer Mitonare (Missionär — wie Alles von ihnen genannt wird, was mit der Religion der Christen

in Berührung steht, ja sogar ihr Wort für „fromm" bildet) langsam und gravitätisch zwischen ihnen durchschritt, einen vorwurfsvollen Blick auf die Mädchen warf, und dann seufzend das Auge nach oben drehte, als ob er Feuer und Schwefel auf die sündhafte Bande herab erbitten wolle. Aber die Burschen sahen auch gewöhnlich wirklich so komisch aus, daß man wohl über ihre persönliche Erscheinung lachen konnte, ohne sie gerade in ihrem Glauben zu verspotten. Die protestantischen Missionäre hielten nämlich den schwarzen Frack und Cylinderhut unerläßlich für eine geistliche Stellung in der Welt, und dazu brachten sie auch die von ihnen angelernten Mitonares — aber nicht zu Hosen und Stiefeln oder Schuhen, zu welchen sie sich unter keiner Bedingung verstehen wollten. So kam es denn, daß sie nach oben, wie ehrbare Christen — sogar oft mit weißer Weste und Cravate, nur etwas braunen Gesichtern herumliefen, während ihnen nach unten noch der bunte Kattun-Pareu um die nackten und meistentheils tättowirten Beine hing, was ihnen natürlich, besonders mit den schwarzen Frackzipfeln auf dem bunten Kattun, ein allerdings höchst wunderliches und originelles Aussehen gab.

Allerdings war es den Eingebornen, seit sie Christen geworden, auf das Strengste untersagt worden sich zu tättowiren, weil das ebenfalls mit ihren altheidnischen Gebräuchen in Beziehung stand. Aber die alten Tättowirungen ließen sich eben nicht wieder wegbringen; sie mußten nun einmal so „aufgebraucht" werden, und zeigten jetzt höchstens, mit einem Blick nach unten und nach oben, was der Träger derselben früher gewesen — und was er jetzt war.

Im Ganzen blieb aber doch ein inländischer Mitonare in diesem fröhlichen Gewirr nur eine höchst vorübergehende Erscheinung, die, wie eine dunkle Wolke an der Sonne, rasch vorbeizog und dann wieder Licht und Leben auf allen Gesichtern blicken ließ. Manche der Eingebornen freilich — die früher vielleicht zu eifrigen und frommen Christen gezählt worden und sich jetzt wieder in den alten Strudel gestürzt hatten, zogen sich scheu hinter die Anderen zurück, wenn sie seiner ansichtig wurden. Sie mochten seinem vorwurfsvollen Blick nicht begegnen, die Mehrzahl aber kümmerte sich gar nicht um ihn, und mit dem Bewußtsein von einer stärkeren und dabei weit nachsichtigeren Macht beschützt zu werden, boten sie Allem keck die Stirn.

Die Militärmusik war beendet und das Musikcorps wieder zu seinem Sammelplatz oder in seine Quartiere abmarschirt, aber das Menschengewoge am Strand verlief sich noch immer nicht, und durch die Musik angeregt, bildeten sich hie und da kleine Gruppen von Singenden, die, fast immer vierstimmig und in reinster Harmonie entweder die eben erst gehörten Melodieen nachzusingen suchten, oder auch dann und wann wieder in ihre alten Hymnen fielen, während Schaaren von Zuhörern sie umstanden und, wenn sie schloßen, mit rauschendem Beifall in die Hände schlugen.

Während so noch Männer und Frauen bunt durcheinandergemischt, und mit mancher blauer Uniform dazwischen dort standen, kam ein einzelnes junges Mädchen den Weg herab, der von der sogenannten „Besenstraße“ — dem großen prachtvollen Weg, der um einen Theil der Insel läuft, niederführte.

Es war eine schlanke edle Gestalt, noch voll Jugendfrische; aber gar so ernst schauten die schönen dunklen Augen um sich her, und die scharfgeschnittenen Brauen waren fest zusammengezogen, ebenso die feinen Lippen geschlossen. Nicht eine einzige Blume oder ein anderer Tand schmückte dabei ihr

Haar oder ihren Körper, ja sie schien sogar die Kleidung oder die Stoffe zu verschmähen, die ihnen von den Weißen, den verhaßten Fremden, herübergebracht worden. Ein Pareu von weicher gelbbrauner Tapa, der ihr nur wenig über die Kniee reichte, umschloß ihre Hüften und zeigte die tadellos schönen Formen ihres unteren Beines, während ein kurzer Ueberwurf von demselben Stoff, der tehei, ihre Schultern und den Oberkörper verhüllte. Voll und lockig hing ihr dabei das rabenschwarze Haar am Nacken nieder, von keiner Blume geziert, von keiner Faser Arrowroot gehalten. Wie sie die Arme untergeschlagen trug, wanderte sie — jedenfalls eine Fremde still und finster zwischen den geputzten fröhlichen Menschen hin, und nur ihr Blick überflog forschend die Gruppe, als ob sie irgend Jemanden suche. Sie hielt sich aber deshalb nicht auf — sie blieb nicht stehen, wo sie einen dichteren Knäuel Menschen versammelt traf. Nur im Vorbeigehen musterte sie die ihr Begegnenden, und als ein paar Fremde, von der wirklich auffallenden Schönheit des Mädchens, vielleicht auch durch ihre, jetzt und hier, auffällige Kleidung angezogen, sie in ihrer Bahn aufhalten und anreden wollten, blitzte sie die Frechen mit

den großen dunklen Augen trotzig an, und eilte dann nur um so rascher vorwärts.

Eben wollte sie auch, in eine der Seitenstraßen, rechts einbiegen, denn hier am eigentlichen Strand liegen nur die Häuser der reicheren Europäer, der Missionäre, der Consule und einiger Häuptlinge, und erst eine Strecke dahinter, mitten in einem wahren Wald von Brodfruchtbäumen, Orangen und Cocospalmen beginnen die eigentlichen Bambushütten der Eingebornen, in denen sie sich eher heimisch fühlen konnte. Da hielt sie plötzlich in ihrem raschen Gang inne — ihr Auge haftete stier und fast erschreckt auf einer kleinen Gruppe von Eingebornen, die sich ebenfalls um ein ähnliches Quartett gesammelt hatte und so zusammengedrängt standen, daß sie von dem, was außer ihrem Kreis vorging, gar nichts sahen, und auch wohl nichts sehen wollten.

Noch schien die Fremde nicht fest überzeugt zu sein, ob sie den, den sie wahrscheinlich gesucht, auch wirklich vor sich habe. — Sie schritt langsam und wie zögernd näher, und wandte sich jetzt etwas zur Seite, daß ihr Blick das Angesicht — wenigstens das Profil des dort Stehenden überfliegen könne; aber bald mußte auch ihr letzter

Zweifel gehoben sein, denn jetzt schritt sie auf ihn zu und dicht hinter ihm stehen bleibend haftete ihr Auge in Zorn und Schmerz auf der schlanken Gestalt des Mannes.

Es war ein Eingeborner, aber in der vollen Tracht seines Volkes, nur in den bunten und sogar grellgefärbten Kattun gekleidet, den ihnen die Fremden gebracht, und durch das weiche und auch festere Gewebe dieses Stoffes bald die alte, sonst gewohnte Tapa verdrängt hatten. Seine langen lockigen Haare trug er aber sorgfältig eingeölt und gekämmt, und mit einem der vorherbeschriebenen Bänder zurückgehalten, und das Schultertuch war von der linken Schulter zurückgeschoben, weil er mit dem linken tättowirten Arm ein neben ihm stehendes bildhübsches und noch blutjunges Mädchen umschlossen hielt, das sich dicht an ihn schmiegte. Beide waren aber so in den vor ihnen ausgeführten Gesang vertieft, daß sie die Fremde gar nicht bemerkten, bis diese endlich ihre Hand auf die Schulter des Mannes legte und mit leiser, von innerer Erregung bebender Stimme sagte:

„Patoï — find' ich Dich so, falscher Tanate, der Du mich aus meiner Heimath fortgelockt, um

mich elend verderben zu lassen? Und war es nicht genug, daß Du mich zu Grunde richtetest — hast Du Deine gierige Hand schon wieder nach einer anderen Blume ausgestreckt? O hüte Dich vor ihm, Schwester, hüte Dich. — Die Hand Atua's, des starken Gottes, liegt auf ihm, und er wird Dich verderben, wie er selber seinem Verderben entgegengeht."

Erstaunt hatten sich die übrigen und nächststehenden Eingebornen, während das Quartett ruhig seinen Gesang fortsetzte, nach der Fremden umgedreht, und während Patoï — eben wohl nicht angenehm überrascht, einen Schritt zurücktrat, drängte das junge Wesen an seiner Seite, das er aber jetzt plötzlich losgelassen, gegen die Fremde vor und rief zornig:

„Was willst Du von ihm, Wahine? Ich bin sein Weib —"

„Sein Weib?" lachte da höhnisch die Fremde. — „Und gestatten Euch Euere Mitonares, Patoï zwei Frauen auf den Inseln zu nehmen? — Aber nein! fort von ihm, Du Falsche — Du lügst — Hier steht sein Weib, dem er vor den Schädeln unserer Voreltern Treue geschworen. — Eita anei

oe a faarue i ta oe vahina?*) frugen ihn die Priester und er antwortete eita. Das Zuckerrohr in dem geheiligten Mirozweig hat unsere Häupter berührt und zwischen uns gelegen — und hundert Mal log er mir vor, wie glücklich er sich an meiner Seite fühle."

„Patoï?" rief das junge Weib entsetzt, indem sie fort von seiner Seite trat. Patoï aber, der mit finster zusammengezogenen Brauen die Anschuldigung gehört, hatte indessen Zeit bekommen sich zu sammeln, und den Arm ausstreckend sagte er finster:

„Geh' fort von hier, Frau — ich kenne Dich nicht — ich weiß nicht woher Du kommst, noch wo Deine Eltern wohnen, oder ob Dich die Brandung an den Strand gespült — geh' fort. Diese hier ist mein Weib, mir von einem heiligen Mitonare angetraut. Was gehen mich die Schädel Deiner Vorfahren an — ich bin ein Christ!"

Die ganze Gestalt des jungen Weibes zitterte und bebte, als die kalten Worte dessen, der sie verrathen, zu ihren Ohren drangen. Unwillkürlich

*) „Willst Du niemals Dein Weib verstoßen," die gebräuchliche Heirathsformel, die der Bräutigam mit „nein" beantworten mußte.

erhob sich ihr Arm — ihre Augen blickten stier auf ihn — ihre Lippen theilten sich und mit fast heißerer Stimme preßte sie die Laute vor:

„Du kennst mich nicht, Patoï? Du kennst die Frau nicht, die Du in Deinem Canoe von Eimeo hier herübergebracht — der Du vorgelogen, daß Deine Eltern hier in Tai arabu große Besitzungen hätten und die Du dann heimlich — niederträchtig verlassen, daß sie sich an fremden Thüren ihre Brodfrucht betteln und mühsam zurück den Weg suchen mußte, der sie ihrer Heimaths-Insel näher brachte?“

„Sagt sie die Wahrheit, Patoï?“ rief aber auch jetzt das junge Weib erschreckt, indem sie den Arm des Mannes faßte — „sagt sie die Wahrheit?“

„Nein,“ erwiderte Patoï kalt, „sie lügt — sie ist nicht mein Weib. Welcher Mitonare hat unsere Hände zu dem heiligen Bunde ineinandergelegt, der nie mehr getrennt werden kann? — frage sie?“

„Oro's Zorn über Deine Mitonares!“ zischte aber jetzt die Fremde zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch — „daß sie Atua verderbe und vernichte und das Land Pomare's rein von

ihnen fege. Was kümmern sie mich, was hast Du mit ihnen zu thun?"

„Sie ist wahnsinnig!" rief aber Patoï, den jetzt immer mehr heranpressenden Eingebornen zu. — „Die bösen Götter sprechen aus ihr. Ich habe nichts mit ihr zu thun — ich bin ein Christ."

„Und Du willst nicht mit mir zurückkehren nach Eimeo?" rief die Fremde, und das bleiche, schöne Antlitz derselben bekam einen fast dämonischen Ausdruck. — „Du willst Deinen Schwur, den die Götter gehört, brechen, und Dein Weib verstoßen?"

„Du bist nicht mein Weib!" sagte der Eingeborne finster, indem er den Arm seiner jungen Frau ergriff, „komm', Alûa, laß' uns gehen. Sie ist rasend."

„Ha, falscher Abtrünniger!" rief da das junge fremde Weib, indem es sich hoch und stolz emporrichtete — „kannst Du den Blick des Wesens nicht ertragen, das Du so schändlich hintergangen und betrogen? Aber selbst die Feranis, die mordend in unser Land kamen, haben Gesetze und strafen den Schuldigen, und sogar Deine Mitonares müssen Dich verdammen, wenn sie erfahren, wie Du einen Schwur gebrochen. Halt! laßt ihn nicht fort!" schrie sie aber laut über die jetzt von

allen Seiten herbeidrängende Menge der Neugierigen hin — und selbst die Sänger hatten ihr Quartett unterbrochen. — „Wo ist Euer Häuptling, daß ich ihn spreche und meine Klage vorbringe? Da steht der Verbrecher — eines Eidbruchs schuldig und ich will zwischen Euch treten und es beweisen.“

Patoï hatte allerdings versucht sich der ihm unbequem werdenden Anklage zu entziehen, indem er mit seiner jungen Frau der Zornigen aus dem Weg ging. Aber schon der herbeiströmende Menschenschwarm machte das unmöglich, denn wie das überall ist, drängte von rechts und links Alles herzu, was sich nur in der Nähe befand und selbst aus der Seitenstraße liefen die Eingebornen heran, um zu sehen und zu hören, was es da gäbe. Patoï sah sich denn solcher Art auch bald von der Menschenmasse eingeschlossen, und da die Polynesier gerade so neugierig sind, wie unser eigener Volksstamm — besonders die Frauen, die lieben Geschöpfe — so suchte Alles zu ihm zu gelangen, um zu erfahren was da eigentlich vor sei, und selbst die fremde Frau, um die sich besonders die Mädchen schaarten, sollte erzählen.

„Gut! gut!“ rief da Patoï — nur in dem Wunsch jetzt hier weg zu kommen, und seine Frau

aus dem Bereich einer weiteren Enthüllung dieser Sache zu bringen, — „hier ist nicht der Platz; ich will Euch vor dem Richter Rede stehen — bestimmt die Zeit — was hab' ich zu fürchten, ich bin ein Christ. — Gebt Raum da, Freunde — gebt Raum. Patoï wird sich sicher stellen, wenn man ihn ruft — Ihr wißt, wo er zu finden ist“ — und damit drängte er sich durch die ihm jetzt wirklich Raum gebende Menschenmasse hindurch, um nur erst einmal seine eigene Hütte, oder die seiner Frau zu gewinnen. Es kamen immer mehr Menschen, besonders viel Fremde hier zusammen und denen wollte er doch, so rasch als möglich, aus dem Wege gehen.

2.

Ein Häuptlings-Gericht auf Tahiti.

Patoï verließ nun allerdings den Strand von Papetee und war bald in dem Schatten der Orangen- und Brodfruchtbäume verschwunden, aber desto mehr drängte jetzt das neugierige Insulaner-Volk um die fremde Frau her, und vorzüglich die Mädchen hatten bald einen festen Kreis um sie gebildet und schienen entschlossen, der Sache, um welche es sich hier handle, auf den Grund zu kommen.

Das junge schöne Weib zeigte aber nicht die geringste Lust sich hier in einen Straßenklatsch einzulassen; das Herz war der Armen auch wohl zu schwer. Mit sichtbarer Mühe hatte sie die Thränen zurückgezwungen, die ihr in die Augen steigen wollten, und sie sagte ernst, aber nicht unfreundlich:

„Was wollt Ihr von mir? was soll ich Euch sagen? — er hat mich aus dem Hause meiner Eltern fortgelockt und den heiligen Schwur gebrochen, der uns für ewige Zeiten binden sollte. Ich bin auch nicht die einzige Verrathene hier,“ setzte sie düster hinzu. „Die Fremden haben Sünde und Verbrechen in dies Land getragen, daß sie sich ausbreiteten, wie die Guiaven am Strand, und ihre Wurzeln frech in jede Heimath schlugen. Es ist das jetzt eine Gewohnheit geworden, was sonst die Rache der Götter und die Strafe der Häuptlinge auf sie niedergezogen hätte. Doch laßt mich! ich will sehen, ob noch Recht und Gerechtigkeit unter diesen Palmen herrscht, oder ob die neue Lehre mit der neuen Sünde Hand in Hand geht. Ich verlange nichts als mein Recht, und das muß mir werden. Wo wohnt der Häuptling?“

„Komm, Wahine!“ sagte da einer der jungen

Burschen, der sich zu ihr durcharbeitete — „ich will Dich zu ihm führen. Aber wie heißt Du und wo kommst Du her? Du bist fremd hier."

„Ich heiße Maita und stamme von Eimeo *) — aber die Palmen meines Vaters liegen drüben gegen Sonnenuntergang."

„Und hast Du keine Freunde auf Tahiti?"

„Keinen, als den, der jetzt mein schlimmster Feind geworden," sagte das junge Weib düster. — „Nie im Leben habe ich vorher mein Heimathland gekreuzt, oder mein Canoe aus den Riffen hinausgelenkt — bis der Falsche kam, der mich hinweglockte — aber fort! Wo ist das Haus des Häuptlings? Laßt mich mit ihm sprechen."

„So komm," sagte der junge Bursche wieder und ergriff ihre Hand, die sie ihm überließ, und während ihr die Uebrigen den Weg frei ließen, dann aber sich ihr anschloßen und ihr folgten, bogen sie ebenfalls rechts ein in die eigentliche indianische Stadt, um dort die Hütte des „Richters" aufzusuchen, denn die Fremde gedachte nicht die Hilfe der weißen Feranis anzurufen, um den Schuldigen zu strafen. Gegen ihre eigenen Gesetze

*) Eimeo, auch Morea genannt, die Tahiti gegenüber liegende Insel.

hatte er gesündigt und der eigene Häuptling des Districtes oder der Insel sollte deshalb auch entscheiden.

Diesen fanden sie allerdings nicht daheim — die Mitonares hatten eine Versammlung, der er, da er den Eingebornen selber das Evangelium predigte, beiwohnen mußte. Es war auch eine gefährliche Zeit für die „Kirche", denn die englischen Missionäre sahen plötzlich ihren ganzen Einfluß untergraben und bedroht, und während früher viele der von ihnen „bekehrten" Heiden zum Katholicismus übertraten, fielen sogar Andere wieder in ihr altes Heidenthum zurück und gaben dadurch den Uebrigen ein entsetzliches Beispiel. Und nicht einmal einschreiten konnten sie gegen diese Sünder, denn die brauchten sich nur unter den Schutz des französischen Gouvernements zu stellen, um vollkommen sicher zu sein, daß die protestantischen Missionäre keine Hand an sie legen durften.

Die heutige Conferenz galt auch dem Gegenstand, wie es möglich sei, einen anderen Zustand herbeizuführen, und ob es nicht gerathen wäre, unverweilt Einen aus ihrer Mitte nach England zu senden, um von dort wirksame — das heißt bewaffnete Hilfe gegen die Uebergriffe der Franzosen

zu erbitten, die ja schon im ganzen Land die Herren spielten.

Das arme und fremde junge Weib wurde aber nichts desto weniger von der Gattin des „Mitonare Mahova“, wie der würdige Geistliche und Friedensrichter hieß, auf das Freundlichste aufgenommen. Die Gastfreundschaft dieser Inseln kennt keine Grenzen, und selbst die ärmsten Eingebornen theilen willig das Letzte mit dem Fremden, wenn er ihre Hütte betritt.

Maita bekam Speise und Trank — eine milchgefüllte Cocosnuß wurde ihr gebracht, gebackene Brodfrucht und kleine saftig gebratene Fische. — Auch eine weiche zartgeflochtene Matte breitete die alte gute Frau für sie aus, auf der sie ruhen konnte von ihrem langen Marsch, und dann erst mußte sie erzählen, was sie hieher geführt. Freilich machte die alte Indianerin, die Frau des Mitonare, große Augen, als sie erfuhr, daß ihr junger Gast noch zu denen gehöre, die ihre „Irrthümer“ nicht abgeschworen und an ihren früheren Götzen hingen, und sie fürchtete deshalb fast die Rückkehr ihres Gatten, der in solchen Dingen entsetzlich streng war. Aber ihrer Gastfreundschaft konnte das keinen Abbruch thun: die Fremde —

ob Heidin oder Christin — mußte erst ausruhen und Trank und Speise zu sich nehmen, und alles Andere fand sich dann nachher, wenn ihr Gatte, der Mitonare, kam — sie war jedenfalls eine bessere Christin als wahrscheinlich der Mitonare selber.

Der fromme Mann kam endlich, und es war ein strenges Examen, das er mit dem armen jungen Weibe anstellte. Er frug sie auch weit weniger nach dem, was sie hergeführt, nach dem Leid, was ihr angethan, sondern mehr, viel mehr nach der Veranlassung, daß noch Eingeborne auf der Nachbarinsel, auf welcher die frommen weißen Männer schon so lang gewirkt, dem bösen heidnischen Glauben anhängen könnten, und ob sie denn gar nicht die einstigen Strafen des Himmels fürchteten.

Maita wich den Fragen aus. Nicht deshalb war sie hergekommen, um über die alte Lehre zu streiten, der treu anhängend ihre Eltern und Voreltern gestorben waren; nur ihr Recht wollte sie an einem Abtrünnigen verfolgen, der den Eid gebrochen, und kein Vergehen war von den Göttern mit strengeren Strafen belegt worden, als gerade dieses. Dem Friedensrichter blieb denn auch, da

sie hartnäckig auf ihrem Verlangen bestand, eine öffentliche Gerichtssitzung zusammen zu berufen, nichts Anderes übrig, als ihr zu willfahren. Er durfte es — wie er recht gut wußte — nicht zurückweisen, ohne sich selber in Mißcredit zu setzen, und seine Boten eilten deshalb bald nachher durch ganz Papetee, um diejenigen der Eingebornen, die berechtigt waren, in einem solchen Rath zu sitzen, dazu einzuladen. Auch der Verklagte, dessen Namen und jetzige Familie die gute Frau des Mitonares schon lange vor dem indeß zahlreich eingetroffenen Besuch herausbekommen, wurde vorgefordert, um sich gegen die Anschuldigung der Fremden zu vertheidigen, und die Familie von dessen Frau eilte natürlich ebenfalls herbei.

Aida's Eltern waren reich und angesehen in Papetee. Ein großer Cocospalmenhain gehörte ihnen, ebenso eine neu angelegte Zuckerplantage; ihr Vater besaß sogar einen kleinen Kutter, auf welchem er mit den zu windwärts gelegenen Inseln Handel trieb und dort Cocosnußöl und beech la mar eintauschte, während er ihnen von den Missionären oder landenden Wallfischfängern eingetauschte europäische Stoffe und Schmuck oder Eisenwaaren — ja man sagte: auch heimlich spirituöse Getränke,

brachte. Es verstand sich von selbst, daß den Nachbarn eine solche Klage nicht gleichgiltig sein konnte, die sich gegen eine der angesehensten Familien des Orts richtete und schon durch ihre Oeffentlichkeit den bösen Zungen der Insel Gelegenheit gab, üble Nachreden über sie durch das Land zu tragen. Aber das Gericht ließ sich nun einmal nicht umgehen, die arme Fremde hatte jedoch, außer in dem Mitgefühl des weiblichen Theils der Bevölkerung — nur auf geringe Unterstützung zu rechnen. Die ganze Sache war dem aristokratischen Theil der Bevölkerung unangenehm, und je eher und rascher sie deshalb beigelegt wurde, desto besser.

Trotzdem vergingen noch immer wenigstens einige Stunden, bis die nöthige Zahl der Beisitzer herzugerufen, und der kaum hundert Schritte von der Berathungshütte entfernt wohnende Verklagte — der Indianer Patoï herbeigeholt werden konnte, um der Klage der Fremden Rede zu stehen.

Welch' ein wunderliches und doch wie malerisches Bild bot aber die Versammlung dieser einfachen Insulaner, die hier über das Vergehen eines ihrer Landsleute zu Gericht sitzen und ihn in der nächsten Stunde entweder freisprechen oder verurtheilen sollten.

Die Sonne stand zu hoch am Himmel, um das Verhör in der eng eingeschlossenen und nur wenig dem frischen Luftzug offenstehenden Hütte abzuhalten. Draußen, im Schatten einer Anzahl von Brodfrucht-, Manga- und Orangenbäumen war es kühler, und dorthin konnte auch die frische Seebrise streichen, die von Point Venus herüber wehte.

Man konnte sich keinen prachtvolleren Gerichtssal denken. Gerade über der Stelle, auf welcher Mahova, der eingeborne Missionär und Friedensrichter Platz genommen, stieg der schlanke Stamm einer mächtigen Cocospalme weit über das viel niederere Wipfelwerk der Fruchtbäume empor und wölbte seine gefiederte Krone im Sonnenlicht. Ein kleines Gestell war hier von Bambus aufgerichtet, auf dem Mahova, etwas erhöht über die Menge, saß, und sie dadurch übersehen konnte. Rechts und links kauerten auf Matten die verschiedenen vornehmeren Eingebornen, die zu einem solchen Verhör gewöhnlich zugezogen wurden — eine Art von Geschwornen, und um diese her und vor ihnen einen Ring bildend, standen in kleinen Trupps und Gruppen die verschiedenen Nachbarn und sonstigen eingebornen Bewohner von Papetee,

zumeist Frauen und Mädchen, die aber den lebendigsten Antheil an dem Allen nahmen.

Noch weilte die Fremde in Mahova's Hütte, denn der Verklagte war noch nicht erschienen, er zögerte eigentlich ein wenig lange und mißbrauchte die Geduld seiner Richter. Aber das hatte nicht viel zu sagen, denn es giebt kaum etwas auf der weiten Welt, was ein Indianer lieber thäte, als gerade warten. Einen Verlust an Zeit, so lange er nicht hungrig oder durstig ist und abgehalten wird — das zu befriedigen, kennt er nicht. Sein größtes Vergnügen ist dabei, unter einem Baum zu liegen und zu dem Wipfel hinaufzusehen; was that es deshalb wenn sie hier, vielleicht eine halbe Stunde länger, in Gesellschaft sitzen blieben und sich angenehm mit einander unterhielten. Es war nicht der Mühe werth, auch nur ein Wort deshalb zu verlieren.

Jetzt trat Patoï in den Kreis. Die Mädchen gaben ihm Raum und flüsterten mit einander. Er war ein hübscher schlanker Mann, und ordentlich stutzerhaft gekleidet. Er trug keine europäische Mode, sondern ging einfach in die indianische Tracht gehüllt: einen Pareu von hellblauem gestreiften Baumwollenzeug, der bei uns allerdings

den Gedanken an einen Bettüberzug geweckt haben würde — ein tehei oder Schultertuch von dunkelblauem mit weißen Sternen überstreuten Kattun, aber einen eigenthümlichen Schmuck von rothen bibidio's und den Auswüchsen der reifen Pandanusfrucht, diademartig in den mit Cocosnußöl erst frisch und fast zu reich getränkten Locken, auch ein Paar große weiße Sternblumen hinter den Ohren, wie es sonst eigentlich nur die Mädchen gebrauchen.

Es war augenscheinlich, er hatte sich zu diesem Verhör recht eigentlich herausgeputzt, um jedenfalls einen besseren Eindruck auf die Richter zu machen und besonders vornehm auszusehen. Ein beifälliges Murmeln lief auch durch die Versammlung, als er den Ring betrat, was ihm kaum entgehen konnte, und auch wohl schwerlich entging. Er nahm aber trotzdem eine vollkommen gleichgiltige Miene an, und sich mit einer leichten Verbeugung an Mahova wendend, sagte er freundlich, aber doch auch mit einem gewissen vornehmen Blick:

„Mitonare Mahova, ich bin vorgefordert, um hier auf die Klage einer fremden Frau zu antworten. — Wo ist sie, daß ich ihre Anschuldigungen zurückweisen kann.“

„Hier! Patoï," sagte da plötzlich — ehe Mahova nur ein Wort darauf erwidern konnte, Maita, die jene Aufforderung gehört hatte und keinen weiteren Ruf abwartete. — In ihr tehei fest eingehüllt, die Arme auf der Brust gekreuzt, trat sie ruhig vor, und ihre Locken mit einem raschen Wurf des Kopfes aus der Stirn schleudernd, ihm fest und mit finsterem Blick entgegen.

„Und wessen beschuldigst Du den Fremden?" frug Mahova, der die trotzige Gestalt der Frau mit eben nicht freundlichem Blick betrachtete.

Maita schwieg einen Moment, und während lautlose Stille in dem Kreis herrschte, flog ihr Blick rasch und forschend über die Versammelten, ob sie vielleicht dort unter Allen ein befreundetes Gesicht entdecken könne. Umsonst, nur fremde Züge starrten sie neugierig an, und während kaum bemerkbar ein Seufzer ihre Brust hob, richtete sie sich plötzlich stolz empor und sagte mit fester und lauter Stimme:

„Des Eidbruches und Verrathes! Ich bin sein Weib und er hat mich schändlich und hinterlistig verlassen."

„Und was sagst Du dazu, Patoï?"

„Ich leugne es," erwiederte kalt der Indianer, „sie ist nicht mein Weib."

„Lügner und Meineidiger!“ schrie da das junge Weib in Schmerz und Entrüstung, aber Mahova unterbrach sie.

„Halt!“ sagte er, „Deine Scheltworte helfen Dir nichts. Woher stammst Du und wer sind Deine Eltern?“

„Zwischen Tamai und der Oponuho-Bai auf Eimeo liegt ihre Hütte,“ sagte das Mädchen und sah den alten Mitonare fest an — „Pemotomo ist der Name meines Vaters — bekannt auf dem ganzen Eiland und einst gefürchtet, denn sein tapferer Arm widerstand den Fremden, die unser Land überschwemmten und die Götter waren mit ihm.“

„Pemotomo,“ nickte Mahova, „wohl kenn' ich ihn! wohl kenn' ich ihn, und wenn es einen Menschen auf den Inseln giebt,“ setzte er salbungsvoll hinzu, „der hartnäckig sein Ohr den guten Lehren verschloß und die Sünde des alten Götzenthums nicht abwerfen wollte, so ist er es.“

„Und was hat das mit dem Verrath des Mannes zu thun?“ sagte das junge Weib finster — „ich bin seine Tochter und trete hier vor Euch, um mein Recht zu verlangen; mein Recht von jenem verrätherischen „Christen“, der Treu' und Glauben brach und sich mit schmeichlerischer

Lüge in das Herz meines Vaters — in das meine stahl."

„Und hast Du Zeugen?" sagte Mahova ruhig.

„Nein — nicht hier!" rief das junge schöne Weib, indem ihr dunkles Auge wieder den Kreis fremder Gestalten maß — „aber leugnet er, daß ich die Wahrheit rede — will er auch Euer Ohr mit seinen Lügen füllen, so gebt mir ein Canoe — ich bin arm und besitze hier kein eigenes — und in zwei Tagen schaffe ich Euch von Eimeo die Zeugen herüber, die jedes Wort meiner Klage bekräftigen werden."

Noch während sie sprach, war einer der dort ansäßigen englischen Missionare — eine lange, magere und bleiche Gestalt, in einen schwarzen Frack eingeknöpft und nach rechts und links freundlich und mit einer außerordentlichen Milde und Sanftmuth grüßend, um den Kreis herumgegangen und hatte sich dem Stuhl Mahova's genähert. Der eingeborne Richter schien auch nicht übel Lust zu haben, von seinem eigenen Ehrensitz aufzustehen und neben dem bleichen Mann zu stehen; dieser aber, mit seinem süßesten Lächeln, winkte ihm nur, seinen Sitz zu behaupten und blieb hinter seinem Stuhl, um dort, wie es schien, dem be=

ginnenden Verhör beizuwohnen und den Erfolg abzuwarten.

„Aber, wie bist Du überhaupt von Eimeo herübergekommen, Wahine?“ frug jetzt Mahova. „Wer hat Dich gefahren, wenn Du kein eigenes Canoe besitzest?“

„Fraget den Mann da, er könnte es Euch sagen,“ rief das junge Weib — „und laßt ihn wagen, auch das Lügen zu strafen, was ich jetzt Euch erzähle. Er kam in meines Vaters Hütte und warb um mein Herz. Er log, daß er in Taiarabu, an der Morgenseite von Tahiti, reiche Besitzthümer habe. Mein Vater willigte ein — ich wurde sein Weib und er nahm mich — nachdem er Monate lang bei uns gelebt — in sein Canoe, um mich in seine eigene Heimath zu bringen. In Waiuru landeten wir; dort gingen wir an's Ufer, weil er mir sagte, dort wohne noch Jemand, der ihm eine Schuld zu zahlen habe. Ich blieb in einer Hütte am Strand; er verließ mich und ich wartete dort geduldig, Tag nach Tag — aber er kehrte nicht zurück. Die Leute waren freundlich gegen mich, aber die Angst verzehrte mein Herz um den Gatten, den, wie ich damals fürchtete, ein Unglück betroffen haben mußte. Ich suchte ihn

überall, ich stieg in die Berge hinauf und rief angsterfüllt seinen Namen. Nur das Echo antwortete mir, und jetzt, in der Sorge um sein Leben, wollte ich sein Canoe nehmen und nach Taiarabu fahren — aber es war fort. Ein Eingeborner hatte es genommen und wie er sagte, von Pato'i gekauft. Ich verfolgte meinen Weg zu Fuß über den brennenden Corallensand am Strand — aber in Taiarabu war Pato'i nicht, und die Leute lachten, als ich sie frug, wo sein Besitzthum läge. Jedenfalls „zu windwärts," meinten sie, denn in Taiarabu habe er keines — nicht eine Cocospalme gehöre sein — nur eine verfallene Hütte in den Bergen drin, die er erst abbrechen und neu bauen müsse, wenn er darin wohnen wolle.

„Ich kehrte nach Waiuru zurück," fuhr das junge Weib fort, nachdem sie wohl eine halbe Minute, wie erschöpft, innegehalten. „Ich hoffte noch immer ihn jetzt dort zu finden — umsonst. Die Frau, bei der ich wohnte, zog ebenfalls Erkundigungen ein — er sollte auf der Straße nach Westen im Innern gesehen worden sein. Dorthin folgte ich und erreichte endlich, zum Tod erschöpft, Papara. Dort wurde ich krank und lag Monate lang in heftigem Fieber — eine arme heimathlose

Waise — bei fremden Menschen, bis endlich meine Kräfte wiederkehrten und ich beschloß, nach Papetee zu wandern. Ich hoffte kaum mehr den Verlorenen zu treffen, aber von hier aus wollte ich suchen zurückkehren in die Heimath — zu meinem Vater. Ich glaubte nicht, daß mich Patoï verlassen habe — noch immer fürchtete ich, daß ihn ein Unglück betroffen, und meinen Vater wollte ich bitten, nach Waiuru zu fahren, um dort ihm nachzuforschen. Wie konnte das ein alleinstehendes schwaches Weib? Da traf ihn mein Blick hier in Papetee — seinen Arm um ein anderes Weib geschlungen. Sein Auge begegnete dem meinen — ich sah, wie er erbleichte — aber er leugnete mich zu kennen — er log."

„Halt!" rief da Patoï, der bei der Erzählung nur vergebens gesucht hatte, seine Unbefangenheit zu bewahren, „ich habe nicht geleugnet daß ich sie kenne, ich habe nur geleugnet das sie mein Weib ist — und das leugne ich noch! Kein christlicher Bund ist zwischen uns geschlossen."

„Welcher Mitonare hat Euch getraut, Maita?" sagte der Mahova, „kannst Du ihn nennen?"

„Mitonare!" rief das junge Weib trotzig, „was kümmern mich Euere Mitonares? Weder

mein Vater, noch ich sind ihrer falschen Lehre beigetreten, mit der sie uns unseren alten Göttern abtrünnig machen wollten. Aber deren Segen haben wir angefleht und jeder Gebrauch ist beobachtet worden, den die Gesetze vorschreiben; laßt ihn das leugnen, wenn er es vermag, und straft er mich Lügen, so gebt mir Zeit, daß ich meinen Vater herbeirufe. Er wird kommen, so rasch ein Canoe im Stande ist, ihn herüber zu bringen."

„Ich leugne es nicht," sagte Patoï ruhig, dem auch wohl der Gedanke nicht angenehm sein mochte, den alten wilden Pemotomo als Zeugen gegen sich zu haben. „Ich leugne auch nicht," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „daß ich selber meine Ohren lange den guten Lehren der weißen Mitonares verschlossen habe und in Blindheit und Unglauben fortlebte, wie es Pemotomo von mir haben wollte. Um mich darin auch für mein ganzes Leben fest zu binden, damit ich nicht schwankend werden sollte, wollte er, daß ich sein Kind zum Weib nehme."

„Lügner!" donnerte ihn da das junge Weib an, und wild emporfahrend flog der Tehei von ihrer Schulter zurück, der nackte Arm der Zürnenden streckte sich gegen ihn aus, und wie sie so,

majestätisch und zu ihrer vollen Größe emporgerichtet, mit in der Brise wehenden Locken, mit blitzenden Augen vor ihm stand, glich sie einer zürnenden Göttin ihrer Heimath, die niedergestiegen war, einen Abtrünnigen zu strafen.

Mahova hatte indessen mit dem hinter ihm stehenden Missionär geflüstert und dieser wandte sich jetzt an Patoï mit der Frage:

„Und weshalb hast Du die Frau verlassen, die doch mit Dir von Eimeo gekommen? Wäre es nicht ein gutes Werk gewesen, wenn Du versucht hättest, sie von ihren Irrthümern zu überzeugen und dem Glauben des rechten Gottes zu gewinnen?"

„Das habe ich gethan, Mitonare," sagte Patoï, „an jedem Gotteshaus, an dem wir vorüber kamen, bat ich sie mit mir einzutreten und zu hören, was die guten Männer sagten — sie weigerte sich; ja als ich mehr und mehr in sie drang, verspottete sie mich und höhnte, ich sei schlimmer als ein Weib, daß ich den Lügen lauschen wollte, die von den Lippen der schwarzen Männer kämen."

„Ist das wahr, Maita?"

„Es ist wahr," erwiderte trotzig das junge

Weib, indem sie ihren Tehei wieder um sie herzog. „Meines Vaters Tochter wird nie den Glauben ihrer Eltern abschwören.“

Der hinter dem Stuhl des Richters stehende Missionär hob seufzend das Auge zu dem über ihm wehenden Palmenwipfel und flüsterte dann wieder Einiges mit Mahova.

„Und was verlangst Du jetzt?“ frug dieser das Mädchen von Eimeo.

„Was ich verlange?“ rief Maita erstaunt, — „und fragt Ihr das noch? Ich bin das Weib dieses Mannes, das er schändlich verlassen, aber ich will es vergessen, wenn er reuig mit mir zu meinem Vater zurückkehrt. Ist er arm? wohl — es schadet nichts — wir haben Haus und Feld und Palmen, und die Brodfrucht ist so süß in Eimeo als in Tahiti — und süßer noch,“ setzte sie weich und fast wehmüthig hinzu, „denn sie ist ja das Brod der Heimath.“

„Und willst Du mit ihr zurückkehren, Patoï?“

„Ich zurückkehren?“ rief aber dieser, wie entrüstet über die Frage. „Bin ich nicht hier jetzt mit dem Segen der christlichen Kirche verheirathet an Alla — Arowia's Tochter? — Hat nicht jener heilige Mann, der gerade jetzt hinter Deinem

Stuhl steht, Mahova, unsere Hände ineinander gelegt, und kann das Band wieder zerrissen werden, das der neue und allein mächtige Gott geschlossen hat, weil die in den Staub getretenen und verbrannten alten Götter bei einem anderen angerufen wurden?"

Ein weher Schmerz zuckte durch Maita's Züge, aber sie erwiderte kein Wort mehr. Fest hüllte sie sich wieder in ihr Schultertuch und unter den zusammengezogenen Augenbrauen funkelte ihr Blick nur düster, aber in verächtlichem Schweigen nach dem Verräther hinüber. Wohlgefällig hatte aber indessen der Missionär den Worten Patoï's gelauscht und mit dem Kopf genickt, während Mahova, dem die Bewegung nicht entgangen, ausrief:

„Er hat Recht, wahrlich, er hat Recht. Gegen den wahren Glauben müssen die Verbindungen mit den alten falschen Göttern in nichts zusammenfallen — gut gesagt, Patoï — Du darfst Dein christliches Weib nicht verlassen, um in den Unglauben zurückzukehren."

Die Zuschauer hatten sich bis jetzt merkwürdig ruhig bei dem ganzen Verhör gehalten, und Alle waren mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Verlauf gefolgt. Jetzt aber schienen doch einzelne

Frauen nicht ganz mit dem eben gegebenen Urtheilsspruch einverstanden, und wenn sie auch nicht, dem weißen Missionär gegenüber, Maita's Partei zu ergreifen wagten, rief es doch von da und dort:

„Aber weshalb hat Patoï seine Frau heimlich verlassen? Ist es Recht, daß er sie ihren Eltern wegnimmt und allein auf der fremden Insel läßt? — Und darf ein Christ denn auch zwei Frauen haben?" rief eine Dritte — „in der heiligen Schrift steht nichts davon! —"

Ein paar alte Damen nahmen dagegen wieder die Partei des Mitonare, und nun ging der Lärm los, denn die Vertreter des armen fremden Weibes hatten es jetzt nicht mehr mit dem Mitonare selber, sondern mit ihres Gleichen zu thun, und denen waren sie im Zungenkampf immer gewachsen.

Mahova kümmerte sich nicht darum. Er sprach angelegentlich mit dem Missionär, und indessen zog sich der Ring der Streitenden immer enger zusammen, so daß sie die Klägerin und den Verklagten schon fast dicht umgaben. — Das junge Weib achtete nicht darauf. Während Patoï die auf ihn einstürmenden Vorwürfe von sich abzuwenden suchte, und sich immer wieder darauf berief, daß er Christ, daß er Mitonare geworden,

und alle heidnischen Verbindungen deshalb abschütteln müsse, stand sie regungslos und unbewegt und nur ihre Augen bohrten sich fest in den Verräther, daß er sich abwenden mußte, weil er dem Blick nicht begegnen, ihn nicht ertragen konnte.

Da hob plötzlich Mahova den Arm.

„Ruhe!“ schrie er über das Toben hinaus — „zurück Ihr Männer — zurück Wahines auf Eueren Platz. Was habt Ihr da zu lärmen und zu zanken, wo das Gericht noch sitzt, und die Häuptlinge und Kirchenältesten erst ihre Meinung sagen müssen? Bis jetzt habe ich nur gesprochen, jetzt hört auch welches Urtheil die sprechen. Ihr habt gar nichts hinein zu reden, fort mit Euch!“

Das Publikum schien allerdings nicht recht mit der Zurückweisung einverstanden, aber gesetzlich hatte Mahova, wie sie sehr gut wußten, Recht, und es blieb ihnen deshalb nichts weiter übrig, als eben zu gehorchen. Daß übrigens der weiße Mitonare mit dem, was Mahova gesagt, vollkommen einverstanden war, sahen die „Kirchenältesten“ wohl. — Jener schien in der That den Ausspruch gethan zu haben, und sie dachten gar nicht daran ihm da feindlich entgegen zu treten. Was kümmerte sie auch die Fremde von Eimeo?!

Ihr Ausspruch lautete deshalb mit dem, was der Richter schon gesagt, vollkommen übereinstimmend, und der Urtheilsspruch über die arme Verrathene war gefällt: sie hatte keine Ansprüche an einen Christen, wenn sie nicht selber ihre alten Irrthümer abschwören wollte, und selbst dann sei Patoï jetzt gebunden, da Allûa, Arowia's Tochter, vor dem heiligen Altar sein Weib geworden. — Das Band könne nicht zerrissen werden. Allerdings, setzten Einige von ihnen hinzu, habe Patoï darin nicht ehrlich gehandelt, aus seiner früheren Verbindung ein Geheimniß zu machen, aber strafbar sei er doch nicht, da die Mitonares keine heidnischen Formeln und Gebräuche anerkennten. Es sei eben eine Sünde seines früheren Lebens gewesen und er müsse suchen sich durch Buße und Gebet davon zu reinigen.

Maita verzog bei diesem Urtheilsspruch keine Miene. Regungslos und wie aus Stein gehauen stand sie in der Mitte des bunten Kreises und schien die zu ihr gesprochenen Worte kaum zu hören. Zuletzt, als Alle geendet, und selbst die lärmenden Eingebornen sich nicht regten, weil sie die Antwort der Fremden hören wollten, sagte sie leise, aber doch mit vollkommen deutlicher Stimme:

„Und was wird jetzt aus mir?“

„Was aus Dir wird, Wahine?“ wiederholte Mahova, aber doch wohl etwas gerührt von der schmerzlichen und stillen Resignation, die in den Worten lag — „kehre ruhig nach Eimeo zurück — es darf Dich keine Seele auf Tahiti kränken — oder wenn Du noch weilen willst, so sei willkommen. — Du findest eine Matte in Mahova's Hütte und Fisch und Brodfrucht genügend, um Dich zu sättigen. Vielleicht ist es doch noch möglich Dich zu überzeugen, daß Du wirkliche Ruhe nur in dem wahren Glauben findest.“

„Wenn Euer Glaube so richtet, wie er jetzt gerichtet hat,“ sagte das junge Weib ruhig, „so kann er nie der meine sein. Laßt mich in Frieden ziehen. — Aber eines verlange ich von Euch — von Patoï,“ setzte sie mit gehobener Stimme hinzu, „und Ihr müßt es mir zusprechen, denn es verstößt weder gegen die Gesetze Eueres neuen Gottes, noch hat es mit denen unserer alten Götter etwas gemein.“

„Und was ist es, Wahine?“

„Patoï,“ sagte die junge Frau, und wieder suchte ihr Blick den abtrünnigen Gatten, „hat mich von Eimeo nach Tahiti gerudert und hier verlassen.

Ob er daran Recht gethan oder gesündigt, mag Euer Gott richten. — Er will hier bleiben — gut. Er hat mir das Herz gebrochen, aber ich werde nicht weiter klagen, auch nicht länger hier seinen Frieden stören, mit seiner jungen Frau. Doch eines verlange ich von ihm: Er soll mich in seinem Canoe wieder hinüber an die Küste von Eimeo rudern — nicht an das westliche Ufer," setzte sie rasch hinzu, „in dessen Nähe mein Vater wohnt — nur hinüber nach Afareaita oder an irgend einen der nächsten Punkte, von dem aus ich meinen Weg zu Fuß fortsetzen kann. — Er mag dann zurückkehren. Nur wenige Stunden Arbeit sind es, die ich von ihm verlange — es ist nicht viel gegen das ganze lange Leben, das ich jetzt allein verbrüten muß."

Todesschweigen herrschte rings umher. Die Forderung war wunderlich, denn jedes andere Canoe hätte sie eben so gut hinüber gebracht. Jetzt aber brachen die Frauen, deren Herz noch immer auf die Seite der Mißhandelten trat, auf's Neue los. Das war, wie sie riefen, die geringste Strafe, die den Mann treffen konnte, der seine Frau verlassen hatte: daß er sie wieder an die Küste und in die Binnenwässer ihres eigenen

Ufers bringen mußte, und er könne und dürfe das nicht weigern.

Der Missionär und Mahova sprachen leise miteinander. Es schien dem Ersteren selber nicht viel daran zu liegen, daß Maita, jetzt mit dem Mitgefühl für sie erweckt, und dabei eine starre Heidin, länger als nöthig hier auf Tahiti blieb, wo die Franzosen schon so Viele in ihrem „Glauben" erschüttert, und ihren alten Missionären abwendig gemacht hatten. Ja wer wußte denn, ob nicht die Feranis selber am Ende die Sache in die Hand nehmen, und dann einen ganz anderen Urtheilsspruch fällten. — Es war ihnen in der Hinsicht Alles zuzutrauen und es deshalb jedenfalls besser, daß die Fremde Tahiti so rasch als irgend möglich wieder verließ.

Patoï selber schien der Vorschlag nicht sonderlich zu behagen; die hier gegen ihn herrschende Stimmung konnte ihm aber auch kein Geheimniß sein und er wagte nicht, sie zu verschlimmern — wollte er doch zwischen den Bewohnern von Tahiti leben. Nur seine Bedenken konnte er nicht alle unterdrücken.

„Du willst nur, daß ich Dich hinüber nach Eimeo rudern soll, Maita, sagte er, „um unter-

wegs mein Herz mit Deinen Klagen zu bewegen, und mich dem neuen Glauben zu entfremden. Es hilft Dir aber nichts. — Ich bin ein Christ und bleibe es."

„Habe keine Furcht," sagte das junge Weib demüthig — „bei meinen Göttern schwöre ich Dir, daß ich auf dem ganzen Weg, von hier bis Eimeo, und bis ich dort an's Land gestiegen bin, kein Wort, keine Silbe zu Dir reden werde. Genügt Dir das?"

„Ja," sagte Patoï nach kurzer Pause — es war auch in der That das Aeußerste, was er erwarten konnte. — „So komm', ich werde Dich nach Eimeo rudern. Du sollst nicht sagen können, daß ich Dich hier auf der fremden Insel ohne Hilfe gelassen."

„Das ist gut; das ist recht gut von Dir," sagte die junge Frau leise und schaute still zur Erde nieder und Patoï blickte stolz im Kreis umher, als ob er fragen wollte: „handle ich nicht edel? — ich thue es, ehe mich der Mitonare dazu gezwungen." Er sah nicht das bittere Lächeln, das um Maita's Lippen zuckte. — Er kannte überhaupt die Frau noch nicht, die da so demüthig und wie in ihr Schicksal ergeben, vor ihm stand, und welche Leidenschaften in ihrem Herzen glühten.

Ihres Vaters heißes Blut rollte in ihren Adern und nur unwillig fügte sie sich jetzt dem Zwang.

3.

Maita's Rache.

Mahova, der Richter, schien mit der gütlichen Beilegung dieses Streites außerordentlich zufrieden, denn daß Viele der Eingebornen, besonders fast alle Frauen auf Seiten des verlassenen jungen Weibes standen, konnte ihm nicht gut entgehen, und doch durfte er als Mitonare nicht heidnischen Gebräuchen irgend ein Recht über christliche zugestehen, noch dazu da der weiße Mitonare an seiner Seite in solchen Dingen keinen Spaß verstand. Jetzt war das Alles erledigt, und er bot Pator denn auch rasch sein eigenes Canoe an, um damit über den, etwa anderthalb deutsche Meilen breiten Seearm, der Eimeo von Tahiti trennte, hinüber zu rudern. Ja mit der jetzt wehenden Brise konnte er vielleicht sogar hinüber segeln und dann noch an dem nämlichen Abend oder in der Nacht zurückkehren. Die See war still und ruhig und eine Gefahr nicht zu fürchten.

Die Vorbereitungen nahmen dabei nicht viel Zeit weg. Allerdings wollten fast alle Frauen

Maita erst in ihrer Hütte haben, um sie mit Speise und Trank zu erfrischen, aber sie schlug alles ab. — Nur etwas gebackene Brodfrucht, ein paar Orangen und Cocosnüsse nahm sie an, welche ihr die Kinder hineintrugen.

Dann schritt sie zum Strand hinunter und kauerte sich, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, vorn im Bug des Canoes nieder. Sie war eine Ausgestoßene, was kümmert sich um sie — um wen brauchte sie sich zu kümmern?

Patoï säumte ebenfalls nicht, das Canoe in Stand zu setzen; das leichte Mattensegel wurde gebracht und gehißt, und mit der von Osten am Ufer hinwehenden Brise glitt das schlanke Fahrzeug rasch durch das stille Binnenwasser der Bai, immer der Nordküste Tahiti's folgend, bis sie eine mehr westlich gelegene Durchfahrt durch die Riffe erreichten, und dann Eimeo gerade gegenüber hatten.

Das Canoe war eines der hier stets gebräuchlichen Fahrzeuge, einfach aus einem Stamme ausgehauen, und mit rundem Boden. Dadurch segelte es rascher, wäre aber auch leicht umgeschlagen, wenn nicht ein sogenannter „Ausleger" (outrigger) ihm volle Sicherheit gewährt hätte.

Diese Ausleger bestehen in zwei, fest an dem

Canoe, und zwar querüber befestigten Stangen oder Hölzern, die nach rechts hinaus einen leichten, kufenartig geschnittenen Balken halten. Dieser schwimmt dadurch, etwa vier Fuß vom Rande des Canoes entfernt, und mit diesem parallel auf dem Wasser, und ist natürlich fest mit Bast an die Querhölzer geschnürt. Ein Umschlagen des Fahrzeuges, ja selbst ein Schaukeln wird dadurch unmöglich gemacht, denn nach links hinüber kann es nicht, weil es dann den ganzen, noch dazu vier Fuß abstehenden Balken aus dem Wasser heben müßte, und nach rechts zu ebensowenig, da sich der Balken von leichtem Holz nicht auf die Entfernung und mit den Stangen unter Wasser drücken läßt. Selbst bei unruhiger See fahren deshalb diese Canoes außerordentlich sicher. Ohne den Ausleger freilich würde man sich nur sehr vorsichtig darin bewegen müssen, da der runde Boden der geringsten Neigung des Körpers folgt.

Patoï wußte, wie alle Insulaner, vortrefflich mit einem solchen Canoe umzugehen, und wie das Segel nur erst einmal gesetzt war, hatte er allerdings auch weiter nichts zu thun, als eben nur sein kurzes Ruder als Steuer in das Wasser zu halten, wobei er bequem hinten im Stern

seines kleinen Fahrzeugs, und fast ausgestreckt ruhen konnte.

Vorn im Bug saß Maita, ihres Versprechens eingedenk. Kein Wort kam über ihre Lippen, die Hände um das rechte Knie gefaltet suchte nicht einmal ihr Blick den Ungetreuen und Abtrünnigen, sondern haftete an dem lieblichen Bild, an dem sie jetzt rasch und leicht vorbei getragen wurden.

Noch konnte sie, da sie rückwärts im Bug saß, die freundlichen und selbst reichen Wohnungen erkennen, die rings am Strand von Papetee standen und die schöne Bai fast einschloßen. Dahinter stieg ein dichter Laubwald von Fruchtbäumen empor, über dem die stolzen Palmen ihre Wipfel neigten, und hinter dem Ganzen thürmten sich die dicht bewaldeten Hänge des Gebirgsrückens auf mit seiner scharf eingeschnittenen Schlucht, mit seinen Abhängen und schroffen Wänden, über welche hie und da ein kleiner Wasserfall herniederschoß, während selbst dort oben einzelne Cocospalmen Wurzel gefaßt, und ihre zarten Blattwipfel deutlich gegen den blauen Himmel abzeichneten.

Und dann zur Linken die herrliche Bai mit den vielen bewimpelten Schiffen und darinnen die prachtvolle kleine Insel Motu Otu, der alte

Königssitz der Pomaren, mit ihren Palmen und schattigen Büschen. — Es war ein Paradies, an dem sie vorüber glitten, und doch trug das junge Weib die Hölle im Herzen. — Aber sie sprach trotzdem kein Wort; sie rührte und regte sich nicht, und nur ihr Athmen, ihr funkelndes Auge, verrieth daß sie lebe.

Das Canoe glitt indessen rasch in dem Binnenwasser der Riffe am Ufer hin — die Palmen traten weiter davon ab — das Ufer wurde sandiger, und nur Guiavenbüsche deckten es hier. — Weiter und weiter verfolgte das schlanke Fahrzeug seinen Weg, und jetzt hatten sie die westliche Einfahrt erreicht, die einen breiten Canal, der See zu, öffnete — und dort drüben lag Eimeo, Maita's Heimathland. Aber sie beachtete es nicht — keinen Blick warf sie hinüber, und wie in's Leere starrte ihr Auge, den ganzen langen Weg.

Selbst Patoï wurde das Schweigen zuletzt peinlich, und er war selber ein paar Mal nahe daran, es zu brechen; aber er bezwang sich doch. Es war besser, sie verfolgten so ihren Weg. Was hätten sie sich auch sagen können, welches andere Wort konnte von den Lippen der Armen, Verrathenen kommen, als nur ein Vorwurf über ihr

zerstörtes Glück. Aber sie gab dem keinen Laut, und wie abgeschlossen mit dem Leben saß sie im Canoe.

Die Brise hielt wohl noch an, wurde aber immer schwächer, und als Patoï den Meeresarm endlich gekreuzt und in die Einfahrt der Eimeo-Riffe biegen wollte, starb sie ganz weg. Er mußte das Segel niederlegen und zu dem Ruder greifen, um nicht durch die Strömung gefährdet, und gegen die Brandung getrieben zu werden.

Vorn im Canoe lag noch ein Ruder und er hätte gern Maita aufgefordert ihm zu helfen, desto schneller wären sie vorwärts gekommen — aber er wagte es nicht, und das junge Weib selber bemerkte wohl kaum, daß eine Veränderung mit dem Segel vorgenommen worden, so stier hing ihr Blick jetzt an der über die Riffe stürzenden Brandung, zwischen der sie hinglitten. Der Weg lag ja aber nun auch nicht mehr so weit. Allerdings war die Sonne schon hinter den kühngerissenen Felskuppen Eimeo's verschwunden, aber die Entfernung zwischen der Einfahrt und dem Land auch nur gering und schon ließen sich deutlich die einzelnen, in schattigen Fruchtbäumen halb versteckten Bambushütten Afareaita's erkennen.

Patoï schien indessen nicht gesonnen gerade an dem Hauptort der Insel zu landen, wo, wenn auch nicht die Wahrscheinlichkeit, doch die Möglichkeit vorlag, daß er den am entgegengesetzten Theil der Insel wohnenden Pemotomo treffen konnte. Der Gefahr durfte er sich natürlich nicht aussetzen. Er hatte überdies auch nur versprochen, Maita in Eimeo an's Land zu setzen; ja sie nicht einmal mehr von ihm verlangt. Hütten lagen hier überall zerstreut am Ufer hin, und sie konnte aller Orten ein Unterkommen finden. Früchte gab es ebenfalls im Ueberfluß, mehr noch als selbst auf Tahiti, er erfüllte also vollkommen sein gegebenes Wort, wenn er sie an eine der etwas abgelegenen Stellen landete, und Maita schien auch nicht das Geringste dagegen einzuwenden, als ihr die neue Richtung nicht mehr entgehen konnte, die das Canoe verfolgte.

Immer seichter wurde hier daß Wasser; schon seit sie die Einfahrt passirt, konnte man überall deutlich auf dem Grund die wunderlich geformten Korallen erkennen, aus denen alle diese Riffe, ja ein großer Theil der Südsee-Inseln selber, bestehen. Hie und da ragten sogar einzelne über die Oberfläche hervor, und Patoï mußte genau aufpassen, um

nicht mit seinem Fahrzeug aufzurennen. Aber er wußte mit demselben vortrefflich umzugehen, und nicht lange nachher, so scheuerte sein Bug, nicht weit von dort, wo zwei andere Canoes an einer Liane befestigt lagen, und dadurch die Nähe einer menschlichen Wohnung verriethen den Korallensand.

„Maita," brach da der Indianer das Schweigen — „hier bist Du auf Eimeo — soll ich Dich an's Ufer geleiten?

Das junge Weib war aufgestanden, und ihr Blick streifte zum ersten Mal die befreundete Küste, aber sie erwiderte keine Silbe. Ihr linker Fuß ruhte einen Moment auf dem Rande des Bugs, dann sprang sie leicht und flüchtig, ohne auch nur den Kopf nach ihrem Führer zurückzudrehen, an's Land.

„Willst Du die Früchte nicht mitnehmen, Maita?"

Keine Antwort.

„Willst Du mir nicht ein Joranna sagen, Maita?" rief Patoï, dem es doch jetzt beklommen um das Herz wurde, als er die Frau so scheiden sah — aber er erhielt auch jetzt keine Antwort. Ihren Tehei fest um sich gezogen schritt sie auf die nächsten Büsche zu, und war wenige Secunden später in dem Gesträuch seinem Blick entschwunden.

„Stolzes Ding“, murmelte der Indianer zwischen den Zähnen durch — „nicht einmal eine Antwort hat sie für mich. Aber was thut's,“ setzte er leicht hinzu — „vielleicht ist's besser so, und war jedenfalls desto rascher abgemacht. Joranna Maita! wir passen doch nicht zu einander, Du und Dein Vater, die nur immer von der Wiederherstellung ihrer verlornen Freiheit träumen, und danach drängen, während ich mich nach einem ruhigen Leben sehne. Joranna, Joranna! kehre in Deine Wildniß zurück und vergiß den armen Patoï, dem Du einstmals Dein Herz geschenkt.“

Eingeborne kamen am Ufer langsam herab, wohl nur um zu sehen, wer da in einem Canoe gelandet wäre. Patoï mochte ihnen aber auch nicht begegnen, und sich am liebsten vor Niemanden auf Eimeo sehen lassen. Je schneller er deshalb nach Tahiti zurückkehrte, desto besser, und das konnte er noch recht gut in der nämlichen Nacht bewerkstelligen. Die Sonne ging allerdings unter, aber es war noch hell genug, um sicher aus den Riffen hinauszukommen, und erst einmal draußen auf der ruhigen See durfte er sich Zeit lassen und langsam nach Tahiti hinüber rudern. Außerdem hatte er ja auch noch die von

Maita verschmähten Früchte und Lebensmittel im Canoe, um unterwegs davon zu zehren, und wenn er erst das Binnenwasser von Tahiti erreichte, so trug ihn gegen Mitternacht die Fluth, ohne daß er sich weiter anzustrengen brauchte, von selber nach dem Hafen zu.*)

Noch einen Blick warf er auf das Ufer und die Stelle zurück, an welcher Maita in den Büschen verschwunden, aber es war kein lebendes Wesen dort zu erkennen, und sein Ruder wieder gegen den Sand stemmend, schob er sein Canoe in tiefes Wasser und ruderte dann rasch dem Eingang der Riffe zu. Die Leute am Ufer kümmerten sich auch in der That nicht um ihn. Eingeborne landeten zu allen Tageszeiten und fuhren auch wieder ab, theils um zu fischen, theils um drüben in Tahiti ihre Produkte zu verkaufen — wer frug nach

*) Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß auf Tahiti und den nächsten Inseln die gewöhnliche Theorie der Ebbe und Fluth nicht paßt. Das ganze Jahr hindurch fangen die Wasser um Mittag und Mitternacht an zu ebben, während mit Sonnen-Auf- und Niedergang die Fluth eintritt. Der Ausdruck tuerar-po bedeutet deshalb zugleich: Hochwasser und Mitternacht. Die Höhe der Fluth ist überhaupt nur unbedeutend, und etwa zwischen vier und fünf Fuß.

Einem von ihnen? Wenn er etwas von ihnen wollte, kam er schon selber.

Patoï näherte sich jetzt der Einfahrt — noch einmal schaute er sich um. — Die kleine friedliche Bai lag still und einsam, und nur etwas weiter oben, am Dorf Afareaita selber, herrschte lautes fröhliches Leben, und sogar der Schall einer Trommel, die das junge Volk zum Tanze rief, klang zu ihm herüber. Aber Patoï fühlte sich nicht davon angelockt; er hatte in Eimeo nichts mehr zu suchen und mochte sich noch weniger zwischen die Bewohner mischen. Sein Weg lag hinüber nach Papetee und aus dem Binnenwasser dieser Insel hinaus, und je rascher er den zurücklegte, desto besser. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er die Einfahrt erreicht, ruderte zwischen den sich überstürzenden Brandungswellen hindurch und hielt nun erst eine Strecke draußen, und jetzt in offener See angekommen, um erst einmal etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Er war durch die lange Fahrt hungrig und durstig geworden, und mußte sich erst wieder stärken.

Zu dem Zweck legte er sein Ruder in das Canoe, öffnete mit dem kleinen Messer, das er bei sich trug, eine der jungen Cocosnüsse, trank

daraus in langen durstigen Zügen, und legte sich dann die gebackene Brodfrucht auf die Ruderbank, um beim Arbeiten davon zu zehren. Er durfte nämlich nicht zu lange ruhig sitzen, denn die Fluth hatte schon begonnen; sie fing an ihn langsam gegen die Riffe zurück zu treiben, und erst wenn er die Höhe des zwischen Eimeo und Tahiti liegenden Meeresarms erreichte, mochte er darauf rechnen, durch die Strömung begünstigt zu werden.

Von hier ab, wo er sich jetzt befand, konnte er aber die innere Bai in den Riffen von Eimeo nicht mehr übersehen, und doch rüstete sich dort ein kleines Canoe, um ihm hinaus auf die See zu folgen.

Kaum war nämlich sein Fahrzeug hinter den Brandungswellen verschwunden, als Maita, von einer alten Frau gefolgt, wieder aus den Büschen trat und zu der Stelle hinabeilte, wo die beiden kleinen Canoes befestigt lagen. Sie hielt eine Ruthe in der Hand, an der etwa zwanzig oder dreißig kleine Fische hingen, und warf sie, dort unten angekommen, in eins der Fahrzeuge.

„Und Du sendest mir das Canoe wieder zurück, Kind?“ sagte die alte Frau besorgt. „Ich muß mich fest darauf verlassen können, denn es gehört

dem Mitonare, und der würde entsetzlich böse werden, wenn er es erführe. Du weißt, Dein Vater steht sich nicht gut mit ihnen — er ist ein arger Trotzkopf, und will nun einmal nicht glauben, was sie ihm vorerzählen."

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Mutter, morgen Abend vor Sonnenuntergang wird es Anoui, mein jüngster Bruder, wieder hier an derselben Stelle angebunden haben."

„Und Du willst in der Nacht fahren und ganz allein? Kind, Kind, in der Nacht hat ein junges Mädchen eigentlich nichts in den Binnenwässern zu suchen, ausgenommen, es fährt mit ihren Eltern auf den Fischfang. Bleib' heute Abend bei mir, und morgen Früh kannst Du, meinetwegen mit Tagesanbruch, Deine Reise antreten."

„Ich muß fort, Mütterchen — es geht nicht anders," entgegnete Maita — „kenne ich doch die Bahn, die ich zu nehmen habe so genau, und der Vater möchte sich um mich sorgen."

„Nun meinetwegen, Herz; Du folgtest überhaupt von klein auf nur Deinem eigenen Kopf — ich weiß es, was für Noth Deine Mutter mit Dir gehabt hat, also geh' in des Himmels Namen.

Was willst Du aber nur mit den Fischen? Deren gibt's doch bei Euch wahrhaftig genug. Hättest Du dafür lieber etwas mehr gegessen."

„Ich danke Euch — ich bin satt — laßt mir die Fische und lebt wohl. Atua möge Euch für den Dienst segnen, den Ihr mir erzeigt."

„Atua? o mein süßer Heiland," rief die alte Frau, „wenn das der Mitonare gehört hätte, und ich weiß nicht einmal, ob Dich sein Canoe trägt, sobald Du so gottlose Worte darin sprichst. Ach was soll einmal aus Dir werden, wenn Du stirbst, Maita? — was soll nur einmal aus Dir werden? denke Dir, wenn Du für ewig in der Hölle braten müßtest, und der Mitonare schickt Dich hin! der Mitonare schickt Dich heilig hin."

Maita lächelte — es war das erste Mal, daß ihr Gesicht wieder einen freundlichen Ausdruck zeigte, und sie sah gar so lieb damit aus.

„Sorgt Euch nicht um mich, Mütterchen," nickte sie, indem sie das Canoe vom Bande löste und hineinsprang, „der alte bleiche Mitonare wird wohl selber dorthin gehen müssen, wohin er geschickt wird, und Niemand Anderen senden können. Ich folge den Geboten der Götter und sie werden mich schützen. — Joranna! Joranna!" und ihr

Ruder einsetzend, glitt sie rasch über die unbewegte klare Wasserfläche, während die alte Frau ihr eine Weile kopfschüttelnd nachschaute, und dann selber in ihr Hütte zurückkehrte. Es wurde dunkel und sie konnte außerdem nicht viel mehr draußen erkennen.

Indessen stand Maita in ihrem Canoe, das leicht und scharf gebaut war, und rasch mit ihr über die Fluth schoß; aber sie handhabte ihr Ruder auch mit allen Kräften, als wenn es gälte ein bestimmtes Ziel zu erreichen, nicht nur um in aller Ruhe nach Hause zurückzukehren. Die alte Frau würde auch sehr besorgt um sie gewesen sein, wenn sie gesehen hätte, daß sie nicht das Binnenwasser der Riffe hielt, in dem sie gefahrhlos die ganze Insel umrudern konnte, sondern keck in ihrem schwanken Boot der Einfahrt entgegen hielt. Wollte sie wieder nach Tahiti hinüber?

Jetzt hatte sie diese erreicht und hörte, aber nur wenige Secunden, mit rudern auf, um einen der größeren Fische von der Ruthe zu nehmen, den sie dann an ein Stück Bast band und über Bord warf. Der Bast war aber im Canoe selber befestigt, und der Fisch schleifte solcher Art im Wasser nach. Was wollte sie damit?

Jetzt hatte sie das Ruder wieder aufgegriffen und arbeitete sich hinaus in See. — Wie warm die Luft hier draußen wehte! Den Tehei hatte sie abgeworfen — nur der Pareu umschloß ihre schlanken Hüften, und während sie das Canoe scharf vorwärts trieb, suchte ihr Blick forschend, fast ängstlich hinaus über die weite See.

Ha dort! sie zuckte ordentlich zusammen, als ihr Auge an einem dunklen Punkt haftete, der, eigentlich etwas außer dem Cours, auf dem Wasser sichtbar wurde. Es war Patoï's Canoe, der dadurch, daß er seine Mahlzeit zu lange ausgedehnt, von der eintretenden Fluth etwas aus seiner Richtung getrieben worden. Es war aber indeß so dunkel geworden, daß sie es kaum noch erkennen konnte.

Fast unwillkürlich lenkte sich ihr Bug dem entdeckten Fahrzeug zu, das, weit größer und schwerer als das ihrige, von dem einen Ruder lange nicht so rasch vorwärts getrieben werden konnte. Sie rückte näher und näher, aber erst als sie in Rufs Nähe gekommen, warf sie ihren Tehei wieder über die Schultern und gewann jetzt mit jedem Ruderschlag an dem voran gegangenen Boot.

Da — als sie es schon fast erreicht, bekam ihr

Canoe plötzlich einen leichten Stoß, als ob es auf eine Korallenbank gescheuert hätte. Blitzesschnell drehte Maita den Kopf zurück und ihr Auge blitzte, als sie in dem phosphoreszirenden Schein des Seewassers den wie funkelnden Körper eines Haifisches erkannte. Jedenfalls hatte er die Witterung des angehangenen Fisches bekommen und ihn abgerissen.

„Aha, mein Bursche, bist Du da?" lachte sie ingrimmig in sich hinein — „hat Dir der Köder geschmeckt? Du kannst mehr bekommen," und zwei von den mitgenommenen todten Fischen warf sie in die See, während sie einen dritten rasch wieder an dem Bast befestigte. Dann nahm sie das Ruder auf's Neue auf und kaum zehn Minuten mochte sie noch gearbeitet haben, als sie — dem Ausleger von Patoï's Canoe etwas Raum gebend, langseit desselben lief und ihre Hand darauf legte.

Patoï hatte indessen mit immer wachsender Unruhe bemerkt, daß ihm ein Canoe folge. Wer konnte es führen? — etwa Maita's Vater? — Er hätte keinem weniger als dem Manne hier draußen auf dem Wasser begegnen mögen, und ruderte deshalb aus Leibeskräften, um ihm aus dem Weg zu kommen. Aber das ihn verfolgende

Canoe war schneller als das seinige; er vermochte die Strömung nicht so rasch damit zu stemmen. Angst und ein böses Gewissen lähmten auch vielleicht seine Kräfte und der Glaube an den neuen Gott war nicht stark genug in ihm, um ihn die Furcht vor der Rache der alten vergessen zu lassen. Kein Wort war auch zwischen den beiden Fahrzeugen gewechselt worden, bis sich Maita's Canoe langseit legte.

„Wer ist nur das?“ rief aber jetzt Patoï, der wohl bemerkt hatte, daß es nicht die kräftige und fast riesige Gestalt Pemotomo's sein konnte. „Wer bist Du, mein Bursch', und wo kommst Du her?“

„Patoï,“ sagte da die weiche melodische Stimme Maita's — „ich bin es, und Dir nachgekommen, um noch eine Frage an Dich zu richten.“

„Maita!“ rief der Insulaner, wirklich in unbegrenztem Erstaunen — „Mädchen, was ficht Dich an? Wie kommst Du hier allein und bei Nacht hinaus in die offene See?“

„Ich hatte Dir versprochen,“ fuhr das junge Weib fort, „auf der Ueberfahrt nach Eimeo kein Wort mit Dir zu reden — ich habe mein Wort gehalten; aber eine Frage muß ich noch an Dich richten, und deshalb bin ich Dir gefolgt.“

„Aber welche Frage, Schatz — laß mein Canoe los — die Fluth setzt uns sonst wieder zurück —"

„Ich werde Dich nicht lange aufhalten. Hast Du mich wirklich für immer verlassen, Patoï? Soll die Tochter Pemotomo's mit Schmach und Schande beladen, und dem Spott der Nachbarn ausgesetzt, in ihre Heimath zurückkehren? — Noch ist es Zeit," fuhr sie weicher fort — „noch weiß Niemand auf Eimeo, wie Du an mir gehandelt, welches schwere Leid Du mir angethan, und wie ich heute, von den Christen dort drüben, gedemüthigt und ausgestoßen wurde. Es braucht es auch Niemand zu wissen — meine Lippen sollen schweigen wie das Grab, und bist Du arm, fehlen Dir die Felder und Cocoshaine, die Du meinem Vater beschrieben, was schadet es? Ich bin reich — der Götter Segen ruht auf dem weiten Land und still und glücklich können wir in der Heimath leben."

„Es geht nicht, Maita," sagte Patoï finster — „es ist zu spät. Des Mitonare Spruch hat mich an Alûa gebunden."

„An Alûa," murmelte Maita leise und in demselben Moment hatte der nachfolgende Hai

wieder den ausgehangenen Fisch erfaßt nnd abgerissen, während er auch blitzesschnell, und selbst unter dem Ausleger von Patoï's Boot durch und zwischen den beiden Canoes hin — vorüberschoß. Auch Patoï hatte ihn bemerkt, aber nicht weiter darauf geachtet, gab es doch eine Masse derartiger Raubfische gerade in diesem Theil der See; was hatte er in seinem Canoe von ihnen zu fürchten? Maita aber bückte sich und warf wieder ein paar kleine Fische über Bord, und jetzt konnte sie sehen, daß zwei glühende Strahlen unter ihr durch die Fluth schoßen. Der erste Hai hatte noch einen Gefährten gefunden, der die Beute mit ihm theilen wollte.

Laßt das Canoe los, Mädchen," sagte da Patoï freundlich, — „es thut mir leid daß Alles so gekommen, und ich habe vielleicht Unrecht gehandelt. Ich hätte offen mit Dir reden sollen; aber es ist nun einmal geschehen. Kehre zu Deinem Vater zurück; Patoï wird Deiner immer freundlich gedenken; zürne auch Du ihm nicht."

„Und Du willst nicht mit mir zurückkehren? Du willst mich allein meine freudlose Bahn gehen lassen — Alûa's wegen?"

„Nicht Alûa's wegen," sagte Patoï, „aber der alleinige Gott will es so, denn ich bin jetzt ein

Christ und darf, schon meines Seelenheils wegen, nicht mehr mit den Anbetern von Götzen verkehren. Sei vernünftig, Maita."

„Nur Deines Seelenheils wegen?" lachte Maita bitter, „sonst zieht Dich nichts von mir fort — nicht einmal Allûa —"

Das junge Weib warf die letzten Fische über Bord, die noch in ihrem Canoe lagen und rechts und links plätscherten die gefräßigen Ungeheuer der Tiefe, als sie danach herauffuhren und sie einander wegzuschnappen suchten. Patoï drehte unwillkürlich den Kopf nach ihnen. Maita's Hand aber, mit einem kleinen haarscharfen Messer bewehrt, glitt über den Bast, der die ihr nächste Auslegerstange an den Ausleger selber band und trennte diesen vollständig los. Zu gleicher Zeit und fast unmerklich schob sie ihr Canoe etwas weiter nach vorne, um auch den anderen zu erreichen. Patoï glaubte auch, daß sie im Begriff sei abzustoßen und sagte freundlich:

„Joranna, Maita — laß uns nicht im Zorn scheiden — ich sage Dir, es schmerzt mich, Dich so allein Deine Bahn ziehen zu sehen, aber ich kann es nicht mehr ändern. Meine Seele gehört Gott, mein Körper Allûa."

Maita hatte noch gezögert — war es Mitleiden, das ihr stolzes Herz durchzuckte — die letzten Worte machten es verschwinden. Mit Gedankenschnelle zuckte ihr Messer auch über den Bast der zweiten Auslegerstange.

„Das lügst Du, falscher Verräther!“ rief sie dabei — „laß Deine Seele zu dem Gott gehen, um dessentwillen Du die alten Götter verleugnet, Atua würde sein Antlitz doch von Dir wenden, aber Dein Körper gehört nicht Atûa — Dein Körper gehört den Fischen des Meeres —“

„Was thust Du, Maita?“ rief Patoï erschreckt, denn er bemerkte jetzt ihre geschäftige Hand an dem doppelt umgeschnürten Bast des Auslegers. „Zurück da, Wahnsinnige!“ und das Ruder hebend wollte er einen Schlag nach ihr führen. In demselben Augenblick aber schnellte sich das zürnende Weib empor und ihre Hand hielt dabei krampfhaft die Auslegerstange, mit der sie, wie mit einem gewaltigen Hebel das schwanke, und jetzt nicht mehr durch den Balken geschützte Boot mit dem linken Rand unter Wasser drückte,

„Fort mit Dir!“ schrie sie dabei — „Verderben über Dich — herbei Ihr Rächer, die Oro gesandt, um den Verräther zu verderben!“

Sowie sie die Auslegerstange in die Höhe hob, mußte sie das Canoe, über dessen beide Borde sie quer über und fest geschnürt war, rettungslos umkippen. Patoï auch, der die Gefahr erst zu spät erkannte, war nicht im Stand den Schlag zu führen, da er selber das Gleichgewicht verlor. Erschreckt ließ er das Ruder fallen, um sich nur anzuklammern und rasch auf die andere Seite zu werfen — aber das half ihm nichts, denn das Canoe füllte sich, und während Maita die Stange von sich stieß und ihr eigenes kleines Fahrzeug damit außer seinen Bereich brachte, schnellten beide in die Höhe und das Canoe schlug um.

Patoï schwamm wie ein Fisch, aber mit lähmendem Schreck traf ihn die Erinnerung an die Raubfische, die er noch vor wenigen Secunden in unmittelbarer Nähe gesehen, und angstvoll griff er nach dem umgedrehten Fahrzeug, an das er sich klammerte und auf das es zu klettern versuchte.

„Maita!" rief er dabei — „Mädchen! zu Hilfe! die Fische! Du willst mich doch nicht tödten? — Rette mich! sie nahen! Oh, um des Heilands willen!"

Ein unheimlich glühender Strahl schoß an

ihm vorüber durch die Fluth und kreuzte sich mit einem andern.

Maita stand aufrecht in ihrem Canoe, das Ruder fest, und zu augenblicklichem Gebrauche bereit, in beiden Händen. Der Tehei war wieder von ihren Schultern gefallen; ihre langen Locken umgaben wild ihr Haupt, aus dem die Augen in Zorn, aber auch in Angst hervorfunkelten, denn sie hatte der Götter Rache angerufen und der Augenblick nahte, in dem sie sich erfüllen sollte.

„Maita um Deiner Seele willen, Mädchen, rette mich!" stöhnte Patoï und suchte sich auf das schlüpfrige Canoe hinauf zu schnellen. In dem Moment schoß wieder der eine feurige Strahl heran. Ein gellender, furchtbarer Schrei kreischte über die Fluth, die in demselben Augenblick gurgelte und aufschlug, daß sie mit ihren Gluthfunken das Meer ringsum erleuchtete — dann war Alles todtenstill. — Drüben, von dem Ufer Eimeo's her, über das Donnern der Brandung herüber, tönte noch aus weiter Ferne der muntere Trommelschlag und verrieth die Stelle, wo sich das junge Volk am Tanz vergnügte — und unter ihr? — Maita schauderte zusammen, als sie im Geist ihrem Opfer in die Tiefe folgte — aber es

war geschehen! Oro, der wilde Gott, hatte ihr Gebet erhört — er war mächtiger gewesen als der Gott der Bleichgesichter — fort von hier. Ein eisiges Gefühl umspannte ihr Herz, fast unwillkürlich senkte sich das Ruder wieder in die klare Fluth und über die Schreckensstelle hinweg glitt der Kahn, seine einsame, stille Bahn entlang.

Pato̅ï kehrte nie wieder nach Tahiti zurück. Die Missionäre forschten nach ihm — Niemand konnte ihnen Auskunft geben. Maita war allein zu ihrem Vater zurückgekehrt und am nächsten Morgen hatte die Seebrise Stücke eines zerschmetterten Canoes, das an den Riffen zerschellt sein mußte, an die Küste von Eimeo geworfen. — War er mit diesem verunglückt? Niemand wußte oder erfuhr es, und die Missionäre suchten nur sein junges Weib mit der Versicherung zu trösten, daß, was auch aus dem Körper geworden, seine Seele doch wenigstens gerettet wäre.

Die Privat-Lotterie.

In Memphis — nicht etwa in dem alten, zerstörten Aegyptischen, sondern in dem neuen, blühenden Amerikanischen — dicht am Ufer des Mississippi, aber auf der dort sehr hohen Uferbank, den sogenannten Bluff gebaut, gab Tom Scissors eine neue Zeitung heraus, den Memphis Advertiser, die aber, wir das bei neuen Zeitungen und alten Uhren sehr häufig geschieht — nicht recht gehen wollte.

Tom war ein liebenswürdiger, gescheuter Bursch, außerordentlich gewandt mit der Feder und dabei voll von humoristischen Einfällen, sobald er sich in lustiger Gesellschaft und hinter einem Glase Wein befand. Sowie er derartige Sachen aber zu Papier bringen wollte, gerieth er in eine Art von stylistischer Schnörkelei, die auch die besten Ideen und Einfälle abschwächte und langweilig machte und deshalb dem größeren Publikum unverdaulich blieb. Sein Advertiser

kam deshalb nicht in Gang und Schwung; die paar Abonnenten, die er hatte, zahlten ihm die Kosten nicht, und wenn er gleich durch Colportage noch Einiges absetzte, gerieth er doch sehr bald dermaßen in finanzielle Schwierigkeiten hinein, daß er sich schon überlegte, ob er mit einem strom- auf- oder stromabgehenden Dampfer durchbrennen solle, denn daß er überhaupt durchbrennen müsse, schien außer aller Frage.

Früher hatte er sich einmal um Hilfe an einen Freund gewandt, der in Vicksburg ebenfalls eine Zeitung redigirte und Richard Chalker hieß. Mit Geld konnte ihn dieser aber ebenfalls nicht unterstützen, machte ihm aber einen anderen Vorschlag, und zwar den, als Mitarbeiter in *seine* Zeitung einzutreten, da er fest überzeugt war, daß Scissors unter vernünftiger Leitung ein ganz brauchbarer Hilfsarbeiter sein würde, wenn er auch nicht im Stande war, selbstständig Etwas durchzuführen. Um das zu betreiben, fuhr er endlich, da die Correspondenz in's Stocken gerieth, selber nach Memphis hinauf und war ziemlich fest überzeugt, daß Scissors den Vorschlag annehmen würde, denn er sicherte ihm doch wenigstens vor der Hand einen Lebensunterhalt, und das Weitere fand sich später.

Chalker erreichte Memphis, stieg den etwas beschwerlichen Weg von der unteren Landung bis zum „Bluff" hinauf und betrat endlich das kleine, sehr bescheidene Holzhaus des Freundes, das eigentlich an der Front nur wie ein großes Anzeige-Schild aussah, den es enthielt auf weißem Grund mit schwarzen Riesenlettern die Ankündigung, daß dort der Memphis Advertiser nicht allein geschrieben, sondern auch gedruckt und ausgegeben würde und Annoncen durch ihn die „weiteste Verbreitung" fänden. Chalker blieb übrigens sehr erstaunt in der Thür stehen, denn er hatte natürlich erwartet, den armen Teufel in einer fast mehr als bedrängten Lage und sehr niedergeschlagen anzutreffen, und statt dessen saß Tom jetzt neben seinem Schreibpult an einem kleinen Tisch und frühstückte — und zwar nicht etwa ein Glas Wasser mit einem Stück trockenen Schiffsbiscuit dazu, wie er ihn das letzte Mal überraschte — sondern hinter einer Flasche Champagner, mit einer offenen Büchse Sardinen und einem delikat aussehenden Heringssalat, während ein kleiner Negerbursch eben mit einem Eimer voll Eisstücken in's „Comptoir" keuchte, um den Champagner darin kalt zu stellen.

„Chalker, alter Junge!" schrie Scissors, von

seinem Stuhl emporspringend, als er den Freund erkannte. „Nein, das ist wunderbar! Eben in dem Moment dachte ich mir, wenn Du jetzt ein Zauberer wärst, so würdest Du einen Kreis ziehen, eine richtige Beschwörung machen und Deinen Vicksburger Dick hierher citiren, und wie aus dem Boden heraufgewachsen stehst Du plötzlich auf der Schwelle. Hierher, old boy, hierher — da rück' Dir den Stuhl zum Tisch. Du, Sip, gieb noch ein Glas aus dem Schrank dort, und Messer, Gabel und Teller. So und nun trink erst einmal vor allen Dingen und stoß mit mir an: Es lebe die Intelligenz!"

„Höre einmal, Tom," sagte Chalker, der sich von seinem Erstaunen noch immer nicht erholen konnte. „Wenn wir in Californien wären, so würde ich die Sache ganz natürlich finden und glauben, Du wärst über irgend einen kürbisgroßen Goldklumpen gefallen, der Deine Umstände so mit einem Schlag verbesserte. Da aber, soviel ich weiß, in Tenessee noch keine Goldlager entdeckt sind, so muß ich Dir aufrichtig gestehen —"

„Du begreifst nicht, wie ich zu dem Champagner komme, heh?" lachte Tom — „hier stoß an, alter Junge, Du sollst Alles erfahren — Sip,

Du kannst jetzt verschwinden und — aber da kommt der Postbote, warte einen Augenblick, Dick — ich will nur ein halbes Dutzend Geldbriefe in Empfang nehmen, nachher darf uns Niemand stören, und wir frühstücken con amore."

Der Briefträger kam wirklich und brachte eine ganze Hand voll Briefe — sämmtlich mit Geld, die er quittiren mußte, nnd als er sie vor Dick auf den Tisch warf bemerkte dieser zu seinem Erstaunen, daß keiner weniger als 20 Dollars, manche aber auch 40 — einer sogar 100 enthielt, die Scissors mit einer nonchalance behandelte, als ob er von Jugend auf nichts Anderes gethan hätte, als derartige Werthbriefe in Empfang zu nehmen. Er brach sie nicht einmal auf, sondern warf sie nur in eine Schublade, und seinen Stuhl wieder zum Tisch rückend, rief er aus:

„So — und nun den Champagner, der sich indessen wird abgekühlt haben. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen."

„Und was arbeitest Du jetzt, wenn man fragen darf?"

„Geldbriefe quittiren," erwiederte Scissors mit der ruhigsten Miene von der Welt, indem er dem Freund den Schaumtrank in das Glas füllte —

„weiter Nichts, denn meine Zeitung besorgt mir jetzt ein junger Deutscher, den ich dafür engagirt habe."

„Nun löse mir aber auch einmal das Räthsel."

„Mit dem größten Vergnügen — ich begreife nur nicht, daß es für Dich ein Räthsel ist. Hast Du denn meine Annonce in dem Memphis Advertiser nicht gelesen, in welcher ich mich als junger Ehemann mit einem Vermögen von 10,000 Dollar selber ausgespielt habe."

„Ach, mach keinen Unsinn — der alte schlechte Witz. Du hast keine 10,000 Cent im Vermögen, und ich glaube sogar, auch noch nie gehabt."

„Hast Du es nicht gelesen?"

Gewiß hab' ich, und darüber gelacht. Bei Mangel an Stoff war es ein famoses Mittel, um den Raum auszufüllen."

„Mein lieber guter Freund," rief Tom, „da bist Du verwünscht auf dem Holzweg, denn es war mehr als das, und ich versichere Dir, es giebt gar nichts so Unsinniges in der Welt, wofür ich nicht eine Anzahl von Gläubigen gewinnen könnte."

„Höre, Tom, ich vermuthe, Du hast mehr Gläubiger als Gläubige."

„Früher ja, aber jetzt nicht mehr; doch hör'

mich nur weiter, denn hier war von keinem Unsinn die Rede, sondern von einer ganz bestimmten und wirklichen Geschäftssache, die ich — wenn ich aufrichtig sein will, eigentlich in einer Art von verzweifelter Laune entrirte, die aber bald so ernsthafte Dimensionen annahm, daß ich au einem Erfolg nicht mehr zweifeln konnte."

„Du willst mich zum Besten haben."

„Ich gebe Dir nachher die Beweise. Du erinnerst Dich doch, daß ich vor etwa zwei Monaten der einen Nummer des Advertiser meine Photographie beigab?"

„Ich habe sie allerdings bekommen, aber ich glaubte, Du hättest Dir nur einen Scherz mit mir gemacht. Du kannst sie doch nicht allen Nummern beigelegt haben."

„Bah, die Auslage war nicht so groß, denn der Advertiser erscheint — bei einem Absatz von 150 in einer Auflage von 250 Exemplaren. Ich machte einen Contrakt mit einem Photographen und ließ die eine Nummer in 500 Exemplaren abziehen. Die versandte ich geschickt, und der Erfolg zeigte sich als ein überraschender."

„Du willst mir doch nicht weiß machen, daß die Damenwelt angebissen hätte?"

„Hier ist von „weißmachen“ gar keine Rede, denn „Thatsachen sprechen.“ Du wirst mir nicht leugnen, daß ich ein hübscher Kerl bin.“

„Es hieße Dir das Letzte und Einzige absprechen, was Du noch hast,“ lachte Chalker — „Du siehst leidlich gut aus.“

„Well, das half,“ nickte Tom. „Ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß ich mir Anfangs von der ganzen Sache keinen Erfolg versprach. Ja, unter uns: die frevelhafte Idee stieg sogar in mir auf, doch möglicher Weise ein halbes Dutzend oder so auf den Leim gehen zu sehen und dadurch wenigstens ein kleines Capital in die Hand zu bekommen, mit dem ich eine Erholungsreise nach Mexico, Californien oder irgend einer anderen sehr schönen, aber sehr entfernten Gegend antreten konnte — aber die Sache kam anders. In den ersten acht Tagen wurde allerdings kein einziges Loos verlangt — ich hatte die Loose zu 15 Dollar angesetzt. Da fiel ich auf den glücklichen Gedanken, einrücken zu lassen, daß ich unter 20 Dollar kein Loos mehr abgeben könne, da sich die Anmeldungen zu sehr häuften, und von dem Augenblick an blühte mein Weizen.

„Schon an dem nämlichen Nachmittag bekam

ich aus hiesiger Stadt allein 21 Briefe mit einliegenden 20 Dollar-Noten — allerdings anonym und der Aufgabe, die Loose unter bestimmten Chiffern auf die Post zu legen. Das geschah. Ich hatte ausgeführt, daß ich durch diese Privat-Lotterie ein Capital von 10,000 Dollar zusammenbringen wolle — aber mit nur einem Gewinn, und daß die Glückliche, der das große Loos zufiel, damit nicht allein mich als treuen Gatten, sondern auch die 10,000 Dollar in Besitz nehmen solle. Ein guter Freund in New-York besorgte mir dabei, daß meine Photographie in einem vortrefflichen Holzschnitt in einem der dortigen illustrirten Blätter erschien, und wenn ich dadurch auch in New-York, das uns ein wenig zu fern liegt nur etwa 50 Loose absetzte, so zeigte sich der Erfolg hier in der Nachbarschaft, als jenes Blatt Verbreitung fand, doch ganz außerordentlich. Aus dem inneren Land häuften sich die Anmeldungen. Von Nashville besonders kam Brief über Brief, selbst von Little-Rock, und wie sich nun der Mississippi-Staat ebenfalls dem Unternehmen anschloß, war der Erfolg gesichert. Es kamen Briefe an mit Aufträgen auf 10 Loose — Zwischenhändler verlangten sogar gratis Loose — was ich aber mit Entrüstung zurückwies, und jetzt

habe ich sogar die Zahl von 500 Loosen schon überschreiten müssen und bin scharf in das sechste Hundert eingerückt, wodurch natürlich einige Champagnerflaschen frei wurden.“

„Und das soll ich Dir glauben?“

„Glauben?“ rief Scissors, indem er aufsprang und eine große Schublade öffnete, die in der That Nichts als Couverte von Geldbriefen enthielt — „da — hier hast Du den Beweis, wenn Dich der Champagner nicht schon überzeugt hat, daß ich jetzt über andere Mittel verfügen muß als früher, wo ich mir Morgens kaum getraute, ein Glas Brandy und Wasser zu trinken.“

Chalker blätterte kopfschüttelnd die Couverte durch, und diese ließen allerdings keinen Zweifel mehr.

„Sollte man es denn für möglich halten,“ rief er endlich, „daß es so viel verückte Wesen in der Welt geben könnte.“

„Bitte,“ rief Scissors lachend aus. „Wenn mein Bild einen guten Eindruck gemacht hat, so kannst Du diesen Damen, die allerdings manchmal sehr unorthographische Adressen schreiben — keinenfalls einen guten Geschmack absprechen, und

dann bedenke auch — steht nicht allein ein hübscher Mann, sondern auch ein Capital von 10,000 Dollarn mit auf dem Spiel, was also, bei nur einigermaßen vernünftiger Behandlung, eine gesicherte Lebensexistenz bietet? Die Sache ist an sich gar nicht etwa so unsinnig, wie sie vielleicht im ersten Augenblick erscheint, und daß die Amerikanerinnen praktischen Verstand haben, wird ihnen kein Mensch der Welt abstreiten können. Es ist schon für Viele schwierig, nur einen Mann zu bekommen, viel weniger denn gleich ein Vermögen mit in den Kauf, und was sind, bei einer solchen Aussicht, zwanzig Dollar. Sie können gar nicht in Betracht kommen."

„Und wann ist die Verloosung?"

„Du bist zur glücklichen Zeit gekommen," rief Scissors, „ich kann den schon zwei mal verzögerten Termin nicht länger hinausschieben, und in meiner heutigen Nummer wird der bestimmt festzuhaltende Tag der Verloosung angegeben — und der fällt auf den 1. December — heute haben wir schon den 22. November, also kaum noch acht Tage, die Du es Dir bei mir mußt gefallen lassen. Ich brauche überhaupt Deine Hilfe in verschiedenen Dingen."

„Und Du willst Dich wirklich und wahrhaftig ausloosen lassen, Tom?“

„Gar kein Zweifel.“

„Und hast Du Dir denn schon überlegt, was aus Dir wird, wenn Dich so ein recht alter Drachen gewinnt und Du dann moralisch verpflichtet bist, das heilige Band der Ehe mit ihm zu knüpfen.“

„Hm,“ sagte Tom schmunzelnd, „das habe ich mir allerdings überlegt, und in solcher Zeit schwankte dann die Schale mit den 10,000 Dollarn bedeutend. Wo aber das Glück zweier Menschen auf dem Spiele steht — ich meine mich und meine künftige Frau — da denk' ich, kann eine gelinde Nachhilfe auch eben nicht Sünde sein, und ich habe so einen kleinen Plan, bei welchem Du mir vielleicht von außerordentlichem Nutzen sein könntest.“

„Ich verstehe nicht was Du meinst.“

„Ich werde natürlich deutlicher reden müssen — aber bitte, nimm Dir eine Cigarre; die Kiste steht gleich hinter Dir — die Verloosung selber beabsichtige ich nämlich in Sawer's Hotel drüben abzuhalten, und Du kannst Dir etwa denken, daß es ein Festtag für ganz Memphis wird.“

„Wenn auch kein Festtag doch jedenfalls ein Feiertag,“ lachte Chalker, „denn neugierig werden

sie natürlich Alle sein, die Braut kennen zu lernen, oder wenigstens ihren Namen zu erfahren."

„Ja, das Komische ist nur das," sagte Scissors, „daß ich eine Menge Loose unter Chiffre ausgegeben habe und dann die Glückliche erst annonciren müßte — wenn wir es eben nicht so einrichten können, daß — wir sie hier im Ort haben."

„Das wird schwer sein," lächelte Chalker, „denn Fortuna ist eine sehr unzuverlässige Dame."

„Hm, ja — übrigens blind, und wenn man ihr dabei ein wenig unter die Arme greift?"

„Du willst falsches Spiel treiben?"

„Der Ausdruck ist zu hart. — Ich will einer bestimmten jungen Dame, auf die der Zufall doch jedenfalls auch das Loos werfen konnte, die gewinnende Nummer in die Hand zu spielen suchen, und da die Sache vollkommen privatim getrieben wird, denke ich mir es nicht so schwer."

„Und nennst Du das nachher eine Lotterie?"

„Bah — so viel für den Namen. Indem ich das Schicksal ein wenig controllire, bewahre ich vielleicht zwei Menschen — das heißt mich und irgend eine alte unangenehme Dame, vor bitterer Reue und Unglück. — Sie hat dann für ihre zwanzig Thaler eine Zeitlang die angenehme Auf-

regung, sich als Gewinnerin zu denken, und ich — habe eine hübsche Frau und 10,000 Dolar Capital —"

„Und wie willst Du's machen?"

„Der Negerjunge, den Du vorher gesehen hast, mein Sip, ist ein durchtriebener schlauer Bursch und mit allen Hunden gehetzt — der wird „als Waisenknabe" ziehen. Ich selber lese, in einer entfernten Ecke des Zimmers, um jeden Verdacht eines Betrugs unmöglich zu machen — die verschiedenen Nummern ab, wie sie mir in die Hand fallen — Sip wird durch ein schon mit ihm verabredetes Zeichen aufmerksam gemacht, und die nächste Nummer, die dann folgt, und zwar 325 — erhält mit lauter Stimme den Namen Thomas Scissors — dessen Zettel er schon die ganze Zeit versteckt im Aermel trägt."

„Und wenn es entdeckt wird?"

„Wer kann es beweisen?"

„Und wer ist Nr. 325?"

„Ein reizendes Wesen, sage ich Dir, ein wahrer Engel, die sich selber das Loos bei mir geholt hat und gar so lieb und verschämt aussah, als sie mir das Geld einhändigte."

„Und Du hast es von ihr genommen?"

„Lieber Freund, in Geldsachen hört — allen

bekannten Erfahrungen nach — die Gemüthlichkeit auf, und ich nahm es ja außerdem auch nur deshalb, um es ihr vielhundertfältig wieder zurück zu erstatten."

Chalker saß auf seinem Stuhl, rauchte, trank Champagner dazu und schüttelte unaufhörlich mit dem Kopf.

„Du kannst aber die Verloosung doch nicht etwa heimlich abmachen," sagte er endlich, „und nachher nur die betreffende Nummer in Deinem Blatt anzeigen."

„Gott bewahre — ich denke gar nicht daran," rief Scissors. „Wenn Du Dich auf die verschiedenen Ankündigungen besinnst, so mußt Du ja aus denen schon ersehen haben, daß die ganze Verloosung vollkommen öffentlich betrieben wird. Sämmtliche Interessenten werden feierlichst eingeladen, Theil an dem Actus zu nehmen — je mehr Menschen wir dabei haben, desto besser, denn desto öffentlicher wird dann gleich das Resultat und ein Widerspruch von vorn herein zur Unmöglichkeit. Glaube mir, Dick, ich habe mir das Alles reiflich überlegt, und Du kannst Dir doch wohl denken, daß ich in einer Sache, bei der Alles für mich auf dem Spiel steht, nicht so leicht einen dummen Streich machen werde."

„Na, wir wollen's hoffen," sagte Chalker — „ein Betrug bleibt's aber immer."

„Aber doch nicht für mich!" rief Scissors — „ich bekomme doch jedenfalls zu den 10,000 Dollarn, die ich schon habe, eine Frau,mit der ich das Capital theile, nicht war?"

„Allerdings —"

„Also ich thue weiter Nichts, als unbemerkt dem Schicksal die Hand zu führen, damit es nicht etwa blind und dann auch wahrscheinlich höchst ungeschickt in die Urne greift, sondern mir den Namen der Richtigen herauszieht. Wenn ich jetzt mit dem Gelde, ohne Frau, davon liefe, ja dann hättest Du Recht, dann wäre es ein Betrug, den ich nicht einmal vor mir selber verantworten möchte, aber so doch wahrhaftig nicht."

„Und lebt Deine Auserwählte hier in Memphis?"

„Nein. Sie muß irgendwo im inneren Land Hause sein und befand sich hier nur eine Zeitlang bei einer alten Tante zum Besuch. Ich habe mich aber, wie Du Dir wohl denken kannst und begreiflich finden wirst, gar nicht nach ihr erkundigen dürfen. Ich bin ihr sogar einmal, mit ihrer Tante, auf der Straße begegnet und habe

sie — Du wirst gewiß meine Zurückhaltung bewundern — nicht einmal gegrüßt. Mich kannte sie aber, denn als ich an ihr anscheinend gleichgültig vorüberging, merkte ich gut genug, daß sie bis hinter die Ohren roth wurde. Ich sage Dir, es ist ein himmlisches Mädchen."

Chalker lachte. — „Und jetzt ist sie nicht mehr hier?"

„Ich weiß es nicht — ich habe sie wenigstens seit 14 Tagen nicht mehr gesehen und kenne auch ihre Wohnung nur von außen — dicht neben der Bank in dem neuen Backsteinhaus. Es müssen außerdem wohlhabende Leute sein."

„Vielleicht eine arme Verwandte."

„Und wenn auch, was schadet es? Wir haben zusammen ein Capital, mit dem man hier in Amerika schon Etwas anfangen kann, und wenn wir das zusammenhalten, so müßte es mit dem Bösen zugehen oder ich bringe es noch zu etwas Bedeutendem in den Staaten. Jedenfalls denke ich die Zeitung gleich nach der Lotterie aufzugeben und meine advokatorische Praxis wieder aufzunehmen. Der Advertiser hat seine Schuldigkeit gethan — er kann gehen, wie jener Nigger in dem deutschen Drama sagt."

„Und Du willst hier in Memphis bleiben?"

„Gewiß. Hier bin ich durch die Lotterie bekannt geworden. Mein Name ist seit den letzten vier Wochen in Aller Mund, und ich mag jetzt anfangen, was ich will, ich muß reussiren."

„Und Du hast die 10,000 Dollar beisammen?"

„Ich sage Dir ja, ich bin — nach Bezahlung meiner sämmtlichen Schulden, schon im elften Tausend und somit ein gemachter Mann."

„All right then," rief Chalker, der als echter Yankee auch gerade nichts besonders Unrechtes in einer derartigen Täuschung sah. Die Sache war jedenfalls smart angelegt, die Hauptsache in allen Amerikanischen Unternehmen und das entschuldigte ebenso gut hölzerne Schinken und Muskatnüsse, wie Unterschiebung eines Looses in einer solchen Lotterie. Die weitere Unterredung mit dem Freund betraf auch von da ab nicht mehr die rechtliche Seite des Unternehmens, sondern nur die verschiedenen Mittel und Wege, um es geschickt durchzuführen, und darüber verständigten sie sich bald und leicht.

Es sind merkwürdigere Unternehmungen in Amerika in's Leben gerrufen und durchgeführt

worden, als die Ausloosung eines jungen hübschen Mannes, und die Sache an sich war nicht einmal neu. Aber das schadete Nichts, sie blieb jedenfalls piquant, und daß sich ganz Memphis dafür auf das Lebhafteste interessirte, läßt sich denken.

Wie der Tag heranrückte, machte denn auch der Wirth des Hotels, in welchem die Verloosung stattfinden sollte, die nöthigen Vorbereitungen, um dem Ganzen einen würdigen und zugleich freundlichen Anstrich zu geben. Das Hotel wurde von oben bis unten mit grünen Büschen besteckt, und der Saal besonders, in welchem dieselbe stattfinden sollte, auf das Geschmackvollste dekorirt. Scissors arrangirte das selber mit und baute vorzüglich an dem Platz, an welchem die verhängnißvolle, aber von ihm nicht mehr gefürchtete Urne aufgestellt werden sollte, eine ordentliche Laube von Buschwerk und tropischen Pflanzen auf, hinter welcher der kleine Negerjunge schon allein halb versteckt stand. Erst auch als Alles beendet und die Zeit auf Nachmittags halb zwei Uhr festgestellt war, da um ein Uhr noch die Post von Nashville eintraf, und diese möglich ankommender Theilhaber wegen, abgewartet werden mußte, verließ er das Hotel wieder, um mit Chalker in der unteren Stadt — dem sogenannten Memphis

below the bluff — sein Mittagsmahl zu verzehren. Er war oben in der Stadt zu viel geneckt worden und wollte dem leichtfertigen und übermüthigen jungen Volk etwas aus dem Wege gehen.

„Sage einmal, um was ich Dich schon immer die letzten Tage fragen wollte,“ meinte da Chalker indem sie zusammen den ziemlich steilen Fahrweg hinabschritten, „hast Du Deine Dulcinea noch nicht wiedergesehen?“

„Heute,“ rief Scissors, indem er den Arm des Freundes preßte — „vor kaum einer Stunde, als ich eben eigenhändig ein paar Blumentöpfe in das Hotel trug. — Sie ist da — sie ist bei Gott gekommen, und ich gebe Dir mein Wort, sie sah zum Anbeißen aus Es ist eines der hübschesten Mädchen in ganz Tenessee, und wenn sie nicht schon früher Gefallen an mir gefunden hätte, ohne daß ich selber etwas derartiges ahnte — so würde sie doch wahrhaftig kein Loos genommen haben, denn wenn es Eine im ganzen Staat nicht nöthig hat, auf solche Art unter die Haube zu kommen, so ist sie das gewiß.“

„Und wie heißt sie?“

„Ich glaube, sie heißt Mary Brown, ob-

gleich ihr Zuname nur Vermuthung ist. Ich hörte neulich von einer Miß Mary Brown, die in dem nämlichen Hause zum Besuch gewesen sein sollte, und den Namen Mary hat sie mir selber angegeben; weiter wollte sie mir aber Nichts sagen und meinte nur mit ihrer silberhellen lieben Stimme, ich solle ein Kreuz dahinter machen; das genüge vollkommen, um das Loos nachher zu constatiren, wenn — Du hättest sehen sollen, wie lieblich sie dabei erröthete — es wirklich gewönne."

„Nun," meinte Chalker, „auf den Namen kommt allerdings Nichts an, denn das Loos, oder vielmehr dessen Nummer entscheidet Alles. — Uebrigens ist das ein gutes Zeichen, daß Du sie wieder in Memphis gesehen hast, denn es beweist jedenfalls, daß sie ein reges Interesse an dem Erfolg nimmt — sie wäre sonst nicht dazu herüber gekommen. Hast Du sie gegrüßt?"

„Heute konnte ich mir nicht helfen," versicherte Scissors — „ich hätte beinah den einen Blumentopf fallen lassen. Sie kam mir auch zu unerwartet — sie bog gerade um eine Ecke, und wie ich sie vor mir und in ihr liebes herziges Gesicht sah, rief ich unwillkürlich aus: Wie geht's, Miß Mary — freue mich unendlich, daß Sie gekommen sind!"

„Und was sagte sie?"

„Gar Nichts. — Puterroth wurde sie, machte mir eine halbe Verbeugung und war dann wie der Blitz um die nächste Ecke verschwunden."

„Ich bin wirklich neugierig, sie zu sehen."

„Der Wunsch wird Dir erfüllt werden,' lachte Scissors, „denn wenn wir wieder hinaufkommen, finden wir sie jedenfalls im Saal. Mary fehlt nicht, darauf kannst Du Dich verlassen, oder meine ganze Menschenkenntniß wäre keinen halben Dollar werth."

„Du mußt sie mir jedenfalls zeigen," sagte Chalker, „damit ich mich in ihrer Nähe halten und die Wirkung beobachten kann, die das Resultat auf sie hervorbringt. Ich statte Dir nachher Bericht darüber ab."

„Verlaß Dich darauf — und nun komm, damit wir uns erst einmal zu der bevorstehenden Entwickelung stärken können. Ich habe großen Hunger und fast noch größeren Durst."

Die beiden jungen Leute säumten jetzt auch nicht lange, um ein passendes Lokal aufzusuchen, und vertieften sich dabei in eine Flasche Sherry dermaßen, daß Scissors fast die rechte Zeit verpaßt hätte, wenn Chalker nicht aufmerksamer ge-

wesen wäre. Pünktlich mußten sie aber oben eintreffen, das war das Wenigste, was das Publikum von ihnen verlangen konnte, und sie machten sich denn auch noch zur rechten Zeit auf den Weg, um mit dem Schlag halb zwei Uhr oben vor dem Hotel zu sein, wo sie indessen schon eine nicht unbedeutende Menschenmenge versammelt fanden.

In einer Nebenstube, die sich Scissors besonders reservirt, wartete Sip — oder Scipio, wie der Negerjunge eigentlich hieß — gehorsam auf seinen Herrn und bekam hier noch einmal genau seine Instruktionen wie das Versprechen eines Silber-Dollars, wenn er seine Sache gut mache, oder einer tüchtigen Tracht Prügel, wenn er die geringste Dummheit begehe. Der Junge war aber schlau genug, einzusehen, um was es sich hier eigentlich handele, und bedurfte eigentlich gar keiner weiteren Erklärungen. Er wußte selber, was und wie er es zu thun hatte, und jetzt sollte also die feierliche Handlung beginnen, denn das entschieden aus Damen bestehende Publikum begann schon ungeduldig zu werden.

Es war eine wunderliche Gesellschaft, die aber merkwürdiger Weise viel weniger aus jüngeren, als Damen „in einem gewissen Alter" bestand.

Scissors hatte übrigens die Vorsicht gebraucht, um unnöthige Neugierige fern zu halten — einen Cassirer an die Thür zu stellen, der Jedem den Eintritt verweigerte, der sich nicht — wie bei Generalversammlungen von Aktiengesellschaften — durch wenigstens eine Aktie — oder hier vielmehr ein Loos — ausweisen konnte, daß er bei der Verloosung persönlich interessirt war. Die Loose auf rosa Papier gedruckt, bildeten gewissermaßen die Entreekarten zu dieser Ehestandslotterie, und die Damen mußten sie vorzeigen.

Das nahm einige Zeit in Anspruch, denn anfangs sträubten sich dieselben hartnäckig gegen eine solche Maßregel, leugneten, daß sie selber bei der Sache interessirt wären, uud wollten nur hergekommen sein, um den Gang der Verhandlung zu überwachen, weil — eine nahe Verwandte oder Freundin von ihnen „aus Scherz" ein Loos genommen habe, und sie dieser nun Bericht über das Resultat abstatten müßten. Als das aber Nichts half und der Cassirer unerbittlich blieb, sich auch auf seine ganz bestimmten Instruktionen berief, brachten sie etwas empört über die undelikate Zumuthung, die versteckt gehaltenen Loose zum Vorschein und wurden dann natürlich eingelassen,

Dabei zeigte sich denn allerdings, daß Memphis selber ein ganz anständiges Contingent zu der Lotterie gestellt hatte, wenn man auch viel fremde Gesichter bemerkte, die von auswärts dazu eingetroffen sein mußen.

Scissors sah sich den Raum füllen, und das Herz klopfte ihm dabei fast fieberhaft in der Brust, denn noch immer war Mary nicht eingetroffen. Wenn er aber auch unter den Anwesenden manches jugendliche Gesicht entdeckte, so gehörte die große — sehr große Mehrzahl, doch unstreitig einem reiferen — oft sogar einem schon etwas zu reifen Alter an, um nicht allerhand Besorgnisse wach zu rufen, wenn Sip wirklich nicht der Bursche war, für den ihn sein Herr hielt, und nur irgend die geringste Dummheit machte. Aber das war wohl kaum zu fürchten; er wußte genau, was er zu thun hatte, und überdies ließ sich jetzt auch Nichts mehr an der Sache ändern. Die Kugel rollte, und sein Schicksal mußte sich jedenfalls in der nächsten Stunde entscheiden.

Chalker war indessen die Geschäftigkeit selber und bemühte sich besonders den Damen Stühle zu setzen und sie Alle auf festen Plätzen unterzubringen. Wenn man sie stehen ließ, wäre natürlich das Gedränge zu groß geworden.

Da öffnete sich plötzlich die Thür, und herein trat, von einer älteren Dame begleitet, ein so liebliches Wesen, wie sich Chalker nicht erinnerte je in seinem ganzen Leben gesehen zu haben. Sie konnte kaum achtzehn oder höchstens neunzehn Jahr zählen und blühte in Jugendfrische, mit ein paar Augen, die wirklich schwarzen Brillanten glichen. Und was für Haar das Mädchen hatte, und was für einen blüthenweißen Teint. Unwillkürlich suchte auch sein Blick Tom Scissors, und er sah im Moment, daß er sich nicht getäuscht, denn dieser war purpurroth geworden und schien die liebliche Gestalt mit den Blicken zu verschlingen. Das wäre allerdings das große Loos gewesen, selbst ohne die 10,000 Dollar, und Chalker konnte ihm wahrlich nicht verdenken, wenn er sich des Mädchens wegen eine „kleine Unregelmäßigkeit“ in den Verhandlungen zu Schulden kommen ließ. Er hätte es an seiner Stelle genau ebenso gemacht.

Aber die bestimmte Zeit war auch indessen abgelaufen, und Scissors durfte nicht mehr länger mit dem Beginn der Verloosung warten. Die ganze Sache erforderte indessen eine Einleitung, denn man konnte doch nicht gut, wie bei einer Lotterie um Geldgewinnste, einfach mit der

Ziehung der Loose beginnen; es wäre zu entsetzlich prosaisch gewesen und würde jedenfalls einen schlechten Eindruck auf die Versammelten gemacht haben. Scissors mußte sich deshalb entschließen dieselben anzureden, und er that es mit der ihm eigenen Würde, wenn auch heute mit einer an ihm nur sehr seltenen, ja fast nie wahrzunehmenden Befangenheit.

„Ladies!“ sagte er — „eine ganz eigenthümliche Feier hat uns heute hier zusammengeführt, und wenn ich schon früher mit der größten Freudigkeit mein Blut vergossen hätte, um gegen Jeden, der frech oder wahnsinnig genug gewesen wäre, das Gegentheil zu behaupten, den Beweis aufrecht zu halten, daß die Amerikanischen Damen die liebenswürdigsten, edelmüthigsten und theilnahmvollsten Wesen der ganzen Schöpfung sind, so hat mich der heutige Tag natürlich nur in meiner Ueberzeugung auf das Nachdrücklichste bestärkt, und ich kann wohl sagen, daß ich mich glücklich — überglücklich fühle in diesem — in diesem ausgewählten Kreis zu stehen —“

Damit stak er fest, denn sein Blick fiel auf Mary, und er suchte umsonst eine Weile nach einem Faden, um wieder anzuknüpfen. Uebrigens

schien es nicht wahrscheinlich, daß er die Fassung verlieren würde, denn ein Amerikanischer Zeitungs-redakteur muß oft weit stärkeren Feuern begegnen. Es dauerte deshalb auch gar nicht lange, als er fortfuhr:

„Entschuldigen Sie, meine verehrten Damen, wenn mich für einen Moment nur mein Gefühl bewältigen konnte. Sie werden mir aber zugestehen, daß gerade diese Stunde, für mich wenigstens, von der höchsten Entscheidung und Wichtigkeit ist, und es dabei sicher gerechtfertigt finden, wenn ich ihr nicht gleichgültig entgegengehe. — Erlauben Sie mir jetzt auf das Geschäftliche der Sache — was sich leider nicht vermeiden läßt, obgleich die edelsten Interessen der Menschheit dabei in's Spiel kommen, — einzugehen. Es ist eben nothwendig, damit Sie den Mechanismus kennen lernen, der hier die eherne Hand des Schicksals vertreten soll."

„Eine wahre Seele von einem Menschen," sagte eine der älteren Damen zu ihrer Nachbarin — „er verdient gewiß, daß er glücklich wird."

„Wenn ihm nur kein Unglück passirt," erwiederte die Freundin, die darunter jedenfalls verstand: „Wenn er Dich nur nicht zu Frau be-

kommt" — dem Gedanken aber doch keinen deutlicheren Ausdruck geben mochte.

„Der liebe Gott verhüt' es, stimmte die Nachbarin ein, ganz der nämlichen Idee, nur natürlich nach anderer Seite hin folgend. Aber die Unterhaltung mußte abgebrochen werden, denn Scissors, der sich mit seinem Taschentuch die Stirn abgetrocknet hatte, fuhr wieder laut fort:

„Sehen Sie hier, meine verehrten Damen: in dieser Schaale liegen die verschiedenen Nummern zusammengerollt. Ich werde dann Eine von Ihnen ersuchen, sie durcheinander zu mischen, damit auch der leiseste Verdacht entfernt wird, als ob ich willkürlich ein bestimmtes Loos herausgesucht haben könnte — dort drüben in der anderen Ecke steht ein armer schwarzer Waisenknabe, der nicht einmal lesen kann. Er wird langsam — eins nach dem anderen — ein Papier herausnehmen und diesem Herrn da — ein Freund von mir, Mr. Chalker — entschuldigen Sie, daß ich ihn nicht früher vorgestellt habe, einhändigen, und zwei von Ihnen bitte ich an seine Seite zu treten und die Zettel mit zu controlliren. Sip, der Neger, zieht also einen Zettel und überreicht ihn an Mr. Chalker — der ihn aber noch nicht entfaltet, bis ich die dazu

gehörige Nummer abgelesen habe. Dann breitet er ihn auseinander und sieht, von den beiden Ladies dabei controllirt, ob er leer und weiß ist, oder meinen dort dazwischen gemischten Namen enthält. Die Eigenthümerin des Looses, welches die mit meinem Namen zugleich gezogene Nummer trägt, ist bestimmt, mich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen. Glauben Sie, meine Damen, daß auf solche Art und Weise Alles fair — Alles rechtlich und in der Ordnung vorgehen muß und dem Zufall — wenn wir in dieser Angelegenheit einen Zufall wollen gelten lassen — jeder mögliche Spielraum geboten ist?"

„Ja — Alles fair — so ist's recht — so hab' ich es mir auch gedacht," rief es von verschiedenen Seiten und Scissors fuhr — um zu keiner weiteren Einrede Gelegenheit zu geben, rasch fort:

„Dann Sip, mein Bursche, nimm Deinen Platz ein. Wenn Du Deine Sache brav machst, wirst Du eine gute Belohnung und morgen einen freien Tag bekommen. Meine Damen, ich bitte nur noch für einen Moment um Ihre Geduld — die Sache ist zu feierlich, um sie mit profanen Gedanken beginnen zu können." Dabei drückte er auf eine kleine Glocke, und fast unmittelbar

danach setzte plötzlich in einem Nebenzimmer ein dort hinter der Thür verstecktes Musikchor mit einem Choral ein, den es langsam und feierlich durchspielte, während Einige der älteren Damen die Hände falteten, als ob sie in der Kirche wären.

So lange der Choral dauerte, war natürlich eine Unterhaltung nicht denkbar; es würde Niemand gewagt haben, die überdies nur leise getragene Musik selbst durch ein geflüstertes Wort zu unterbrechen, und wie er geendet hatte, trat Scissors wieder vor und zur Schaale und sagte freundlich zu der ihm nächsten Dame:

„Dürfte ich Sie bitten, diese Nummern durcheinander zu mischen? Ich kann mein Geschick," setzte er artig hinzu — „keinen schöneren Händen überlassen."

Die Dame, die etwas hoch in den Zwanzigern oder eine angehende Dreißigern sein mochte, erröthete lebhaft, willfahrte aber augenblicklich der Bitte, und nachdem sie gewissenhaft alle die Nummern, die bis dahin unten gelegen, nach oben gebracht, trat sie von der Schüssel zurück und nahm ihren Platz wieder ein.

Scissors prangte, obgleich die Damen keineswegs geputzt oder in Balltoilette erschienen waren,

im höchsten Staat. Er trug einen tadellos schwarzen und zu diesem Tag erst besonders gefertigten Anzug, weiße Weste und Halstuch, weiße Glacéehandschuh und eine Tuchnadel mit einem echt böhmischen Stein, ebenso zwei große Ringe an den Fingern, im Frack aber, an der Stelle, wo bei anderen Menschen der Orden sitzt, eine Rosenknospe. — Sinnige Anspielung auf das sich heute Entwickelnde, wenn auch die Knospe nicht für sämmtliche Damen gepaßt hätte.

Jetzt kam der große Moment.

„Sip! Beginne, mein Junge," sagte Scissors. — „Mr. Chalker, ich ersuche Sie freundlich, die Zettel genau anzusehen, damit wir einen nachher jedenfalls sehr peinlichen Irrthum vermeiden. Die beiden Damen an Ihrer Seite mache ich besonders darauf aufmerksam, und Ihnen, mein liebes Fräulein," wandte er sich dann wieder zu der ihm Nächsten, die auch die Loose durcheinander gemischt hatte, „werde ich nachher jedes Mal die Nummer reichen, damit Sie dieselbe ebenfalls noch einmal laut lesen, und ein Irrthum zur Unmöglichkeit wird."

Sip nahm einen Zettel heraus und reichte ihn Mr. Chalker. Dieser hielt ihn so, daß ihn Jeder sehen konnte, in der Hand, dann griff Mr.

Scissors selber eine Nummer, entfaltete sie, indem er beide Arme weit vom Körper hielt, mit spitzen Fingern und las sie ab:

„Nr. 17!"

„Blank!" sagte Mr. Chalker, indem er das Blatt öffnete, betrachtete, umdrehte und dann den beiden Damen zeigte. Es war in der That nur ein weißes Stück Papier.

Indessen hatte Sip schon ein anderes aus der Urne genommen und überreicht. Mr. Scissors las:

„Nr. 37 —"

Es war wieder Nichts. —

Nr. 140, Nr. 6, Nr. 42, Nr. 250, Nr. 315, Nr. 530, Nr. 2, Nr. 97 und zahllose andere gingen auf die nämliche monotone Weise durch, und so aufmerksam die Damen im Anfang die ganze Manipulation beobachtet und bewacht hatten, so fingen sie doch jetzt nachdem eine halbe, ja drei Viertel-Stunden auf solche Art langsam verlaufen waren, an, etwas zu erschlaffen.

Das war Alles, auf was Scissors gewartet hatte, und wenn ihm auch das Herz klopfte, als ob es ihm die etwas sehr angespannte Weste sprengen wollte, so bezwang er sich doch wacker und behielt die ruhige, eintönige Weise des

Vortrags bei, bis er selber den Augenblick für geeignet hielt.

„Sip, mein Junge," sagte er ruhig, ohne aber nach dem Negerknaben hinüber zu sehen — „schlaf mir nicht ein."

Das war das zwischen Beiden verabredete Zeichen. —

„No, Massa," sagte der Knabe und nahm wieder einen Zettel aus der Urne, den er Mr. Chalker hinhielt. Dieser behandelte ihn ebenso wie die Uebrigen, und Scissors entfaltete jetzt ein Billet, von welchem ab er, so gleichförmig als früher, die Zahl las:

„Nr. 325!"

Damit reichte er den Zettel seiner Nachbarin als Chalker in Extase ausrief:

„Das ist die Glückliche. Meine Damen auf diesem Zettel steht Mr. Scissors' Name. — Ueberzeugen Sie sich selber."

Die Damen rissen ihm den Zettel fast aus der Hand, zugleich aber wandte sich die Aufmerksamkeit der Versammelten nach dem mehr entlegenen Theil des Zimmers, denn dort stieß Jemand einen schwachen Schrei aus, und allem Anschein nach mußte auch der Jemand ohnmächtig gewor-

den sein, denn es wurde ängstlich nach einem Glase Wasser gerufen.

„Wasser, Sip! Wasser! schnell!“ schrie Scissors in furchtbarster Aufregung. — Das Los hat entschieden, und Sip stürzte sich ordentlich durch die bauschigen Gewande hindurch, um dem Befehl Folge zu leisten. Chalker indessen, der, soweit das irgend anging, das schöne Mädchen nicht aus den Augen gelassen hatte, sah, daß sie, als der Schrei ausgestoßen wurde, noch aufrecht stand und aufmerksam zuhörte. Jetzt war ihre Gestalt aber verschwunden. Der glückliche Scissors — er hatte wahrhaftig das große Loos gezogen, und fast hätte er ihn darum beneiden können, wenn er nämlich nicht selber verheirathet gewesen wäre.

„Die hat die Nummer!“ riefen aber die übrigen Damen sehr enttäuscht aus, denn sie wußten recht gut, daß sie unter ähnlichen Umständen auch genau so gehandelt hätten. Es konnte auch kaum anders sein, und wie Sip mit dem Wasser zurückkehrte — während draußen, aber diesmal auf Chalker's vorherige Anordnung, der Choral noch einmal begann — eilte jetzt Scissors, so rasch ihn seine Füße trugen, der Stelle zu, wo die Ohnmächtige noch unter dem Schutz der

übrigen Damen lag. Jetzt durfte er ihr ja auch beispringen, ohne daß er durch zu große Eilfertigkeit Verdacht erregt hätte — jetzt war es sogar seine Pflicht und Schuldigkeit, und wie er nun den etwas wirren Damenknäuel durchbrach — denn sie Alle mußten ja jetzt natürlich wissen, wer die Glückliche sei, rief er mit vor Leidenschaft bebender Stimme aus:

„Wer ist es — oh bitte, lassen Sie mich zu ihr, daß ich ihr Hilfe bringen kann. — Mein liebes — liebes Fräulein —"

Das Wort blieb ihm auf der Zunge sitzen, denn vor ihm, aufgerichtet, stand Mary, und nach dem Glas greifend, sagte sie freundlich:

„Oh, wie danke ich Ihnen — aber es hat Nichts zu sagen; meine Tante wird sich gleich wieder erholen. Sie kommt schon wieder zu sich."

Wenn in dem Augenblick ein Bär aus den gegenüberliegenden Sümpfen von Arkansas zu Scissors gekommen wäre und hätte zu ihm gesagt: „Nun, mein lieber Tom, wie geht's, alter Junge," — so hätte er kaum tödtlicher erschrocken sein können, als in diesem Augenblick. — „Meinte Tante wird sich gleich wieder erholen." — Hohngelächter der

Hölle! Aeffte ihn denn ein tückischer Geist, oder — noch eine Hoffnung gab es — war die Tante nur ohnmächtig geworden, weil die Nichte den Gewinn gezogen hatte?

„Mein — liebes — Fräulein,“ — stammelte er — „ich weiß nicht — darf ich mich eines so unverhofften — eines so unerhörten Glückes freuen, daß Sie — ich wage den Gedanken kaum auszudenken — daß Sie wirklich —“

„Ja,“ nickte das junge Mädchen freundlich, — aber ein verschmitztes Lächeln spielte doch um ihre Lippen — „meine Tante war so glücklich. Sie hat die Nummer 325.“ —

Scissors fühlte, wie ihm die Kniee locker wurden. Die leiseste Berührung jetzt in den Kniekehlen, und er wäre zusammengeknickt wie ein Taschenmesser.

„Ihre Frau Tante?“ stöhnte er. —

„Si wahr nie verheirathet,“ sagte die Nichte, und wieder zuckte es ihr über das liebe Gesicht wie Sonnenschein über einen murmelnden Bach, aber Scissors konnte keine Luft bekommen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, sein Kopf brannte, als ob er ihn in einen Ofen gehalten hätte. Er stotterte eine Entschuldigung — er wußte selber

kaum was — er mußte einen Augenblick an die frische Luft — nur wenige Minuten, um wieder einmal frisch Athem zu schöpfen und womöglich einen Schluck Brandy zu trinken. — Was kümmerte ihn jetzt die Ohnmächtige. Er drehte sich ab, schwankte durch die Damen durch, und Chalker's Arm dort ergreifend, zog er ihn in blanker Verzweiflung mit zur Thür hinaus, wo der verwünschte Choral noch immer seinen Lobgesang ertönen ließ.

„Ist sie's?" flüsterte ihm dieser zu, als sie mitsammen das Zimmer verließen, — „ging Alles glücklich?"

„Die Tante ist's," stöhnte da Scissors, und Chalker — da er ja die Tante nicht zu heirathen brauchte, platzte gerade heraus mit Lachen.

„Schäm' Dich, Chalker," rief aber Tom empört — „ist das Freundschaft, während mir selber —"

„Aber, bester Tom, ich lache ja nur über den Choral, der so vortrefflich jetzt zu Deinem Zustand paßt," rief Chalker — „also die Tante. Alle Wetter, da darf man Dir viel Glück wünschen, denn Du wirst es nothwendig brauchen."

„Ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf," flüsterte Tom.

„Du bist ein Esel,“ flüsterte Chalker zurück. „Vor allen Dingen wissen wir noch gar nicht einmal, ob Alles in Ordnung ist. Sie kann sich verlesen, kann das Billet verloren, verkauft oder verschenkt haben und tausend andere Möglichkeiten mehr.“

„Hallo Scissors, alter Junge!“ jubelten ihm unten an der Treppe ein paar Stimmen entgegen, die ihn von da aus erkannt haben mußten und, da man sie nicht in den Saal gelassen, hier das Resultat erwarten wollten, um nachher mit dem alten Bekannten eine richtige Spree — d. h. einen Kneip-Abend zu feiern, „ist die Geschichte vorüber? — Nun, wie war's? Alles glücklich abgelaufen?“

„Ich komme gleich hinunter,“ rief Scissors, der um Alles in der Welt jetzt ein Zusammentreffen mit dem schadenfrohen Volk vermeiden mußte. — „Wartet nur noch einen Augenblick,“ und Chalker's Arm ergreifend, zog er ihn mit sich in den Saal und unter den Schutz des Billeteurs zurück.

Chalker hatte Recht. Zuerst war es nöthig, daß sie mit kaltem Blut den Thatbestand untersuchten; dann erst ließ sich bestimmen, was weiter zu thun sei. Ueberdies fiel ihm jetzt ja auch ein,

daß Mary ein Billet haben mußte, denn sonst wäre sie von dem Billeteur gar nicht in den Saal gelassen, und daß er ihr die Nummer 325 gegeben, darauf hätte er einen körperlichen Eid ablegen wollen. Er war seiner Sache darin zu gewiß. Chalker versprach dem Freund übrigens, vor der Hand als „Unparteiischer" die Untersuchung des Resultates anzustellen. Er konnte das auch am leichtesten und rücksichtslosesten thun, und darüber einig, betraten die Herren den Saal wieder, in welchem noch immer ziemliche Aufregung herrschte.

Die Ohnmächtige — wenn sie überhaupt ohnmächtig gewesen — war allerdings wieder zur Besinnung gekommen, saß aber noch immer, als zu schwach und „zu aufgeregt durch das Ereigniß" — von ihren Freundinnen umgeben, auf einem Stuhl und schlug verschämt die Augen nieder, als sie Scissors mit dem Freund zurückkehren sah. Chalker aber nahm ohne Weiteres das Wort, und sich mit einer eleganten Bewegung gegen die Damen wendend, sagte er:

„Ladies, die Entscheidung, wegen welcher wir heute hier versammelt waren, ist gefallen, und zwar auf die Nummer 325. Ein kleiner Zwischenvorfall, der die Sitzung unterbrach und sie für

einen Moment störte, scheint erledigt zu sein. Jene ältere Dame, wahrscheinlich durch die Hitze des Saales ohnmächtig geworden, hat sich wieder erholt, und ich ersuche Sie nun, mir zu sagen, ob Eine der verehrten hier Anwesenden die fragliche Nummer in Besitz hat, oder ob wir deshalb vielleicht in den Listen —"

Er kam nicht weiter, denn darauf schien nur die ganze Gesellschaft gewartet zu haben. Fast wie aus einem Munde riefen die Schönen:

„Sie hat sie ja — Miß Croß hat die Nummer. So zeigen Sie sie doch heraus, Miß Croß!"

„Ach, Sie entschuldigen mich wohl einen Augenblick, meine Damen," sagte die also angeredete, ja man könnte sagen angeschrieene Miß Croß, „die Ueberraschung war zu groß; ich fühle mich noch so schwach — so betäubt von dem Ganzen."

Chalker hatte sie sich indessen genau betrachtet und konnte wahrlich den Freund um dies große Loos nicht beneiden. Es war eine ziemlich lange, hagere Gestalt, jedenfalls hoch in den Dreißigen. Beim Sprechen hielt sie auch die dünnen Lippen fest zusammen, was auf sehr schlechte Zähne schließen ließ. Daß sie auf dem linken Auge schielte, trug ebenfalls nicht dazu bei, sie zu verschönen. Und

was für einen frommen Zug sie dabei um den Mund hatte; die Wangen lagen ganz glatt, und das Kinn hing, wie in ewiger Zerknirschung, tief herunter.

Noch blieb eine Hoffnung, wenn auch allerdings eine sehr schwache — es war der übliche Strohhalm des Ertrinkenden.

„Mr. Scissors, dürfte ich Sie vielleicht einmal ersuchen, die Liste nachzusehen und darauf den jener Nummer beigegebenen Namen zu vergleichen.“

Scissors fuhr in die Brusttasche, als ob sein Leben von seiner Schnelligkeit abhinge; die Nummer war auch augenblicklich gefunden; wie unzählige Male hatte er sie ja schon betrachtet und den Augenblick, wo sie gezogen werden würde, herbeigesehnt. — Jetzt *war* sie gezogen.

„Nummer 325,“ las er ab — „Miß Mary — ich glaube,“ stammelte er dabei, indem sein Blick umherflog und er tief erröthend die unfern von ihm stehende junge Dame entdeckte — „es war — es war jenes Fräulein, welches so gütig gewesen ist, das Loos bei mir zu nehmen. *Ihr* Name ist Miß Mary, nicht war?“

„Ja,“ sagte das junge Mädchen erröthend —

„aber Miß Croß heißt ebenfalls Mary, und das Kreuz, was Sie hinter ihrem Namen finden werden, deutet ebenfalls das Croß (Kreuz) an. Ich habe das Billet damals im Auftrag meiner Tante selber bei dem Herrn geholt und glaube demnach, daß Alles in Ordnung ist.“

„Aber die Nummern, mein liebes Fräulein,“ sagte Chalker, während Scissors völlig vernichtet daneben stand, „gelten, so viel ich weiß, nur für die Damen, auf welche sie eingetragen sind.

„Ich sage Ihnen ja, mein Herr, daß Mary Croß der Name meiner Tante ist. Außerdem könnte Niemanden das Recht bestritten werden, ein Loos zu verschenken oder auf eine andere Dame zu übertragen, und außerdem,“ setzte sie wieder mit demselben Lächeln, das über ihr ganzes Gesicht blitzte und zuckte, hinzu, „würde ich nicht einmal von diesem großen Glück Gebrauch machen können, da ich schon seit drei Monaten mit Mr. Owens, dem Staatsanwalt, verlobt bin, und unsere Hochzeit wahrscheinlich in nächster Woche stattfindeu wird.

„Mord!“ stöhnte Scissors innerlich.

„Und hier ist das Loos,“ sagte dabei Miß Croß, die sich indessen soweit gesammelt hatte, um allen Anforderungen an sie genügen zu können.

„Ich glaube, daß ich mich in meinem unstreitbaren Recht befinde," setzte sie mit Würde und einem vorwurfsvollen, aber doch sanften Blick auf Scissors hinzu.

„Und welche Nummer haben Sie selber, mein liebes Fräulein," wandte sich Chalker noch mit einem letzten verzweifelten Versuch an die junge Dame, „denn soviel ich weiß, dienten gerade die Loose zu Eintrittskarten."

„Allerdings," lächelte Mary, „aber eine hier gegenwärtige Dame, deren Name Nichts zur Sache thut, hatte deren zwei und borgte mir eins, um in der Nähe meiner Tante zu bleiben. Ueberdies interessirte mich die Verhandlung, und ich wünschte das Resultat zu erfahren. Außerdem," setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu — war gerade die Nummer, die mich eingeführt, sonderbarer Weise die erste, die gezogen wurde — Nr. „17."

„Mord!" stöhnte Scissors noch einmal, aber an der Sache war in der That Nichts weiter zu thun; ja, er mußte sich mit allen Kräften zusammennehmen, um nicht etwa zu verrathen, wie getäuscht er sich sah, und welche anderen Hoffnungen er gehegt hatte. Schon jetzt flüsterten die Damen in sehr verdächtiger Weise mit einander, und wurde etwas Derartiges laut, daß er durch willkürliche

Mittel den Gewinn absichtlich auf diese Nummer gebracht und sich dabei so geirrt habe, so war er verloren. Bewiesen konnte ihm freilich Nichts werden, aber der Spott von ganz Memphis hätte ihn ja bis an sein Lebensende erbarmungslos verfolgt, und dem durfte er sich wahrhaftig nicht aussetzen. Es galt also jetzt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und was er dann weiter thun würde. — Er wußte es selber noch nicht, aber in seinem Kopf arbeitete es wie in einem Hammerwerk. Er wußte dabei auch wohl, was er jetzt sprechen müsse, hörte aber selber seine eigenen Worte kaum und ging durch die jetzt nöthigen Formeln wie eine Art von Maschine, die nicht durch eigenen Willen, sondern äußere Kraft in Bewegung gesetzt wird.

„Meine verehrten Damen," sagte er, „nach den vorliegenden Thatsachen, welche keinen Zweifel mehr zulassen, stellt es sich fest, daß die beabsichtigte und ausgeschriebene Verloosung in vollkommen gültiger Weise erledigt und der ausgesetzte Gewinn auf die Nummer 325 gefallen ist. Miß Croß ist, wie sie sich vollständig ausgewiesen hat, Eigenthümerin und rechtliche Besitzerin dieser Nummer, und da mir meine Bescheidenheit verbietet, ihr hier, vor so zahlreicher Gesellschaft, Glück dazu zu wün-

schen, so wird mir die Dame sicherlich erlauben, ihr morgen früh meine Aufwartung zu machen und das weitere Geschäftliche mit ihr zu regeln.

„Es würde mir eine Freude sein,“ sagte Miß Croß, die sich indessen vollständig gesammelt zu haben schien, „die Angelegenheit schon heute mit Ihnen regeln zu können.“

„Mein werthes Fräulein,“ parirte aber Scissors den Stoß, der direkt auf sein Herz geführt war — „ich würde unverantwortlich handeln, wollte ich heute schon — nachdem wir eben Zeuge der sehr natürlichen Nervenaufregung waren, welche Sie überkam, eine so wichtige Sache vornehmen. Ueberdies ist es schon spät geworden, und ich selber bin genöthigt, noch vorher eine Menge von Papieren durchzusehen und zu ordnen. Aber morgen früh um zehn Uhr, wenn Ihnen die Stunde nicht zu früh ist, erlaube ich mir, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Ich werde auch die ganze Nacht arbeiten, um alles Nothwendige vorher zu erledigen, und ich bin dann überzeugt, daß wir in einer halben Stunde zu dem nöthigen Verständniß gelangen, und — von keiner Seite Schwierigkeiten werden erhoben werden.“

Die Dame schien damit nicht recht einverstanden.

Ihre Nerven waren wohl gar nicht so schwach, wie sie sich heute gezeigt, aber sie fühlte auch dabei, daß sie keine zu große Ungeduld verrathen dürfe, denn ihre Nachbarinnen rings umher fingen schon wieder an mitsammen zu zischeln, und deren bösen Zungen durfte sie keine Blöße bieten.

„Ich bin vollkommen damit einverstanden, was der Gentleman sagt, erwiederte sie auch deshalb mit Würde. „Die Damen hier sind sämmtZeuginnen, daß er die Berechtigung der mir durch das Loos zugefallenen Ansprüche anerkannt hat. Alles Weitere kann recht gut morgen früh um 10 Uhr, wo ich den Herrn erwarten werde, seine Erledigung finden. — Komm, Mary,“ und ihrer Nichte Arm ergreifend, verließ sie mit ihr, huldvoll dabei nach rechts und links grüßend und stolz wie eine Königin, den Saal.

Natürlich löste sich damit die Versammlung von selber auf, die nach der Entfernung der „Braut“ kein weiteres Interesse mehr bieten konnte. — Scissors selber war es, als ob die Wände des Hauses über ihm zusammenbrechen müßten — er sehnte sich hinaus in's Freie, und Chalker's Arm ergreifend, machte er den Damen eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und eilte, so rasch er

konnte, mit dem Freund die Treppe hinunter, um das Hotel womöglich unbemerkt zu verlassen. Aber darin hatte er sich getäuscht.

Unten an der Bar und in sämmtlichen Parterre-Räumen wimmelte es heute von Gästen, und daß die sich nicht würden an der Nase herum führen lassen, hätte er sich vorher denken können. Diese versäumten natürlich auch nicht, einen Spion im Saal selber aufzustellen — und zwar das Hausmädchen, der auf die Seele gebunden wurde, genau aufzupassen, ob das Loos auf eine der im Saal befindlichen Damen gefallen wäre, und dann auf welche. Sobald das constatirt worden, sollte sie augenblicklich wieder hinunter kommen und Bericht abstatten. Der an der Thür aufgestellte Cassirer wurde dann mit einem Dollar und einem Glas Brandy hot bestochen, das Mädchen einzulassen, und als sie endlich das Resultat unten meldete, brach ein Jubel in den Lokalitäten aus, als ob eine Bande von Indianern losgelassen wäre und sich in ihrem Kriegsgeheul übte.

Miß Mary Croß — die ganze Stadt kannte sie und kannte Scissors, und ein ungleicheres Paar hätte man nicht auftreiben können, und wenn man sämmtliche Staaten danach absuchte. — „Armer

Scissors," lauteten allerdings einzelne Ausrufe, im Ganzen gewann aber doch das Komische der Situation die Oberhand, und hatte er es denn überhaupt auch anders haben wollen? Die Chancen einer solchen Ausloosung mußte er schon vorher überdacht haben, der Einsatz befand sich überdies in seinen Händen, und er durfte sich wahrhaftig nicht beklagen.

Jetzt wurden aber auch Posten ausgestellt, damit Niemand heimlich das Hotel verlassen konnte, und das Mädchen selber blieb oben an der Treppe, um gleich zu melden, wenn die Braut erscheinen würde. Daß sie oben ohnmächtig geworden war, wußte man ja natürlich auch schon. Jetzt kam sie — sie war überdies unverantwortlich lange geblieben, und das junge Volk drängte sich hinaus auf den Vorsaal, wo sie eine Gasse bildeten und die Dame ordentlich Spießruthen laufen ließen. Miß Croß durfte auch in der That von Glück sagen, daß sie die junge wunderhübsche Miß Mary bei sich hatte, der spöttischen Bemerkungen wäre sonst gewiß kein Ende gewesen. So aber scheuten sich die Leute doch irgend Etwas zu äußern, was ihre Begleiterin vielleicht unangenehm berühren konnte. Nur ein Paar konnten sich den Genuß

nicht versagen, wenigstens ein paar Fragen an die Braut zu richten.

„Doch wieder vollkommen wohl, Miß Croß?“ — „Hoffe, der Unfall hatte keine weiteren Folgen!“ — „Herzlichen Glückwunsch zu der unverhofften Freude, Miß Croß.“ — „Wie blühend Sie aussehen!“

Ehrfurchtsvoll wurde dabei die junge Dame von Allen gegrüßt, was sie auch freundlich, nach allen Seiten dankend, erwiderte. Miß Croß selber schien sich aber auf keine weiteren Erklärungen einlassen zu wollen. Den Spott, der in den theilnehmenden Fragen lag, fühlte sie recht gut, hielt sich aber für viel zu vornehm, um ihn zu beachten oder den Fragern noch weitere Gelegenheit durch eine Antwort zu geben. Nur etwas rascher schritt sie aus, und zwar mit hochgehobenem Kopf durch die Versammelten hin, bis sie die Hausthür erreichte, und auf der Straße wußte sie dann recht gut, daß sie von Niemand weiter belästigt werden durfte.

Jetzt galt es nur noch den glücklichen Bräutigam abzufassen, und daß der nicht herunter kommen würde, wenn er sie dort Alle versammelt sah, wußten sie aus Erfahrung. Der ganze Hausflur wurde deshalb geräumt; Niemand durfte sich

dort mehr zeigen, und nur der Kellner wurde mit einem Gong oder Chinesischen Tamtam hinter eine versteckt liegende und halbgeöffnete Thür postirt, wo er auf der Lauer bleiben mußte, bis Scissors die unteren Stufen der Treppe erreichte. Dann sollte er einen Schlag geben, der auf diesem Instrument durch das ganze Haus dröhnte, und das war das verabredete Zeichen, auf welches Alle hervorstürzen wollten. Selbst vor die Hausthür hatten sich Einige gestellt, um ihn zu verhindern, wenn er sich vielleicht im ersten Anprall mit Gewalt hinauswerfen wollte. Er mußte unter jeder Bedingung eingefangen werden und traktiren.

Jetzt kam er — oben wurden wenigstens Schritte gehört, und allen menschlichen Berechnungen nach war das der Bräutigam, der doch jedenfalls so bald als möglich die Einsamkeit suchte. Sie hatten sich diesmal auch nicht geirrt; es war in der That Scissors, der erst vorsichtig über das Treppengeländer hinab sah und dann, als er Niemanden unten entdecken konnte, Chalker zuflüsterte: „Die Bahn ist frei; jetzt rasch, damit uns das Volk nicht aufspürt, sonst sind wir verloren." Er hatte aber zu früh triumphirt; der Kellner auf Posten that seine Schuldigkeit, der

Schlag des Tamtam schmetterte durch das hölzerne Gebäude, und ehe Scissors nur einen Entschluß fassen konnte, ob er zurück oder nach vorn hinaus flüchten wolle, sah er schon von jubelndem Volk nach allen Seiten hin seinen Rückzug abgeschnitten und mußte sich eben in sein Schicksal ergeben.

„Scissors — alter glücklicher Bursch! Hurrah, die Braut soll leben. Es ist doch erstaunlich, was der Scissors für ein Glück hat. Ob er sich nicht das Beste von Memphis herausgefischt — 10,000 Dollar und eine unbescholtene Jungfrau! Aber traktiren muß er, davon hilft ihm kein Gott. — Heh, Platz da! Scissors will traktiren, damit wir die Gesundheit des jungen Brautpaars trinken können. — Höre, Scissors, mich lädst Du aber zur Hochzeit ein — und mich zur Taufe!“ kreischte ein Anderer dazwischen, und es war ein Lärm und Durcheinanderschreien, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte. Scissors selber konnte sich auch nicht anders retten, als daß er sich willenlos dem Strom überließ, der in hinein in das Schenkzimmer und an die Bar führte. Dort gab er Ordre, auf seine Rechnung Alles herbei zu schaffen, was eben verlangt wurde und sich allerdings auch nur auf die gewöhnlichen Getränke beschränkte,

und hatte dabei noch die Genugthuung, daß er ein ganzes Kreuzfeuer von bald guten, bald schlechten Witzen ertragen mußte. Uebrigens wußte er gut genug, in welcher Gesellschaft er sich hier befand, wo er verloren gewesen wäre, wenn man nur im Entferntesten geahnt hätte, daß er sich getäuscht sah und niedergeschlagen fühle. Nein, hier mußte er den Jovialen spielen, mochte ihm auch wie immer um's Herz sein, und je natürlicher er das that, desto besser — desto früher durfte er nämlich hoffen, wieder los zu kommen, und er hatte noch so viel, so entsetzlich viel mit Chalker zu besprechen.

„Nun, Gentlemen," rief er dabei aus, indem er das Glas hob, „auf bequemere Weise ist doch wohl noch nie Jemand zu einer Frau und 10,000 Dollar gekommen, und einen gescheuteren Streich hätte ich in meinem ganzen Leben nicht machen können. Meine Braut, Miß Croß, soll leben!"

„Hoch!" jubelte die Schaar in dem angenehmen Gefühl, den Bräutigam wenigstens fest zu haben.

„Und was sie für eine fromme Dame ist," rief Einer.

„In die Kirche wirst Du jetzt zwei Mal jeden Sonntag hinein müssen," fiel ein Anderer ein.

„Wer wird denn die Hosen tragen?“ frug ein Dritter.

„Und was er jetzt für famose Leid-Artikel in seiner Zeitung schreiben wird,“ fiel ein Vierter ein.

„Laßt Ihr mich nur machen, Gentlemen,“ sagte Scissors aber mit der größtmöglichsten Ruhe. „Heute über vierzehn Tage wird hoffentlich die Hochzeit sein können, und auf heute über vier Monat lade ich die sämmtliche hier versammelte Gesellschaft wieder an diese selbe Stelle ein, und dann will ich mich willig vor ein von Ihnen niedergesetztes Gericht stellen und über mich aburtheilen lassen —“

„Und traktiren, wie?“

„Nun, das versteht sich!“

„Hurrah für Scissors! Hurrah! Hip, hip, hip, hurrah!“

„Bis dahin ersuche ich Sie aber jedes jetzt doch nur voreilige Urtheil aufzuschieben,“ fuhr Scissors ruhig fort — „ich glaube, Sie werden das nur für fair oder billig halten.“

„Er hat Recht! Er hat Recht!“ rief es von allen Seiten — „laßt ihn zufrieden. Heute über vier Monat kommen wir hier wieder zusammen.“

„Gut, Gentlemen, dann entschuldigen Sie mich auch für heute, denn morgen früh müssen die

ganzen Geschäfte geregelt werden, und ich habe da noch sehr viel zu thun. Morgen Abend bin ich aber vollkommen frei, und dann, wenn es Ihnen recht ist, können wir vergnügt zusammen kommen. Was an Brandy getrunken wird, zahle ich, denn das gehört noch Alles zu den Kriegskosten."

„Hurrah für Scissors! Hip, hip, hip, hurrah!" tobte der Sturm noch einmal los, und der Bräutigam hielt den Moment für passend, sich zurückzuziehen. Hatte er doch allen Anforderungen in liberalster Weise selbst genügt und wußte nun, daß er von Niemanden mehr aufgehalten würde.

Draußen aber erst wieder auf der Straße hakte er sich fest in Chalker's Arm, und während er mit ihm der eigenen Wohnung zuschritt flüsterte er ihm zu:

„Dick — ich will Dir Etwas sagen — ich bin furchtbar geleimt worden, aber doch nicht etwa so, wie das tollköpfige Volk da drüben glaubt. Ich will ihnen übrigens beweisen, daß ich meinen Namen mit Recht führe, denn das müßte eine erbärmliche Scheere sein, die sich nicht aus einer solchen Verlegenheit herausschneiden könnte. — Ich brenne durch."

„Ich habe mir etwas Aehnliches gedacht,"

nickte Chalker, „als Du da drinnen so außerordentlich splendid mit Deinen Einladungen warst. Aber wohin willst Du?"

„Bah, ganz einerlei," rief aber Scissors mit einer fast unheimlichen Gleichgültigkeit aus — „auf dem ersten Boot, ob das nach Norden oder Süden fährt, und dann laß ich mich irgendwo im Wald, und zwar in einem anderen Staat, in irgend einer Blockhütte an Land setzen, bis sie meine Spur verloren haben. Lieber von den Mosquitos bei lebendigem Leibe gefressen werden, als einer *solchen* Frau für Lebensdauer anzugehören."

„Und wenn sie Dich erwischen?"

„Bah, heute haben sie noch keinen Verdacht. Zuerst warten sie auf die Unterredung mit dem Scheusal — meiner künftigen Frau; nachher wäre es vielleicht nicht mehr möglich."

„Aber wenn die Nacht kein Boot mehr anlegt?"

Es ist nicht gut denkbar, denn es vergeht kaum eine im ganzen Jahr, wo nicht nach der oder jener Richtung hin Gelegenheit sich bietet — aber selbst in dem Fall stehle ich mir im Wolfriver ein Boot oder Canoe und treibe damit Stromab, so weit ich komme. Hier hilft Nichts — es geht mir an den Kragen."

„Und die zehntausend Dollar?“

„Nehme ich mit,“ sagte Scissors resignirt. „Ich betrüge meine Braut schon, indem ich ihr die Hälfte des Gewinnes, mich selbst entführe. Da aber diese Hälfte ohne die andere nicht den geringsten Werth für mich hat, so bin ich mir selbst der Nächste. Geschrei wird ohnedies genug werden, also kommt's auf ein Bischen mehr oder weniger nicht an. Uebrigens ist es mir lieber, sie nennen mich einen Gauner als einen Esel, denn das Letztere thäten sie gewiß, wenn ich das Kapital zurückließe — und ein Esel bin ich wahrhaftig nicht.“

Chalker lachte. — „Also wenn Du die Nichte bekommen hättest, wärst Du nicht davon gelaufen?“

„Ich wäre der glücklichste Mensch auf der Welt geworden.“

„Erwischen sie Dich aber unterwegs, so kommst Du in Teufels Küche, denn der Staatsanwalt kann das recht gut als gemeinen Diebstahl hinstellen, und nachher blüht Dir das Zuchthaus.“

„Bah, sie erwischen mich nicht, sei unbesorgt,“ rief Scissors zuversichtlich. „Uebrigens habe ich mir auch einen Plan ausgedacht, um sie, sollte ich wirklich heute Abend bewacht werden, vollkommen

irre zu führen, und der muß glücken, wenn Du mich dabei unterstützest."

„Und worin besteht der?"

„Ich habe ihnen gesagt, daß ich entsetzlich viel zu arbeiten hätte, sie werden also heute Abend an meiner Offizin vigiliren, ob ich zu Hause bin. Die Laden lasse ich deshalb geöffnet, und durch die Vorhänge kann man eine Person in der Stube nur ganz undeutlich erkennen. Ein Dampfboot hören wir aber hier oben auf dem Bluff auf sechs, sieben Miles Entfernung — kommt also eins, so nimmst Du meinen Platz am Schreibtisch ein, und revidirt in der Zeit irgend Jemand mein Logis von außen — denn in der Nacht wagt natürtich Niemand mich zu belästigen, so braucht er nur einen Blick durch's Fenster zu werfen, um sich zu überzeugen, daß ich noch wirklich an der Arbeit bin."

„So — nicht übel!" rief Chalker, „und gegen wen bricht nachher der Ingrimm aus, wenn sie herausbekommen, daß Du ihnen durchgegangen bist?"

„Doch wahrhaftig nicht gegen Dich? Du spielst ebenfalls nachher den böswillig Hintergangenen, schimpfst auf mich soviel es Dir beliebt und vertraust ihnen, daß Du nach Andeutungen, die ich unvorsichtiger Weise gegen Dich gemacht,

den Verdacht geschöpft hättest, ich wolle nach New-York, um mich von dort nach England einzuschiffen. Nach New-York komme ich gewiß nicht, und nach dorthin mögen sie nachher ihre Spürhunde senden, soviel ihnen beliebt; mich fangen sie nicht.“

„Und wie willst Du das Geld transportiren?“

„Ich habe es schon lange in Gold und Werthpapiere umgesetzt, mache Dir deshalb keine Sorgen. Du willigst ein?“

„Ich will Dir Etwas sagen, Tom,“ erwiederte Chalker — „die Sache giebt jedenfalls einen höchst interessanten und piquanten Artikel für meine Zeitung, wie sie auch abläuft, und ich gehe deshalb auf Deinen Vorschlag ein, werde auch nach Deiner Abreise noch ein paar Tage in Memphis bleiben, um die Wirkung zu beobachten, die Deine Flucht auf das Publikum hervorbringt.“

„Aber Du nennst doch in Deiner Skizze nachher keinen Namen?“

„Gewissenhaft alle,“ versicherte Chalker mit der ernsthaftesten Miene von der Welt — „nicht um irgend Etwas ließ ich mir das entgehen, denn es ist ja eben die Würze des Ganzen. — Und was schadet Dir es?“

„Du hast Recht,“ nickte Scissors „aber nun

auch fort, damit wir die nöthigen Vorbereitungen treffen können."

Tom Scissors hatte nicht zu viel gesagt, wenn er den Freund versicherte, daß er ziemlich genau wisse, was er zu thun und zu lassen habe, um einer ihm lästig werdenden Verpflichtung aus dem Wege zu gehen, und da Chalker Alles, was er zu thun beabsichtigte, nur vollkommen natürlich fand und an Scissors' Stelle wahrscheinlich genau ebenso gehandelt haben würde, so machte er sich auch kein Gewissen daraus, ihn nach Kräften bei der Ausführung zu unterstützen. Das Böse dabei war nur die Sache, daß sie es hier nicht mit den gewöhnlichen, oft sehr lässigen Gerichten, sondern mit einer älteren Dame zu thun hatten, die sich vollkommen klar bewußt war, daß sie für ewige Zeit in Memphis als Ziel erbarmungslosen Spottes dienen würde, wenn sie sich eben überlisten ließ, und daß ihr künftiger Gatte etwas Derartiges beabsichtigte, daran zweifelte sie — von dem Moment an, wo sie ihn gesprochen — keinen Augenblick. — Mary ebenfalls nicht. Owes aber, der Staatsanwalt, der sie gegen Abend besuchte und dem die ganze Sache natürlich ungemein fatal war,

weil seine künftige Verwandte dad
mittirt wurde — hatte eine lange u
Unterredung mit der Tante, bei welche
dings einige Thränen vergoß, aber
Hauptsache ihm zugestimmt zu haben
verließ wenigstens das Haus sehr bef
schritt direkt nach dem Polizeigebäude

Scissors war in der Zeit nicht müß
ging scharf daran, um alle nöthigen Vo
gen zu einer größeren Reise zu treffen,
dabei aber auch nur mit einem einzigen un
Stück zu belästigen. Er hatte Geld, d
die Hauptsache; das Wenige, was er an
und Kleidern brauchen würde, konnte er sic
all kaufen, und er durfte schon gar kein gr
Gepäckstück an die Landung hinunter schaffen
weil das jedenfalls Verdacht erregt und die
merksamkeit möglicher Lauscher unmittelbar
ihn gelenkt hätte.

Sip, der Negerbursch, stand indessen drau
am Bluff oder trieb sich dort in der Nachbarsch
herum, damit er ein etwa unterwegs befindlich
Dampfboot augenblicklich signalisiren konnte, un
der Junge hatte ein Ohr wie ein Maulwurf. Indessen
war in Scissors Haus Alles vorbereitet worden, um die

nöthige Täuschung zu erreichen, und wie es nur dunkel genug wurde, um Licht anzuzünden, saß Scissors selber an seinem Pult (während Chalker daneben hinter einer Spanischen Wand lag) und schrieb, den Rücken dem Fenster zugedreht, sehr eifrig oder schlug verschiedene um ihn her liegende Bücher auf. Viel rascher, als er gedacht, sollte er aber von dieser gezwungenen Beschäftigung erlöst werden, denn es konnte kaum acht Uhr sein, als Sip in's Zimmer glitt und hastig flüsterte:

„Massa, ein Boot! schnell!"

„Woher?" rief dieser aufspringend.

„Von oben — da braucht's nicht so lange Zeit um hier zu sein."

„Gut, mein Junge — Du hast Deine Sache brav gemacht. Da sind die versprochenen 10 Dollar für Dich. — Chalker, alter Freund, leb wohl. Ist die Straße rein, Sip?"

„Kein Mensch draußen Massa —"

„Sieh noch einmal nach — es darf mich Niemand hinausgehen sehen."

Der Neger kam augenblicklich mit der beruhigendsten Versicherung zurück, die Straße läge vollständig öde und todt.

„So nimm Du meinen Platz ein, Chalker."

„Und Du schreibst mir einmal, wenn Du in Sicherheit bist?“

„Gewiß — Du kannst Dich darauf verlassen,“ erwiederte Scissors, war aber im Stillen fest entschlossen, etwas derartig Albernes gewiß im Leben nicht auszuführen — „und nun nochmals leb wohl! Tausend Dank für Deine Freundschaft; vielleicht bin ich einmal im Stand, Dir, was Du mir jetzt thust, zu vergelten.“

„Mach, daß Du fortkommst,“ sagte Chalker, „und versäume die Zeit nicht mit Redensarten — ich will schon sehen, daß ich durchkomme. Was weiß ich von der ganzen Geschichte, und was können sie mir anhaben. Apropos, Scissors, durch den langen Aufenthalt hier ist aber meine Kasse etwas sehr in Anspruch genommen worden; ich besitze nicht einmal mehr genug zur Rückreise. Kannst Du mir vielleicht fünfzig Dollar borgen?“

Scissors hatte sich eigentlich gewundert, daß die Anforderung nicht schon früher an ihn gestellt worden; sie war zu natürlich, und er selber auch schon darauf vorbereitet, schien sich nur nicht selber befugt gehalten zu haben, um davon anzufangen.

„Da, alter Freund,“ sagte er, indem er in die Tasche griff und zehn halbe Adler heraus-

nahm — „die hast Du Dir redlich verdient. Von Borgen wollen wir auch gar nicht reden; ich kriegte sie ohnedies nicht wieder — gebrauch sie gesund und gedenk manchmal freundlich meiner.“

„Da oben kommen Leute die Straße herunter,“ rief Sip, der draußen aufgepaßt hatte und eben wieder in die Thür sprang.

„Na, dann goodbye,“ rief Scissors, nicht gewillt diese abzuwarten, und dem Freund nur noch einmal die Hand drückend, glitt er über die dunkle Straße hinüber, drüben in eine Seitengasse, und eilte dann, so rasch ihn seine Füße trugen, den Bluff hinab. Allerdings traf er hier einige Leute, die theils von den Werftbooten zur Stadt hinaufstiegen oder auch zu dem unteren Theil hinabgingen, aber der Mond schien nicht, der Himmel war überdies bezogen und die Luft so dunkel, daß man kaum den etwas helleren Weg unterscheiden konnte, auf dem man hinschritt. Da brauchte er denn allerdings nicht zu fürchten, von irgend Jemandem erkannt zu werden, und erreichte auch das untere Werftboot, an welchem die Stromab kommenden Boote gewöhnlich anlegten, ohne Zwischenfall.

Der Dampfer war indeß rasch näher gekommen, da ihm die ziemlich starke Strömung bedeu-

tend forthalf. Schon beschrieb er im Fluß draußen einen Bogen, um von unten her an dem dort zu dem Zweck befestigten Boot anzulegen. Scissors war aber nicht leichtsinnig genug, sich jetzt schon hinab zu wagen, denn der Böse konnte sein Spiel haben und ihm auf dem beleuchteten Fahrzeug einen Bekannten entgegenführen. Er blieb deshalb im Schatten unter dem Bluff geduldig stehen, bis der fremde Dampfer fest angelegt und, was er löschen wollte, gelöscht, wie auch seine Passagiere an Land gesetzt und andere von Memphis aus an Bord genommen hatte. Jetzt tönte die Glocke wieder, das Zeichen zur Abfahrt, und nun war seine Zeit gekommen. Schon konnte er das Puffen der aufarbeitenden Maschine hören; er wußte, nun wurden die Taue eingenommen, und mit wenigen Sätzen war er auf dem Zwischenboot, lief darüber hin und sprang in das Zwischendeck des Dampfers hinein, wo er sich augenblicklich in der dort zusammen gedrängten Menschenmasse verlor — aber doch nicht so unbemerkt als er geglaubt.

„Das ist er! Beim Teufel!" flüsterte eine Stimme einer neben ihm stehenden Gestalt zu. — „Springen Sie, Mr. Owens — es hilft Nichts" — und ohne sich auch nur einen Moment zu

besinnen, setzt Jener auf das indessen schon abgestoßene Boot hinüber. Sein Begleiter folgte ihm ebenso resolut, kümmerte sich aber gar nicht um den Verfolgten, sondern eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, durch den Maschinenraum nach vorn und die kleine Treppe hinauf, die zu der oberen Cajüte führte.

„Wo ist der Capitain?“ rief er hier in höchster Aufregung, „rasch, ich muß ihn sprechen.“

„Und was wünschen Sie, Sir!“ sagte dieser, der gerade vorn auf dem Ausbau stand und den Lauf des Bootes beobachtete.

„Sind Sie der Capitain?“

„Das bin ich!“ —

„So legen Sie ihr Boot am oberen Werftboot wieder an. Es hat sich eben ein entsprungener Verbrecher hinauf geflüchtet. Ich bin der Staatsanwalt und habe Polizei unten im Boot.“

„Alle Teufel!“ rief der Capitain — „und weshalb sind Sie da nicht früher gekommen.“

„Er sprang an Bord, wie Sie abstießen.“

„Hm — Sie sind der Staatsanwalt?“

„Hier sind meine Papiere.“ —

„Gut, die wollen wir nachher ansehen. Erst müssen wir das Boot halten lassen, damit wir

nicht vorbeilaufen" — und ohne weiter ein Wort zu sagen, sprang er hinauf auf das Hurricane-Deck, um dem dort in seinem kleinen Pilothause stehenden Lootsen den Befehl zum Anlegen zu geben. Der fluchte allerdings nicht schlecht, denn er war in der dunklen Nacht froh gewesen, daß er sein ziemlich großes Boot frei hatte, aber wenn die Polizei einem entflohenen Verbrecher nachsetzte, durfte er sich eben nicht weigern. Die Signalglocke für den Ingenieur wurde gegeben, und gleich darauf neigte sich der Bug wieder etwas nach rechts, während die wieder angeschlagene Glocke das Zeichen gab, daß die Leute am oberen Boot beistehen sollten, um die Taue aufzufangen.

„Ihre Papiere jetzt, mein Herr," sagte der Capitain, als sie durch die vordere Cajüte gingen, wo helle Lampen brannten. Er brauchte auch nicht lange, um sich zu überzeugen, daß der Beamte in seinem Recht war. Er kannte derartige Dokumente gut genug, denn etwas Aehnliches fiel auf den Mississippi-Dampfern gar nicht etwa selten vor, und der Ausführung des Verhafsbefehls stand jetzt weiter Nichts im Wege, als die Auffindung des Verbrechers unter den Passagieren, was vielleicht einige Schwierigkeit gehabt hätte, wenn der

Polizeibeamte unten weniger auf seinem Posten gewesen wäre.

„Mr. Smith!“ rief Owens mit lauter Stimme, als sie das Zwischendeck erreichten.

„Hier, Sir!“ antwortete der Mann ebenso. — „Bitte, bemühen Sie sich hier.“

„Haben Sie ihn?“

„Ja — hier liegt der Gentleman unter der Decke; er hat sich gleich aus dem Weg gedrückt, und ich bin nur neben ihm stehen geblieben.“

„Sehr gut, Smith. — Mr. Scissors, dürfte ich Sie vielleicht ersuchen aufzustehen? Sie müssen da sehr unbequem liegen.“ — Keine Antwort. — „Mr. Scißors, Sie wollen uns doch nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzen, Gewalt zu brauchen — Sie sind mein Gefangener — bitte, kommen Sie ruhig mit. Das Verstecken-Spielen hilft Ihnen doch Nichts mehr.“

„Das ist mein gewöhnliches Pech,“ brummte Scissors, während er die Decke abwarf und einen dicht gedrängten Kreis von Menschen um sich her erblickte.

„Sind sie bereit, gutwillig mitzugehen?“

„— Ja,“ sagte Scissors — „ich sehe keinen anderen Ausweg, möchte aber in der That wissen, wer Ihnen das Recht —“

„Pst,“ unterbrach ihn der Staatsanwalt freundlich — wir arrangiren das Alles an Land, denn wir dürfen die Herrschaften hier nicht in ihrer Reise aufhalten. Wären Sie wohl so freundlich, Gentlemen, uns ein klein wenig Raum zu geben?“

„Ja wohl, Squire!“ riefen die Leute bereitwillig — „war nur gut, daß Sie den Vogel noch erwischt haben; die kommen doch nur auf die Boote, um zu stehlen. Sollten ihm eigentlich erst ein paar Eimer Wasser über den Kopf gießen — oder einmal an einem Tau unterducken. — Eine Tracht Prügel würde ihm keinesfalls schaden.“ —

Aehnliche Ausrufe wurden von verschiedenen Seiten laut, und Scissors merkte bald, daß es für ihn weit besser sei, rasch zu folgen, als sich hier noch größeren Unannehmlichkeiten auszusetzen.

„Mr. Owens, lassen Sie uns an Land. Ich werde Sie begleiten.“

„Sehr freundlich von Ihnen — gute Nacht, Capitain — besten Dank.“

„Ich denke, wir haben uns gegenseitig einen Dienst geleistet,“ rief der Capitain des Dampfers — „werft die Taue da draußen wieder los. Go ahead!“

Dicht am Zwischendeck lag das Boot am

Warft boat an — sie befanden sich mit wenigen Schritten auf demselben und stiegen dann schweigend eine Strecke lang die Uferbank hinauf, während der Dampfer schon wieder gewendet hatte und stromab ging.

„Und was wollen Sie jetzt mit mir beginnen, Mr. Owens? Ist das eine Ursache, um einen Mann in's Gefängniß zu werfen?“

„Vor der Hand ist von einem Gefängniß noch gar keine Rede, Mr. Scissors,“ sagte der Staatsanwalt artig, „denn Sie können sich wohl denken, daß mir selber daran liegt, die Sache, meiner künftigen Verwandtschaft wegen, auf privatem Wege zu ordnen.“

„Dann hatten Sie aber kein Recht, mich officiell gefangen zu nehmen.“

„Dafür können Sie mir nur dankbar sein, und es steht Ihnen überdies später frei, sich deshalb über mich zu beklagen. Vor der Hand wollen wir einen, freilich etwas späten Besuch bei Miß Croß abstatten.“

„Jetzt noch? — Heute Abend?“ rief Scissors erschreckt.

„Die Zeit drängt; ich habe aber schon eben einen kleinen Jungen vorangeschickt, der uns an-

meldet, und darf auch wohl mit Recht vermuthen, daß Sie die ganze — Ausstattung bei sich tragen?"

Scissors schwieg — endlich sagte er: „Und was verlangen Sie von mir."

„Wir besprechen das oben; gedulden Sie sich nur ein klein Wenig. Ich denke, wir lösen die Sache zu allseitiger Zufriedenheit."

Damit war die Unterhaltung abgebrochen, und Beide stiegen lautlos neben einander den ziemlich steilen Hang hinan, bis sie endlich Miß Croß' Haus erreichten und allerdings auch wohl, der Anmeldung nach, erwartet wurden, aber doch noch ein wenig warten mußten, weil die Dame in der Geschwindigkeit die für nöthig erachtete Toilette noch nicht beendet hatte. Endlich erschien sie, aber allem Anschein nach sehr erstaunt über die Störung, und frug, was ihr die Ehre eines so späten Besuchs verschaffe. Mr. Scissors habe sie doch selber erst auf morgen früh um eine Unterredung gebeten.

„Meine liebe Miß Croß," nahm da Owens das Wort — „Sie wissen, was wir schon besprochen, und um was ich Sie gebeten habe, und es freut mich Ihnen mittheilen zu können, daß Mr. Scissors mit Vergnügen — oder wenigstens

mit lobenswerther Bereitwilligkeit, um Ihren Gefühlen Rechnung zu tragen, auf den Vorschlag eingeht."

Scissors sah den Staatsanwalt erstaunt an, dieser aber fuhr ruhig, als ob er von einer abgemachten Sache spräche, fort, ohne dabei aber auch ein Wort davon zu erwähnen, daß er den Flüchtigen eben erst aus seinem Versteck an Bord herausgeholt habe.

„Daß Sie sich den Scherz mit dem Loos machten, Miß Croß, kann Ihnen Niemand verdenken; andere Damen haben das Nämliche gethan, daß aber in Ihren Jahren eine auf solche Art zusammengebrachte Ehe mit einem weit jüngeren Mann nur in Leid und Trübsal enden könnte, liegt auf der Hand, Mary selber würde unglücklich darüber sein."

„Aber ich hoffe doch," sagte die Dame gereizt, „daß ich einem so jungen Ding keine Rechenschaft über meine Handlungen schuldig bin."

„Gewiß nicht," lenkte der Staatsanwalt ein — „aber Sie haben mich ja doch selber oft und oft versichert, daß es Ihnen nur um den Geldgewinnst zu thun wäre, und Sie gar nicht daran dächten, den Auslooser zu heirathen."

„Das habe ich in der That," versicherte Miß Croß mit Würde, „nur in dem Fall, daß er selber —"

„Nun sehen Sie wohl. Er selber tritt freiwillig zurück und überläßt Ihnen das ganze Kapital mit Ausnahme von 2000 Dollar, die er für seine Resignation erhält."

„Aber Mr. Owens," rief Scissors, der jetzt wohl merkte, daß er noch ganz gut weg kam, wenn er sich mit einer Theilung des Kapitals begnügte, über die zwei tausend Dollar aber doch erschrak — „das Kapital beträgt 10,000 — ich sprach von der Hälfte."

„Bitte, mein lieber Herr," erwiederte aber der Staatsanwalt freundlich, „der Gewinn des Looses vergiebt — wie Sie hier aus Ihrer eigenen Anzeige sehen können — nicht allein Ihre Hand, sondern auch das ganze Kapital an die Dame, welche das betreffende Loos gezogen."

„Aber der Sinn ist ein ganz anderer," rief Scissors.

„Das bedaure ich; es wurde dann schlecht stylisirt; das Gericht hält sich aber an die Fassung, und die sagt klar und deutlich, daß die gewinnende Dame Sie und die 10,000 Dollar erhält. Gerade dieser verlockenden Form hatten Sie auch

den günstigen Erfolg zu danken, und wären Sie wirklich eine eheliche Verbindung mit Miß Croß eingegangen, so könnten Sie sich darauf verlassen, daß Sie nie das Kapital in Händen behalten durften, dafür würde ich schon gesorgt haben. Das Kapital wäre für die Frau sicher gestellt, und Ihnen würde Nichts als die Mitbenutzung der Zinsen geblieben sein.“

„Also ich bekomme 8000 Dollar.“

„Fünf, mein verehrtes Fräulein,“ rief Scissors, dem der klare Angstschweiß schon auf der Stirn stand.

„Sie bekommen acht tausend Dollar,“ versicherte aber ruhig der Staatsanwalt — „denn außer den zehn ist Ihnen Mr. Scissors, für mehr abgesetzte Loose, trotz der Kosten, noch ein bedeutender Ueberschuß geblieben. Davon wollen wir aber nicht reden,“ wehrte er ab, als Scissors dem widersprechen wollte. „Sie, mein verehrter Herr, haben jetzt die Wahl — entweder Sie nehmen zwei tausend Dollar — immer ein ganz hübsches Kapital für einen unternehmenden Mann in Amerika — oder Miß Croß hält Sie beim Wort, und daß ich sie dann unterstützen werde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.“

Mr. Scissors warf einen Blick auf Miß Croß — das Lampenlicht war aber dem Ausdruck ihrer Züge nicht günstig — es legten sich zu viele Schatten darüber, und ihre Gestalt in dem leichten Ueberwurf —

„Und alles Andere ist dann erledigt?“ frug er den Staatsanwalt.

„Alles,“ erwiederte dieser — „wir werden sehr bedauern, daß Sie Memphis so rasch verlassen wollen, aber — lieber Gott, in unserem bewegten Land muß man sich ja daran gewöhnen, angenehme Bekanntschaften zu machen und sie wieder zu verlieren. Wir können doch die Geldsache gleich erledigen?“

Scissors seufzte recht aus tiefster Brust, aber er sah auch ein, daß ihm keine andere Wahl blieb, denn diese Dame zu heirathen und zugleich das Gespött von ganz Memphis zu bleiben, da der Polizeidiener unter keiner Bedingung geschwiegen hätte, war eben so undenkbar. Er holte sein außerordentlich wohlgefülltes Portefeuille aus der Tasche und zählte die verlangte Summe in Werthpapieren auf den Tisch, die der Staatsanwalt aber genau prüfte. Sie befanden sich jedoch in guter Ordnung, denn Scissors hatte selber dafür gesorgt —

freilich zu einem anderen Zweck. Der Staatsanwalt legte sie zusammen und überreichte sie Mary's Tante.

„Sie entlassen also Mr. Scissors von jeder Verbindlichkeit gegen sich selber?" sagte er feierlich.

„Ich entlasse ihn," erwiederte Miß Croß würdevoll — aber auch mit einem kaum unterdrückten Seufzer.

„Gut — dann brauchen wir kein weiteres Dokument," sagte der Staatsanwalt — ich genüge als Zeuge, und ein Papier in dieser delikaten Sache könnte einmal in unrechte Hände fallen. Mr. Scissors, ich wünsche Ihnen eine recht angenehme Reise."

Scissors bis die Zähne auf einander. „Und wie soll ich jetzt fortkommen?" sagte er.

„Ich werde Ihnen selber Leute mitgeben, um Sie beim Packen zu unterstützen. — Ihre Abreise braucht nicht heimlich gehalten zu werden," sagte Owens —„ im Gegentheil würde das nur zu übler Nachrede über Miß Croß führen."

„Ich danke Ihnen, Mr. Owens," sagte Scissors, der aber jetzt auch ärgerlich wurde — „ich werde mir meinen Koffer doch hoffentlich nicht von der Polizei packten lassen sollen, als ob ich mit

Zwangsspaß über die Grenze gebracht würde. — Miß Croß, ich wünsche Ihnen einen angenehmen Abend. Es ist möglich, daß ich mein Glück von mir stoße, aber — vor der Hand glaube ich doch, daß ich die 8000 Dollar ganz vernünftig angelegt habe. — Empfehle mich allerseits."

Wie er sich rasch umwandte, sah er, daß sich an einem kleinen in der Thür befindlichen Fenster die Gardine bewegte und allem Anschein nach etwas hastig wieder heruntergelassen wurde. Es gab ihm einen Stich durch's Herz — das war Mary — sie hatte gehorcht. — Aber nun litt es ihn auch nicht länger im Haus. Daß sie dort hinter der Thür über ihn lachte, war unzweifelhaft, und in Groll und Haß gegen das ganz weibliche Geschlecht stürmte er die Treppe hinab.

Wen er noch überraschte, war Chalker, der es sich in seiner Wohnung schon ganz bequem gemacht und besonders einen Theil Bücher eingepackt hatte, um sie mitzunehmen.

„Scissors! Menschenkind, wo kommst Du her?"

„Aus der Presse, Chalker, erwiederte düster der Freund — „ich — hatte mir die Sache anders überlegt." —

„Haben sie Dich erwischt?"

„Nein," log Scissors — „mein Gewissen ließ es nicht zu. Ich — bin zu Miß Croß hinauf gegangen und habe mich mit ihr arrangirt. Sie hat Abstandsgeld genommen, und ich brauche jetzt nicht wie ein Verbrecher auszureißen."

„Und Du willst hier bleiben?"

„Nein," sagte Scissors — „ich nehme Deinen früheren Vorschlag an und gehe mit Dir nach Vicksburg."

Chalker sah ihn mißtrauisch an. Scissors kam ihm so merkwürdig verstört vor, und daß irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse, blieb außer aller Frage, aber auch eben so gewiß, daß er den Freund — wenigstens jetzt — nicht zum Reden bringen konnte, wenn der eben schweigen wollte. Uebrigens ging er sehr erfreut auf Scissors' Zusage ein, von dessen Hilfe er sich einen nicht unbedeutenden Erfolg versprach, und Sip, der mit offenem Mund in der Thür stehen blieb, als er seinen Herrn wieder erblickte, wurde augenblicklich abgesandt um Kisten herbei zu schaffen und jetzt Scissors' sämmtliches Eigenthum einzupacken.

Erst gegen Morgen wurden sie damit fertig und warfen sich erschöpft auf ihr Lager. Sip

wurde indeß beordert, die Kisten mit Tagesgrauen an die Landung schaffen zu lassen, und als gegen 10 Uhr Morgens ein Boot den Strom herabkam, eilten die beiden Freunde rasch hinunter zum Ufer, um dasselbe zu benutzen.

Was Scissors aber gefürchtet, geschah in der That, denn unten an der Landung fanden sie schon den unermüdlichen Staatsanwalt, der dort möglicher Weise die ganze Nacht verbracht hatte. Ein paar Freunde begleiteten ihn sogar.

„Nun, lieber Scissors, reisefertig?" rief er ihn an, „famoses Wetter zur Fahrt. Ich soll Ihnen auch noch Grüße von Miß Croß bringen. Sie wäre gern selber herunter gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen."

„Das hätte noch gefehlt," dachte Scissors, sagte aber kein Wort weiter, sondern ließ Alles über sich ergehen — das Boot mußte ja auch gleich eintreffen. Er lud sogar die Herren ein, unten an der Bar noch ein Glas mit ihm zu trinken, was bereitwilligst angenommen wurde, bis das Boot endlich anlegte und die Freunde, nachdem sie ihr Gepäck hinüber geschafft, an Bord springen konnten. Des Händeschüttelns war dabei kein Ende. Wie sich aber der Bug des Dampfers

wieder vom Land abwandte und in den Strom hinaushielt, stieg Scissors mit dem Freund auf das Hurricane-Deck hinauf, und noch einen letzten Blick nach Memphis hinüber wendend, sagte er, seinen Arm in Chalker's legend:

„Hol' das ganze Memphis der Teufel — und mich dazu, wenn ich je wieder eine Privat-Lotterie arrangire.“

In der Büffelhaut.

Es war im Spätherbst eines der dreißiger Jahre, als eine kleine Jagdgesellschaft aus den Ozarkgebirgen in Nordamerika nach Westen zu in die Ebene stieg, um dort einmal eine Büffeljagd zu halten, denn in den Gebirgen selber fanden sie nur außerordentlich wenig Wild, und mit welch' großen Jagderwartungen waren sie doch aus den östlichen Staaten hier herübergekommen. Es gab wohl noch Bären dort und ihre Fährten und Zeichen ließen sich an manchen Orten im Walde erkennen, aber wie mühsam stellte sich die Jagd nach ihnen heraus, und mit ihren Pferden konnten sie wenig oder gar nichts ausrichten; die Berge zeigten sich zu schroff und hoch. Hirsche trafen sie nur selten; nur dann und wann vielleicht einmal einen wilden Truthahn, an dem sie eben ihr Leben fristen konnten.

Deshalb waren sie aber nicht den weiten Weg hier nach Westen geritten, und nach einigen sehr beschwerlichen Wochen beschlossen sie deshalb einstimmig, in das Indianische Territorium*) vorzudringen und zu sehen, ob sie dort bessere Geschäfte machen könnten.

Allerdings gehörte dieser Jagdgrund einem indianischen Stamm, den Rappahus, und man wußte, daß es die Eingebornen nicht gern sahen, wenn sich weiße Jäger in ihrem Revier blicken ließen — waren sie doch auch gerade von den Weißen immer schlecht genug behandelt worden. Aber unsere Jäger dachten ihnen schon zu entgehen; war die Prairie doch auch weit, und sie hofften deshalb ihren Zweck unbelästigt erreichen zu können. Kamen ihnen die Indianer aber wirklich in den Weg, ei dann waren sie eben fünf gut bewaffnete Schützen mit ihren langen Büchsen und großen schweren Jagdmessern, und brauchten deshalb wenigstens Nichts für ihre Sicherheit zu fürchten.

---

*) Indianisches Territorium wird der District genannt, der den aus den östlichen Staaten vertriebenen Indianern von der Regierung zu ihren bleibenden Wohnplätzen angewiesen worden.

Allerdings war der Herbst schon ein wenig weit vorgerückt, aber jenes wunderbar schöne Wetter, das gerade in diesem Theile der Welt bis weit in den Winter hinein reicht und eigenthümlicher Weise „Indianischer Sommer“ genannt wird, spannte seinen blauen Himmel über die Ebene, und die Jäger durften sich eine gute Zeit versprechen.

Ehe sie die eigentliche Prairie erreichten, und noch gewissermaßen in den Vorhügeln oder Ausläufern des Ozarkgebirges, erreichten sie die Niederlassung eines alten Deutschen, der sich hier hauptsächlich mit Viehzucht und Weinbau beschäftigte und besonders eine weiße wilde Rebe angepflanzt hatte, die sich weiß nur an diesem einzigen Punkte von ganz Nordamerika wild vorfand und von welcher er sich für die Zukunft bedeutenden Nutzen versprach. Der Alte nahm sie gastlich auf, schüttelte aber sehr bedenklich den Kopf, als er hörte, daß sie in das Indianische Territorium hinein wollten, denn dort, meinte er, wäre erstens sehr wenig Wild, weil die Indianer den ganzen Tag auf der Jagd liegen, und dann befänden sich die Rappahus gerade jetzt in einer sehr gereizten Stimmung gegen die Weißen, da vor nicht langer Zeit ein paar von ihnen oben in Missouri jagen gewesen und

von den dortigen Ansiedlern aus dem Staate gejagt wären. Ja zweien von ihnen hätte man sogar die Büchsen weggenommen, und wenn sie jetzt Weiße auf ihrem Terrain entdeckten, so sei Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie Vergeltungsrecht üben würden.

Das schien allerdings möglich, ja sogar wahrscheinlich, aber noch lange nicht hinreichend, um die fünf kräftigen Jäger von einem derartigen Versuche abzuschrecken. Am Leben selber durften sie die Indianer doch nicht beschädigen — so glaubten sie wenigstens — und gegen alles Weitere wollten sie sich schon selber schützen, wenn es nur Wild gab — wenn sie nur eine Heerde Büffel anträfen und eine gute Jagd machen konnten.

So sattelten sie denn auch am nächsten Morgen lachend und plaudernd ihre Pferde und trabten lustig in das gerade dort gar wunderschöne Land hinein.

Jener Theil Amerika's, den wirkliche Einwanderer damals eigentlich gar nicht betraten, weil er ihnen nicht allein zu weit aus dem Wege lag, sondern weil auch überhaupt mit dort keine ordentliche Verbindung über die Gebirge hinweg bestand, war in der That einer der schönsten des ganzen Landes, und da, wo die Berge zu Thal

laufen, sollte man manchmal wirklich glauben, die Kunst hätte mehr gethan als die Natur, um über die niederen Hügel so malerisch kleine Wiesenflächen und schattige Bosquets zu vertheilen. Man ritt wie in einem durch Menschenhand angelegten riesigen Park; klare prachtvolle Quellen rieselten hindurch und muntere Schwärme einer kleinen Papageienart, der sogenannten Perroquets, die auch noch viel weiter nach Norden vorkommen, strichen schreiend durch die Luft.

Aber kein Wild war zu sehen; kein einziger Hirsch kreuzte auf dem ganzen langen Ritt ihren Pfad, und nicht einmal im Wege fanden sie Fährten irgend welcher Art, die eines Fuchses vielleicht ausgenommen, der sich in der Nachbarschaft herumtrieb. Es ließ sich das aber auch leicht erklären, denn gerade dieses Terrain, das unmittelbar an das Indianische Territorium stieß, ja zum Theil noch dazu gehörte, war von beiden Theilen, von Weißen wie Indianern, zu oft durchstreift und bejagt worden, als dem armen Wilde Ruhe zu gönnen, sich wieder zu erholen. Früher ja, da hatte der Büffel und Elk (Wapiti, Riesenhirsch) hier in förmlichen Rudeln gehaust, und es muß ein gar wunderbar schönes Pirschen gewesen sein

in diesen herrlichen Wäldern und Triften. Das war vorbei und die Wildniß leer geworden von den prächtigen Thieren, denen sie früher Nahrung gegeben. Unsere Jäger hielten sich deshalb hier auch nicht lange auf, sondern trabten scharf aus, um bald einen besseren Boden für ihren Zweck zu erreichen, verließen nun aber auch die schon viel von Indianern und weißen Händlern begangene Straße, um mit Keinem der Ersteren früher als irgend nöthig zusammenzutreffen. Zu diesem Zweck bogen sie links in ein anderes Thal ein und folgten diesem weiter nach Süd-Westen, bis sie endlich die Prairie vor sich sahen, die sich gen Westen zum Fuße der Felsengebirge ausdehnt und von da an selbst keinen einzelnen Hügel mehr zeigt. Gebüsch stand allerdings noch hie und da; auch kleine Wälder lagen zerstreut darin umher, aber nur wie Inseln in einem endlosen Meere, mit dem die Prairie selber dadurch Aehnlichkeit hatte, daß das hohe Gras, wenn es vom Winde bewegt wurde, genau so wogte wie die offene See.

Von jetzt ab wurde ihr Ritt interessant, denn sie hatten nicht allein nach Wild, sondern auch nach Indianern auszuschauen, und kreuzten hier überall ihre Pfade, welche sie durch die Steppe

gezogen; ja gegen Abend konnten sie sogar, auf einem etwas höher gelegenen Punkte, ein indianisches Dorf erkennen, von dem ihnen die vor den Zelten brennenden Feuer hell entgegenblinkten. Da sie übrigens nicht wußten, welche Aufnahme sie dort finden würden, zogen sie es vor, still vorbei, und einem kleinen Dickicht zuzureiten, das sie vor sich, etwas zu ihrer Linken, bemerkten. In dessen Schutz durften sie auch ein Feuer anzünden und dabei lagern, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, von ihren Nachbarn bemerkt und gestört zu werden.

Zu kochen hatten sie freilich Nichts, denn ihre einzigen Lebensmittel bestanden in einigen Streifen getrockneten Hirschfleisches, das sie, in ihre wollenen Decken gewickelt, bei sich trugen. Sie machten dort auch keine lange Rast, denn da der Mond hell am Himmel stand, brachen sie, wie sich nur ihre Pferde sattgefressen und etwas ausgeruht hatten, bald nach Mitternacht schon wieder auf und ließen das Dorf der Wilden bald weit hinter sich.

So kreuzten sie die eigentliche Niederlassung der Rappahus, ohne einem einzigen Indianer zu begegnen, und brauchten hier draußen in der weiten Prairie weit weniger zu fürchten, mit ihnen zusammenzutreffen.

Uebrigens fanden sie auch hier entsetzlich wenig Wild, denn die Eingebornen lebten ja selber nur von der Jagd und lagen das ganze Jahr draußen, achteten auch keine Schonzeit des Wildes und schossen, was sie nur eben bekommen konnten. Gegen Abend waren sie allerdings glücklich genug, ein Wildkalb anzutreffen, das Einer von ihnen erlegte; sie hätten sonst hungrig zu Bett gehen müssen. Vorsichtiger Weise brieten sie auch, was sie nicht verzehren konnten, um es für den nächsten Tag aufzusparen, und sie brauchten es nothwendig, denn an dem Tage fiel kein Schuß. Uebrigens fanden sie die Spuren einiger Büffel, und jetzt war auch die eigentliche Jagdzeit für diese Thiere, denn im Herbste ziehen sie sich, der Haupttrupp in zahllosen Heerden von Norden nach Süden hinab, in die wärmer gelegenen Prairien, während einzelne kleine Rudel, ja auch einzelne Stück zuweilen seitab streichen. Begegneten sie aber einem solchen Zuge, dann konnten sie auch sicher sein, eine gute Jagd zu machen.

Freilich zogen sich die Indianer in der Jagdzeit auch weiter in die Prairie hinein, und einzelne wilde Stämme, wie z. B. die Shyennes, begleiteten die Büffelheerden das ganze Jahr und schlugen

dort ihre Zeltdörfer auf, wo die mächtigen Thiere entweder ihren Winter- oder ihren Sommer-Aufenthalt nahmen. Aber das machte den Amerikanern wenig Sorge; sie kannten vielleicht die Gefahr, die ihnen drohte, nicht einmal, oder wenn so, achteten sie ihrer nicht, drangen weiter und weiter in die Wildniß vor.

Am fünften Tage wurde ihnen die Sache aber doch bedenklich, denn sie hatten schon am Morgen vorher ihre letzten Lebensmittel verzehrt und seit der Zeit keinen Bissen über die Lippen gebracht. Dabei schien die Steppe vollkommen leer von Wild zu sein. Antilopen sahen sie allerdings dann und wann ganze Trupps, aber es zeigte sich stets unmöglich an sie an zu pirschen, so scheu waren die Thiere, und sie fingen schon an ganz ernstlich zu berathen, ob es nicht doch wohl an der Zeit wäre an den Rückweg zu denken. Hatten sie sich doch auch, nur ihre Jagd im Kopf, schon viel weiter nach Westen hinüber gezogen, als es anfangs in ihrer Absicht gelegen; ja sie wußten jetzt nicht einmal, wie nahe sie sich den Jagdgründen feindlicher Indianer befanden, und denen zu begegnen wäre wahrlich nicht rathsam gewesen.

Ein kurzer Kriegsrath wurde gehalten und man kam zuletzt überein, allerdings nicht die eben verfolgte Bahn wieder zu durchmessen, denn dort gab es kein Wild, aber doch wenigstens eine Strecke nach Süden hinabzureiten und nachher einen östlichen Lauf zu nehmen. Trafen sie dann später auf Indianer, so waren es die jedenfalls weit mehr befreundeten Chocktaws und Cherokesen, von denen sie weniger zu fürchten hatten.

Sie hielten sich auch nicht lange bei ihrer Berathung auf, denn Hunger thut weh und Hunger litten sie schon in der That, mit keiner Aussicht, soweit das Auge reichte, auch nur ein Mittagsessen für den heutigen Tag zu bekommen. Die Richtung, die sie jetzt einschlugen, brachte auch keine Veränderung in die Scenerie — eine wilde, baumlose Ebene lag um sie her, soweit das Auge reichte, und nur die Sonne hatten sie zum Wegweiser, um die jetzt eingeschlagene Richtung beizubehalten.

Das Wetter war noch immer klar und der Himmel vollkommen rein, aber der Wind hatte sich etwas gedreht und kam von Nordwesten; es schien auch merklich kälter zu werden, als es bis jetzt gewesen, und schon heute Morgen lag ein leichter Reif auf der Prairie.

Wie sie so still und in mürrischem Schweigen vorwärts ritten, denn Jeder war mit seinen eigenen, eben nicht freundlichen Gedanken beschäftigt und knurrte innerlich, so laut wie sein eigener Magen, zügelte Einer von ihnen, Konwell, der Aelteste, plötzlich sein Pferd ein und sagte, nach vorndeutend:

„Was ist denn Das eigentlich da vor uns? — Den dunklen Punkt mein' ich, da oben auf jener Anschwellung des Bodens.“

„Was soll's sein,“ brummte der neben ihm reitende Rawlins, „irgend eine kleine Gruppe verbrannter Büsche, gerade wie die war, die wir gestern passirten.“

„Aber ich hätte eben darauf schwören wollen,“ sagte Konwell wieder, „daß sich dort Etwas bewege. Wir wollen doch lieber etwas vorsichtiger anreiten: möglicher Weise, daß dort ein Hirsch steckt.“

„Das wär' Recht,“ stöhnte Turner, eine kleine, dicke Gestalt, der auch bis jetzt am meisten über Hunger geklagt und ihren Jagdzug verwünscht hatte. „Lange halt' ich's wahrlich nicht mehr aus, und meinen Riemen hab' ich schon so fest um den Leib geschnallt, daß ich wie eine Wespe aussehen muß.“

„Ja, eine schöne Wespe,“ knurrte Connor,

der ebenfalls herangekommen war und aufmerksam nach der bezeichneten Stelle hinüber sah; „wie eine Hummel, das wollt' ich noch eher gelten lassen. Aber beim Himmel!“ rief er plötzlich aus. „Konwell hat Recht — dort bewegt sich in der That Etwas und das — das sind auch keine Büsche.“

„Das sind Büffel! Bei Allem, was da lebt!“ rief Brinks, der Fünfte der Schaar. „Büffel, die sich dort, vom Fressen satt, nieder gethan haben. — Seht nur, der Eine ist jetzt aufgestanden. Die Bestien können uns doch noch nicht gewittert haben.“

„Da trennen sie sich! Es sind Büffel,“ jubelte aber auch jetzt Konwell, „ein kleiner Trupp von vielleicht zehn oder zwölf Stück. Aber gewittert können sie uns kaum haben, obgleich der Wind nicht besonders günstig ist. Kinder, jetzt heißt es vorsichtig sein, denn machen wir die vor der Zeit scheu, so dürfen wir heute Abend wieder hungrig zu Bett gehen, und es bleibt uns nachher nichts Anderes übrig, als eins von unseren Pferden zu schlachten.“

„Das hätten wir zu Hause bequemer haben können,“ brummte Turner; aber die Canaillen wittern uns richtig — jetzt stehen sie alle auf,

und sobald wir uns wieder von der Stelle bewegen, machen sie sich auf die Hacken."

„Ich glaube nicht!" sagte Konwell. „Sie sind doch wahrscheinlich seit heute Morgen in Ruhe, und nur eben wieder aufgestanden, um eine frische Mahlzeit zu nehmen."

„Ich wollte, das könnte ich von mir auch sagen," stöhnte Turner; „aber so viel ist sicher, wenn wir hier halten bleiben, bekommen wir keins von den delikaten Beefsteaks, die dort oben herumlaufen, und ich dächte doch, wir gingen, je eher, desto besser an die Arbeit."

Konwell hatte indessen das Terrain mit den Augen überflogen und durch den emporgehaltenen Finger den genauen Stand des Wildes geprüft. Er schien auch seinen Plan entworfen zu haben, und da er der Einzige von Allen war, der überhaupt schon nach Büffeln gejagt, so verstand es sich von selbst, daß er die Anordnung der Jagd übernahm.

„Ihr, Turner und Brinks, haltet Euch nach rechts," sagte er, „etwa so, daß Ihr die Sonne gerade auf Euren linken Steigbügel bekommt. Rückt auch nicht zu rasch vorwärts, denn da Ihr

das Rudel unter dem Wind passiren müßt, werden sie vielleicht auf Euch aufmerksam. Merkt Ihr das, so schneidet noch mehr nach Westen hinüber, als ob Ihr weit an ihnen vorbei wolltet; wir Drei jagen indessen, was unsere Pferde laufen können, in einem Bogen um sie her und suchen ihnen näher zu kommen. Sind wir dann in der richtigen Entfernung, oder geben sie auch selbst früher Fersengeld, so brechen wir auf sie ein, und es muß sich dann zeigen, wer rascher laufen kann. Sobald Ihr übrigens seht, daß sie flüchtig werden, so haltet Euch ebenfalls nicht mehr auf und sucht ihnen den Weg abzuschneiden."

„Ich wollte, ich könnte mir erst ein Rippenstück abschneiden, das wäre mir lieber," brummte Turner; aber meinetwegen, unsere Pferde werden wenigstens ordentlich laufen können, denn ich glaube, ich wiege keine 80 Pfund mehr."

„Ei so lüg' Du und der Teufel!" lachte Rawlins, aber Konwell rief:

„Fort mit Euch, fort! Wir dürfen keinen Augenblick mehr versäumen. Eure Büchsen sind doch in Stand?"

„Na, ich sollte denken."

„Gut! — und nicht leichtsinnig geschossen,

denn jede Kugel muß treffen, oder wir werden auf Pferdefleisch gesetzt."

„Da sitzen wir jetzt schon!" rief Turner. Brinks aber hatte seinem Thier schon die Sporen gegeben, und der kleine verdrießliche Bursche mußte eilen, daß er hinter ihm drein kam.

Jetzt begann die Jagd, denn die Männer hatten ganz recht gesehen; es war in der That einer jener kleinen vereinzelten Büffeltrupps, die sich oft von dem großen Schwarm abschlagen, oder auch manchmal durch eine Indianer-Horde abgeschnitten und in die Weite gejagt werden. Die Thiere schienen auch wirklich keine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr zu haben, denn sie weideten ganz ruhig auf einer jener wellenförmigen Erhöhungen in der Prairie und achteten gar nicht auf das Das, was nur in einiger Entfernung von ihnen vorging.

Da trug ihnen plötzlich der Wind die fremde Witterung zu; denn Turner und Brinks waren jetzt auf eine Stelle gekommen, wo der Luftzug gerade von ihnen nach dem Wild hinüberstrich, und rasch und scheu warfen sie die dicken Köpfe empor, um die volle Strömung des Windes einzuziehen. Das dauerte auch gar nicht lange. Der

scharfe Geruchssinn der Thiere ließ sie bald die drohende Gefahr erkennen, und da sie den gemachten Weg nicht zurück wollten, denn ihre Bahn lag jetzt nach Süden, so versuchten sie in wenigstens südöstlicher Richtung auszubrechen.

Dort aber näherten sie sich mehr und mehr den schon auf sie lauernden Jägern, und als sie die endlich ebenfalls bemerkten, war es zu spät, ihren flüchtigen Pferden noch zu entkommen.

Rawlins und Connor wollten allerdings gleich gegen sie vorbrechen; Konwell hielt sie aber noch zurück, und erst wie er gewiß wußte, daß sie ihnen nicht mehr näher kommen würden, gab er das Zeichen. „Jetzt vorwärts!“ Ihren Thieren die Hacken in die Seite bohrend, sprengten sie nach vorn und nun begann die Hetze, an der die Pferde selbst lebhaften Antheil nahmen.

Es ist nämlich merkwürdig, wie sehr sich ein altes Jagdpferd für die Verfolgung des Wildes interessirt, und nicht allein, wenn es dasselbe sehen kann, nein, selbst im Walde drin, nur nach dem Laut, den die Hunde geben, schneiden sie aus eigener Ueberlegung den Weg ab, sobald sie merken, daß das verfolgte Wild einen Bogen schlägt, so daß sich der Jäger gar nicht mit ihrer Lenkung zu befassen hat.

Wie vielmehr nun hier, wo sie die plumpen Gestalten der davonrennenden Büffel deutlich erkennen konnten, und deshalb erst einmal im Gang, ließen ihnen die Jäger auch ruhig die Zügel, und konnten sich einzig und allein mit ihrer Waffe, der langen Büchse beschäftigen.

So plump so ein Büffel aber auch aussieht, so rasch kommt er doch auf der Flucht von der Stelle, denn schon sein eigenes Gewicht, erst einmal in Gang gebracht, wie sein langer Körper, treiben ihn vorwärts. Die Pferde gewannen aber trotzdem an dem Trupp, und je näher sie kamen, desto hitziger wurden sie auch in der Verfolgung, so daß die Reiter sie wahrlich nicht mehr anzutreiben brauchten. Konwell's altes Jagdpferd besonders ging ordentlich mit ihm durch und war den anderen bald wohl um einen halben Büchsenschuß voraus.

Also gedrängt, wandten sich die gehetzten Thiere aber jetzt auch mehr wieder nach Südwesten, bis sie entdeckten, daß in dieser Richtung die beiden anderen Jäger ihnen ebenfalls den Weg abzuschneiden suchten. Durch die veränderte Richtung rückten die Verfolger aber immer näher zusammen, und Konwell besonders war indessen schon so nahe

gekommen, daß er auf den Trupp hätte feuern können. Einmal aber sah er sich gar nicht im Stande, sein Pferd einzuzügeln und dann wollte er auch nicht so auf's Geradewohl seine Büchse abschießen, da es nicht möglich gewesen wäre, sie wieder frisch zu laden. Nein, sicher treffen mußte er, und um das zu können, auch in die unmittelbare Nähe des Wildes kommen. Uebrigens wußte er aus Erfahrung, daß es ihm Nichts helfen würde, den Thieren den Weg abzuschneiden. Von der jetzt genommenen Richtung hätten sie sich nie mehr abschrecken lassen, sondern Alles zu Boden gerannt, was sich ihnen in die Bahn stellte. Nur an ihrer Seite hingaloppiren konnte er, denn ebensowenig dachte eines der Thiere daran, sich umzudrehen und gegen ihn zu wenden. Aber er lenkte sein Pferd nun an die rechte Seite des Trupps, um nach links hinüber bequemer schießen zu können, und jetzt war er ihnen so nahe, daß es von Weitem aussah, als ob er selber mitten im Trupp dahinsprenge.

Einen günstigeren Moment fand er auch nicht für einen Schuß; so denn, das Pferd sich selber überlassend, mit beiden Händen die lange Büchse gehoben, bog er sich zu dem ihm nächsten Büffel,

einem tüchtigen Bullen, über, zielte, so gut es die rasche Bewegung erlaubte, und feuerte seiner Beute den Schuß mit sicherer Hand, etwas tief, dicht hinter der Schulter in den Körper.

Bei dem Knall des Gewehres schraken allerdings die Büffel zusammen und drängten fast unwillkürlich etwas mehr links hinüber, sonst aber behielten sie doch ihre Richtung bei, und selbst der zum Tod Getroffene ließ noch für wenige Minuten nicht an Schnelle nach. Aber das dauerte nicht lange; die Kugel wirkte nur zu bald, und das erste Zeichen, was er gab, war, daß er sich halb zur Seite wandte und seinen Trupp verließ.

Konwell versuchte sein Thier jetzt herumzuwerfen, denn mit der abgeschossenen Büchse half es ihm Nichts, die Hetze fortzusetzen; der Braune schien aber dazu noch gar keine Lust zu haben, und wie er nur den verwundeten Büffel abschwenken sah, folgte er ihm, gleichviel ob sein Herr wollte oder nicht.

Das angeschossene Thier aber nahm diese Begleitung übel. Es fühlte jedenfalls, daß seine Kräfte nachließen und es seinem Feinde nicht mehr entgehen konnte. Aber nicht widerstandlos wollte es sich ihm überlassen, sondern wandte sich plötzlich,

mit allem Grimm seiner trotzigen Natur, scharf gegen den Reiter, senkte den dicken buschigen Kopf und stürzte sich gerade auf das Pferd los.

Konwell hatte indessen, wie gesagt, sein Bestes gethan, um von dem angeschossenen Büffel abzukommen, wenn auch bis jetzt vergeblich; nun aber hielt es sein wackerer Renner doch selber für gerathen, dem anstürmenden Feinde auszuweichen, und auf den Hinterbeinen herumfahrend, brachte er sich und seinen Reiter bald in Sicherheit.

Indessen waren aber auch Turner und Brinks von der einen und Rawlins und Connor von der anderen Seite herangekommen, und ohne sich weiter mit dem übrigen Trupp aufzuhalten, der eben laufen mochte, wenn sie sich nur vor der Hand das eine Stück gewannen, feuerten sie ihre Büchsen in den trotzig dastehenden und sie mit gesenktem Kopf erwartenden Büffel hinein. Aber das seinem Geschick verfallene Thier hatte schon an der ersten Kugel genug bekommen. Wenn es sich auch noch eine Zeitlang auf den Füßen hielt — es war weder mehr im Stande, zu fliehen, noch Widerzu leisten; nur ein mattes, dumpfes Gebrüll stieß es aus; dann stürzte es zu Boden, um nicht wieder aufzustehen.

Der andere Trupp war indessen weit am Horizont verschwunden.

In der Verfolgung der Büffel hatten sie sich indessen einer kleinen Senkung genähert, in welcher Turner und Brinks, als sie an dem hohen Rande derselben hinjagten, niederes Gebüsch entdeckten. Brinks selber ritt auch jetzt gleich dorthin zurück, um den Platz näher zu untersuchen, und kam bald mit der fröhlichen Botschaft zurück, daß sie dort unten nicht allein genügend Holz finden würden, um ihr Fleisch zu braten, sondern auch Wasser, da eine kleine Quelle dort hindurchsickerte, so daß sie mit ihren Messern leicht einen Platz ausstechen konnten, um die klare Fluth darin zu sammeln. Uebrigens war der Ort doch wenigsten dreihundert Schritt von da entfernt, wo der jetzt verendete Büffel lag, und es wäre jedenfalls mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen, das ganze riesige Thier dorthin zu schaffen, noch dazu mit ihren abgehetzten Pferden. Auch sie selber fühlten sich viel zu erschöpft und hungrig dazu, und während Turner beordert wurde, vorauszureiten, um einen passenden Lagerplatz auszusuchen und Feuer anzuzünden, gingen die Uebrigen daran, den Büffel aufzuschärfen, die Haut zurückzulegen

und soviel von dem Fleisch abzuschneiden, als sie vor der Hand zu einer reichlichen Mahlzeit brauchten.

Turner zeigte sich auch in dem ihm gewordenen Auftrage sehr geschickt, denn als die Männer mit dem Fleisch herankamen, loderte schon ein tüchtiges Feuer empor, und die Stelle, wo es angezündet worden, erwies sich auch insofern als passend, da sie dort ihre Pferde konnten weiden lassen, ohne daß man im Stande gewesen wäre, sie auf der übrigen Prairie zu entdecken. Selbst der Schein des Feuers konnte durch die ringsum aufsteigende Erhöhung nicht bemerkt werden, und nur jetzt am Tage mußten sie sich der Gefahr aussetzen, durch den aufsteigenden Rauch von vorbeikommenden Indianern entdeckt zu werden. Aber das half jetzt Nichts; der Hunger peinigte sie viel zu sehr, um für den Augenblick an etwas Anderes zu denken, als denselben zu befriedigen, und mit einer wahren Gier bewachten sie die an die Gluth gesteckten Streifen Fleisch, um sie, kaum halb gahr, wieder abzureißen und zu verschlingen.

Wir daheim können uns auch nur selten in die Lage eines solchen armen Jägers hineindenken, der da draußen in der Wildniß herumstreift, und einzig und allein auf seine Büchse angewiesen ist,

um sich nur am Leben zu erhalten. Von Gefahren umgeben, durchstreifte er die Wildniß, und was ist nachher sein Lohn? Ein Stück Fleisch, als einzige Erquickung, und mit welchem Jubel wird selbst dieser einfache Lebensgenuß begrüßt! Dort lernt der Mensch auch genügsam sein; dort lernt er einsehen, wie wenig er eigentlich braucht, und wie viel er doch so oft verlangt. Die freie Steppe oder der düstere Wald sind sein einziges Asyl bei Nacht, mit vielleicht einer wollenen Decke, sich hinein zu hüllen; der Quell stillt seinen Durst, ein Stück Wildpret seinen Hunger, ein Weiteres kennt er — verlangt er nicht, und nur die Aufregung der Jagd entschädigt ihn für Alles, was er in besiedelten Plätzen oder volkreichen Städten zurückgelassen.

Den Jägern kam übrigens das Feuer nicht nur zum Braten ihres Fleisches zu statten, sondern auch, um sich daran zu erwärmen, denn der Wind hatte sich im Nordwesten festgesetzt und blies eiskalt über die Prairie. Bei der Hetze waren sie freilich heiß geworden, jetzt aber fing es an, sie zu frösteln, und Turner besonders schien nicht übel Lust zu haben, einen ordentlichen Holzstoß zu errichten, nur um erst einmal warm zu werden.

Aber Konwell litt das nicht, ja er warf sogar, als sie ihre Mahlzeit verzehrt hatten, die Brände auseinander und verlöschte sie zum größten Theil, denn der davon aufsteigende qualmende Rauch konnte viel gefährlicher für sie werden, als die überdies noch nicht sehr große Kälte.

Nach Dunkelwerden hatte er, wie er versicherte, Nichts gegen ein gutes Feuer einzuwenden, jetzt aber mußten sie darauf verzichten, um nicht herumstreifende Indianertrupps anzulocken, da man den Rauch auf außerordentliche Entfernung in der Prairie entdecken kann. Das Feuer selber aber lag, wie schon oben gesagt, von der ringsum aufsteigenden Erhöhung des Bodens verdeckt, und über Nacht oder vielmehr gegen Morgen konnten sie dann eine zweite Mahlzeit halten, um mit Tagesgrauen den Rückweg zu besiedelten Gegenden anzutreten. Hatten sie doch auch jetzt ihren Zweck, einen Büffel zu erlegen, vollständig erreicht.

Aber es wurde immer kälter, und um die übermäßig erhitzten Pferde nur in etwas gegen den scharfen Luftzug zu schützen, mußten sie ihnen die Decken überbinden, bis sie sich etwas abgekühlt hatten. Die Jäger suchten sich indessen, so gut es gehen wollte, ein Lager für die Nacht herzu-

richten, scharrten an Laub zusammen, was sie bekommen konnten, und rissen Grasbüschel aus, um sich nur etwas weich zu betten. Ebenso mühsam war es dabei, genügend Holz herbeizutragen, um die ganze Nacht ein Feuer zu unterhalten, denn es gab dort keinen einzigen wirklichen Baum, den sie hätten fällen können; nur eben Buschwerk und Reisig, das allerdings rasch auflodert, aber auch eben so rasch verbrennt. Doch es mußte geschafft werden und so gingen sie denn an die Arbeit, während Turner beordert wurde, indessen von dem erlegten Büffel Provisionen herbeizutragen und besonders ein paar tüchtige Markknochen auszulösen, die später in den glühenden Kohlen geröstet werden sollten.

Turner begnügte sich aber damit nicht, sondern begann den Büffel gleich vollständig abzustreifen, wozu er ihn freilich zerlegen mußte, um den gewaltigen Körper bewegen zu können, aber er arbeitete sich wenigstens warm dabei und brachte es auch noch vor Abend glücklich zu Stande.

Er allein befand sich dabei auch auf etwas höherem Grunde, wobei er einen weiteren Blick über die Prairie bekam, als die Uebrigen hatten, und wie das bei einem Jäger ganz unwillkürlich

ist, schweifte sein Auge oft von der Arbeit ab nach dem weiten Horizont hinüber, der ihn hier meergleich umgab. Er glaubte dabei allerdings nicht irgend etwas Außergewöhnliches zu sehen und es war mehr alte Gewohnheit, doch selbst der Flug eines Vogels zog seinen Blick rasch an und kein fremdartiger Gegenstand hätte ihm entgehen können.

Die Steppe lag aber still und wie ausgestorben. Manchmal strich wohl einer der kleinen Prairiefalken über ihr hin, der den Geruch des Blutes gewittert haben mochte, aber sonst ließ sich kein lebendes Wesen auf dem ganzen Plane erkennen.

Doch was war das? — Dort hinten, gerad' am Horizont und gegen den westlichen, hellerleuchteten Abendhimmel zeichneten sich dunkle Punkte ab, die nach Norden hinauf zu halten schienen. Waren das etwa andere Büffel? — Aber nein, deren Zug lag in dieser Jahreszeit nicht den kälteren Regionen zu; — Hirsche vielleicht? — aber so zahlreiche Rudel hatte er noch nie zusammen gesehen; — Indianer? — den Teufel auch, wenn das Indianer waren und nachher in Sicht ihres Lagers kamen, dann wäre ihnen freilich ein böser Stand beschieden gewesen, denn wie hätten sie hoffen dürfen, sich gegen diese Ueberzahl zu vertheidigen.

Turner packte, was er an Fleischstücken tragen konnte, auf und glitt zu ihrem Lagerplatz zurück, wo er die Freunde mit der unwillkommenen Kunde rasch auf die Füße brachte. Der alte Konwell war auch der Erste, der einen der höheren Punkte erreichte, um von da einen besseren Ueberblick über die Prairie zu gewinnen, was ihm nicht lange Zeit nahm.

„Beim Himmel!" murmelte er leise vor sich hin. „Das ist eine ganze Horde der blutigen Schufte, die sich dort herumtreiben, um den südwärts gehenden Büffeln in den Weg zu kommen. Wenn uns die auf die Fährte gerathen, sind wir verloren."

„Aber uns können sie hier doch wahrlich nicht erkennen," sagte Rawlins, der ebenfalls aufmerksam dort hinüber gesehen hatte. „Wir stehen hier viel tiefer, und wenn sie nicht gegen den hellen Horizont abstächen, würden wir nicht die Spur von ihnen zu sehen bekommen."

„Nein," nickte Konwell, wenn sie die Richtung beibehalten, der sie jetzt folgen, so haben wir allerdings Nichts zu fürchten; aber der Teufel traue. Irgend ein zufällig auftauchendes Stück Wild kann sie im Nu hier herüber jagen, und dann

brauchen sie nur eine von unseren Fährten zu kreuzen, um augenblicklich zu wissen, daß Feinde in der Nähe sind."

„Aber was können wir thun?"

„Gar nichts, als still liegen," sagte der alte Jäger, „und dabei gute Wacht halten, daß sie uns, im schlimmsten Falle, nicht unvorbereitet überraschen. Wo ist Turner?"

„Der scheint wieder in aller Gemüthsruhe zu seinem Büffel gegangen zu sein, um den völlig abzustreifen. Er entwickelt dabei eine lobenswerthe Ausdauer."

„Er hat Recht, denn die Sonne wird bald unter sein."

„Dann dürfen wir am Ende diese Nacht nicht einmal ein Feuer anzünden" brummte Brinks, „um die rothen Faullenzer nicht durch den Schein anzulocken."

„Ach was," sagte Konwell, da drinnen in der Senkung können sie das nicht erkennen; nur der Rauch wäre uns gefährlich gewesen, und brannte unser Feuer, das ich austrat, als wir unsere Mahlzeit gekocht, jetzt noch, so konnten wir uns auch darauf verlassen, die ganze Gesellschaft dort drüben heute Abend zu Gaste zu haben.

„Aber was nun?“

„Geht Ihr nur zum Lager zurück,“ sagte Konwell; „ich werde hier auf Wacht bleiben, bis ich die Rothfelle da drüben sicher entfernt weiß — oder am besten wär's vielleicht, wenn Ihr Turner helfen wolltet, das Fleisch zum Lager zu schaffen. Je weniger wir dort oben auf dem weit sichtbaren Hochland herumarbeiten, desto besser; denn wenn irgendwo, kann man uns dort am leichtesten erkennen.“

Die Männer folgten dem Rath, denn sie wußten recht gut, daß der alte Konwell die meiste Erfahrung mit den Rothhäuten und auch am längsten unter ihnen gelebt hatte. Ja an seinem Kopfe trug er sogar noch den Schnitt eines Scalpirmessers, wo einst in einem heißen Kampfe, einer ihrer Krieger, als er mit seinem Pferde gestürzt, im Begriff gewesen war, ihm die Kopfhaut abzureißen, um sie als Siegestrophäe mit nach Haus zu nehmen. Freilich wurde er nicht damit fertig, denn wie er kaum den ersten Einschnitt gemacht, schoß ihm einer von Konwell's Kameraden eine Kugel durch's Hirn, und Konwell war gerettet — aber die Narbe trug er noch bis zum heutigen Tag.

Turner fanden sie übrigens schon bei fast be-

endeter Arbeit und er lud ihnen die zerlegten Fleischstücke auf, um sie mit zum Lager zu nehmen, denn was sie die Nacht über hier oben ließen, holten sich doch nachher in der Dunkelheit die Prairiewölfe, die manchmal in Schwärmen von Hunderten die Ebene durchziehen. Er selber schleppte die schwere Büffelhaut, von der er nur den Kopf abgelöst hatte, hinter sich drei, und als Brinks mit anfassen wollte, sagte er mürrisch:

„Ach, bemüh' Dich nur jetzt nicht, mein Junge — habt Ihr mich die ganze Arbeit hier oben allein fertig machen lassen, so kann ich jetzt auch das alte Fell allein ziehen —“ und spannte sich denn auch wirklich vor, denn so ein frisch abgezogenes Büffelfell hat ein beträchtliches Gewicht.

Drüben im Westen sank jetzt die Sonne, und es fing wirklich an, bitter kalt zu werden. Der scharfe Wind hatte auch den Himmel vollständig rein gekehrt und schon traten einzelne Sterne matt hervor. Die Jäger trauten sich aber noch immer nicht, ein Feuer anzuzünden, und Konwell hatte auch seinen Posten noch nicht verlassen — jedenfalls ein Zeichen, daß er die Wilden nicht ganz entfernt glaubte. Endlich wurde es aber so dunkel, daß sich doch Nichts weiter erkennen ließ, und er kehrte langsam

zu der kleinen Senkung zurück, in welcher seine Kameraden, um sich nur etwas zu erwärmen, fest in ihre wollenen Decken eingewickelt, auf und ab liefen.

„Nun, wie ist's, Konwell; sind denn die verwünschten Rothfelle noch nicht aus Sicht?" rief ihm Rawlins entgegen, wie er ihn nur kommen sah. „Mir knurrt der Magen schon wieder, und so hundekalt ist's geworden, daß Einem ja das Mark in den Knochen friert."

„Als die Sonne unterging, hab' ich Nichts mehr von ihnen sehen können," sagte Konwell.

„Na, was zum Henker zünden wir denn da kein Feuer an?" rief Turner; „dann hat's doch keine Gefahr mehr."

„Kurz vor Sonnenuntergang," meinte Konwell, „schwenkten ein paar von ihnen nach dieser Seite ab, und ich glaubte, es wäre vielleicht sicherer, wenn wir noch ein klein wenig warteten. Können wir nachher keinen Feuerschein von dort drüben her erkennen, dann ist auch keine Gefahr, daß wir von dort aus gesehen werden."

Die Männer murrten, aber es lag auch zu viel Vernunft in dem Vorschlag, um ihn zurückzuweisen. Uebrigens schwand die Dämmerung rasch

und Konwell, als er sich von der nächsten Erhöhung nochmals überzeugt hatte, daß wirklich kein Lichtschein am weiten Horizont zu erkennen war, ging jetzt selber daran, Feuer zu schlagen und Holz aufzulegen, das indessen in ziemlich reichlichem Vorrathe von den Uebrigen herbeigetragen worden.

Von jetzt an nahm die neue Mahlzeit ihre Aufmerksamkeit vollkommen in Anspruch, und die saftigsten Stücken des erlegten Wildes wurden gebraten und unter Erzählen und Lachen verzehrt. Indessen hatte sich auch eine hinreichende Anzahl von Kohlen angesammelt, um jenen von den Jägern so gern gegessenen Leckerbissen zu bereiten: Büffelmark. Die starken ausgelösten Knochen wurden nämlich erst mit dem einen, dann mit dem anderen Ende in die Gluth geschoben, nachher — überdies mürbe von dem Feuer gemacht — mit dem Rücken ihrer schweren Jagd- oder Bowiemesser, zerschlagen und das Mark ausgesogen oder herausgestochen.

So war es etwa 9 Uhr und Zeit zum Schlafengehen geworden, als Brinks die Frage anregte, wie sie sich lagern wollten. Konwell meinte nun zwar, Einer würde abwechselnd auf Wacht bleiben müssen und die anderen Vier könnten sich entwe-

der um das Feuer herum oder zusammen auf das doch einmal abgezogene Büffelfell legen.

„Nicht war?" rief aber Turner dagegen. „Ich habe es nur dazu abgezogen, die ganze Heidenarbeit allein damit gehabt und es auch ganz allein hierher geschleppt, damit Ihr jetzt die faulen Glieder darauf recken könnt."

„Ich habe Dir helfen wollen!" rief Brinks.

„Jawohl — wie es fertig war," brummte der kleine dicke Bursch; nachher braucht' ich Dich aber leider nicht mehr. Alle können wir so nicht um's Feuer herumliegen, dazu ist nicht Holz genug da, und himmelhoch dürften wir die Flamme nicht einmal machen; da richtet Euch denn nur ein, wie Ihr wollt — ich werde Euch nicht im Wege sein, denn ich lege mich dort drüben irgendwo unter einen Busch und rolle mich in mein Fell ein."

„In Dein Fell?" rief Connor lachend; „und gehört das nicht etwa uns so gut, wie Dir?"

„Morgen könnt Ihr's bekommen" rief Turner, der recht gut wußte, daß es ihnen morgen Nichts mehr nützen würde, da es viel zu schwer und unbehilflich war, um nur je daran zu denken, es zu transportiren — „heute aber beanspruche ich es für meine Arbeit!" und ohne weiter eine Antwort

abzuwarten, wischte er sich die von den Markknochen fettig gewordenen Hände an seinen ledernen Leggins oder Hosen ab, zog sich dann das Fell ein tüchtiges Stück vom Feuer weg, und wie der Kälte zum Trotz, gerade in's Freie hinein, warf es auseinander, machte sich aus dem Sattel ein Kopfkissen, rollte sich dann, die Wolle nach Innen, hinein, und lag dort, da sich das außen noch weiche Fell überall fest an anschmiegte, so warm und behaglich wie im schönsten Bett. Er war auch rasch genug eingeschlafen, und wenn es den Uebrigen nicht ganz recht schien — denn auf dem weichen Felle hätten sie jedenfalls besser gelegen — so lachten sie doch auch wieder über den komischen Burschen und ließen ihn eben gewähren.

Und die Nacht wurde es bitter kalt; selbst das Wasser, das sie in ihren Blechbechern neben sich stehen hatten, fror zu Eis, und immer näher rückten die Jäger zu dem mühsam unterhaltenen Feuer, bis gegen Morgen auch das letzte, am Abend in Vorrath herbeigeschaffte Holz aufgelegt und zu Kohlen gebrannt war.

Endlich dämmerte der Tag, und Konwell, der eigentlich die Nacht nur wenig geschlafen, weil er die Indianer nicht aus dem Gedächtniß brachte,

war der Erste empor und auf der nächsten Höhe, um einen Blick über die Prairie zu gewinnen. Doch nirgends ließ sich auch nur das geringste Verdächtige erkennen. Soweit das Auge reichte, regte sich Nichts, und er schritt jetzt zum Feuer zurück, damit sie noch rasch ihr Frühstück bereiteten und dann an den Aufbruch dächten.

Uebrigens war es sehr gut gewesen, daß sie schon gestern Abend alles an Fleisch, was sie jetzt und auf den Marsch brauchten, zum Lager hinuntergeschafft, denn die gefräßigen Steppenwölfe hatten sich richtig in der Nacht eingefunden und stundenlang um die willkommene Beute gebissen und dann in der Nachbarschaft ihr Abendlied geheult. Selbst jetzt noch war ein Schwarm der kleinen Cayotas (die kleinste Art Wolf) damit beschäftigt, auch das letzte von dem Gerippe abzunagen, und floh erst, als Rawlins zu ihnen hinaufstieg, um zu sehen, was sie übriggelassen hätten.

„He, Turner!“ rief Brinks indessen, der am Feuer saß und sich ein Stück Fleisch briet; „Halloh! Hast Du noch nicht Lust aufzustehen? Wir sind gleich fertig, und Du mußt nachher scharf hinterhertraben.“

Er erhielt eine Antwort, aber nur eine Art

von dumpfem Knurren — kein verständliches Wort, und Brinks sah, daß sich der noch immer dicht in seine Büffelhaut eingewickelte Kamerad bewegte, oder daß vielmehr der ganze Ballen, den er bildete, eine Bewegung machte.

Brinks kümmerte sich nicht weiter um ihn und ließ ihm noch eine Zeitlang Ruhe, endlich drehte er sich doch wieder nach ihm hin, um zu sehen, ob er nicht komme, und bemerke nun, daß sich der wunderliche Ballen allerdings rege und bald nach der, bald nach jener Seite schwanke, von Turner selber aber war noch keine Spur zu erkennen, und nur ein dumpfer Laut ließ sich hören, der aus der Haut herausdrang.

„Was treibt denn Turner da oben?" fragte Konwell, der gerade sein Pferd eingefangen hatte und zum Feuer brachte, um es nachher gleich zu satteln. „Will denn der heute nicht frühstücken? Er ist doch sonst wahrhaftig nicht der Letzte dabei."

„Gott weiß, was er hat!" schüttelte Brinks mit dem Kopfe. „Mann kann aber gar Nichts von ihm sehen, so fest ist er eingewickelt."

„Er wird doch nicht krank geworden sein?"

„Ach bewahre — heh, Turner! Frühstück ist fertig!"

Wieder antwortete nur ein dumpfer Laut, und Konwell, jetzt wirklich besorgt, daß dem Kameraden ein Unglück könne zugestoßen sein, war mit wenigen Sätzen bei ihm. Kaum hatte er aber nur die Hand auf die Stelle der Haut gelegt, wo er die Schulter Turner's vermuthete, als er laut aufjubelte und dann, noch immer lachend, rief:

„Heh Brinks, Connor, Rawlins, kommt einmal her — Turner ist eingefroren!"

Die jungen Burschen waren im Nu zur Stelle, und jetzt erhob sich in der That ein ordentlich wieherndes Gelächter der Jäger, als sie sahen, in welcher Lage sich der arme Teufel befand.

Die nasse, frisch abgezogene Haut hatte sich nämlich gestern Abend weich um den Körper des Schlafenden geschmiegt, so daß er die Kälte da draußen nicht im Mindesten empfand; wie es aber kälter und kälter wurde und die in der Haut eingeschlossene Körperwärme des Schlafenden nicht durch die dichte Wolle des Felles dringen konnte, fror die äußere nasse Seite und umschloß jetzt den darin Befindlichen, der nicht einmal einen Arm regen konnte, um sich zu befreien, so fest, als ob er in einer eisernen Kapsel gesteckt hätte.

„Hilfe!" hörten sie jetzt den dumpfen Laut

aus dem Felle heraus, das allerdings in der Nähe des Mundes schon durch den warmen Athem weich geblieben war, aber doch so überhing, um ihm kaum mehr Raum zu gönnen, als er zum Leben nothwendig brauchte. „Wickelt mich doch nur einmal aus dem verwünschten Fell heraus!“

„Alle Wetter!“ schrie Rawlins, „der steckt fest!“

„Tragt ihn zum Feuer hinunter,“ sagte Konwell, „dort können wir ihn am besten wieder aufthauen.“

„Tragen? — den schweren Kerl?“ rief Brinks, „der uns noch dazu gestern Abend nicht einmal erlauben wollte, auf dem Fell zu schlafen? — Rollt ihn hinunter; die Haut ist ja so fest wie Stein — dort mag er eine Weile liegen, bis er frei kommt.“

Der Vorschlag stimmte zu sehr mit der wilden Laune der Uebrigen, als daß sie ihm nicht hätten Folge leisten sollen, und ohne Weiteres faßten sie jetzt zusammen an und rollten den in die gefrorene Haut Eingekapselten zu dem Feuer nieder.

„Donnerwetter!“ schrie Turner, „ich werde ja ganz schwindlich!“ — aber es half ihm Nichts. Unter Jubeln und Jauchzen wurde er von seinen vier Kameraden dem Feuer zugerollt, an dem sie

ihn wollten aufthauen lassen, um ihn aus seiner unbequemen Lage zu befreien. Unterwegs aber fiel Konwell auf einen neuen Gedanken, und kaum hatten sie ihn neben den Kohlen, als er den Gefährten zuwinkte und rief:

„Alle Wetter, Jungens, was ist das? Zu Euern Büchsen! Dort drüben kommen die Indianer!“

„O weh!“ schrie Turner aus dem Fell heraus; „wickelt mich auf, daß ich nur die Arme freibekomme!“

„Zu Euern Pferden! In den Sattel! schrie aber Konwell wieder, „da ist die ganze Bande!“ und dabei griff er seine Büchse auf nnd feuerte sie gegen den Himmel ab.

Der in der Büffelhaut Steckende wand und krümmte sich — wenn ihn die Indianer so überraschten, war er verloren — aber das gefrorene Fell hielt fest, er konnte nicht einmal einen seiner Arme freibekommen und Brinks wie Connor, ebenfalls auf den Scherz eingehend, schossen jetzt rasch hinter einander ihre Gewehre in's Blaue ab, sprangen dann zu ihren Pferden und galoppirten davon. Zu gleicher Zeit stießen sie aber den indianischen Schlachtschrei aus und Turner gab sich für verloren.

Regungslos blieb er nun eine ganze Weile in seiner Haut liegen und murmelte endlich halblaut vor sich hin:

„Hol' mich Dieser und Jener, wenn das nicht zu toll ist! Dieses Lumpengesindel läßt mich im Stich; wenn sie mich nur wenigstens auf die Kohlen gelegt hätten, daß ich aufthaute. Ich glaubte, der Ochse, der früher in der Haut steckte, und dem sie gehörte, wäre schlimm daran gewesen, als ihn unsere Kugeln trafen, aber Dem, der jetzt drin steckt, geht's noch ein ganz Theil schlechter. Büffeljagd! Mich erwische einmal wieder Einer auf der Büffeljagd; wenn ich nur erst wieder aus der Klemme heraus wäre."

Lautes schallendes Gelächter unterbrach plötzlich sein Selbstgespräch, denn die Kameraden, die nur eine kurze Strecke fortgesprengt und dann leise zurückgeschlichen waren, hatten ihm zugehört.

„Ach, Turner," rief Brinks, „wie geht's, alter Junge, haben Dich die Rothfelle noch nicht scalpirt?"

„Ach, geht zum Teufel!" brummte Turner, der jetzt wohl merkte, daß sie einen tollen Scherz mit ihm getrieben, wenn es ihm auch so wohl lieber sein mochte, als wirklicher Ernst, der ihm

jedenfalls sein Leben gekostet hätte. „Will denn Keiner das verwünschte Fell einmal auseinanderbrechen?“

Das mußte nun auch wirklich geschehen, denn der arme Tropf hatte jedenfalls Angst genug darin ausgestanden, aber doch nicht so leicht, als sie geglaubt, denn die steinhart gefrorenen Falten der zähen Haut gaben nur schwer nach. Der vordere Theil schien aber doch durch das Feuer, neben das sie ihn gelegt, etwas aufgethaut. Es gelang ihnen endlich, wenigstens einen Arm des Gefangenen frei zu machen, dann konnte er selber nachhelfen, und bald hatten sie ihn so weit, daß er mit seinem Oberkörper los kam und nun aus der Hülse, wie der Schmetterling aus der Puppe, herauszuschlüpfen vermochte.

Wie aber sah der arme Teufel aus! Todtenbleich und von Angstschweiß völlig durchnäßt, arbeitete er sich zu Tag, denn der Scherz war doch ein wenig zu derb gewesen. Er schien auch im ersten Augenblicke nicht übel Lust zu haben, seinem Zorne Luft zu machen, und kauerte mit finster zusammengezogenen Brauen am Feuer nieder. Als sein Auge aber zufällig auf die Schale fiel, in der er gesteckt, mußte er doch selber lachen,

schwur aber einen heiligen Eid, das sei das erste und letzte Mal gewesen, daß er sich in einer kalten Nacht in eine frische Büffelhaut eingewickelt habe.

An raschen Aufbruch durften die Jäger noch nicht denken, denn Turner mußte sich erst vor allen Dingen trocknen, und die Uebrigen bereiteten ihm indessen mit außergewöhnlicher Geschäftigkeit sein Frühstück. Das rührte ihn, und als sie etwa zwei Stunden später ihren Marsch von Neuem antraten, waren sie wieder die besten Freunde.

Uebrigens wandten sie ihren Lauf jetzt scharf nach Osten, denn der gestrige Indianertrupp hatte sie doch belehrt, daß sich die herumstreifenden Horden der Wilden ganz in ihrer Nähe befanden, und ein Zusammentreffen mit ihnen wäre nichts weniger als angenehm gewesen. Mundvorräthe führten sie jetzt ja auch auf einige Tage mit sich, und nur zum Andenken an die Büffelhaut schlug sich Turner noch von dem Schädel des Büffels eines der kurzen dicken schwarzen Hörner ab, um sich einen Messergriff davon zu machen.

Erst am dritten Tage von da ab trafen sie auf Indianer, aber es waren friedliche Chocktaws, deren Territorium sie jetzt erreicht hatten, und wenn diese auch eben nicht gern weiße Jäger in

ihren Jagdgründen sahen, unternahmen sie wenigstens nichts Feindseliges gegen sie, ja gaben ihnen sogar die genaue Richtung an, auf welcher sie die erste Ansiedelung von Weißen, eine von diesen an der Grenze erbaute keine Festung, am schnellsten erreichen konnten.

So gelangten sie wieder in die Staaten zurück. Konwell, Connor und Brinks beschlossen im nächsten Jahre einen neuen Jagdzug in die nämliche Gegend; Turner aber erklärte, daß er zu Hause bleibe — er hatte an dem einen Mal genug.

Eine Taufe unter den Fulahs.

Eine ziemliche Strecke am Senegal hinauf, an der Westküste Afrika's, lag ein freundliches Dorf der Fulahs, eines intelligenten, mächtigen Negerstammes, der sich zum größten Theil zur mahomedanischen Religion bekennt. Viele der Stämme haben freilich noch einen Theil ihrer alten heidnischen Gebräuche beibehalten und dabei den Islam in wunderlicher Weise mit dem Fetischdienst vermischt, aber schon ihre ganze Regierungsweise ist mahomedanisch, wie denn auch ihr Oberhaupt „Beherrscher der Gläubigen" genannt wird.

Allerdings hatten christliche Missionaire auch in diesem Lande versucht, die Bewohner von ihrer Irrlehre zu bekehren, aber doch nur mit sehr geringem Erfolg, denn in den Hauptstädten war der Islam zu mächtig und im Innern das Volk zu gleichgültig, um einen günstigen und entscheidenden Erfolg zu erzielen. Außerdem ist es eine

eigenthümliche Thatsache, daß jeder Glauben auch ein bestimmtes Klima verlangt, in dem er nur allein gedeihen und wachsen kann, und wie Erfahrung gelehrt, scheint der protestantische am Wenigsten unter den Tropen fortzukommen.

Schon in Europa finden wir das bestätigt, wo er nur im Norden fest und dauernde Wurzel schlagen konnte, und selbst in Deutschland sehen wir die südlichen und wärmeren Staaten fast ausschließlich von Katholiken bewohnt, während sich die dort lebenden, vereinzelten Protestanten nur mit der Unterstützung des Nordens ihre Kirchen bauen können.

In fremden Welttheilen tritt uns das aber noch viel deutlicher vor Augen, und trotz der massenhaften Bibelvertheilung englischer, protestantischer Gesellschaften, trotz der massenhaften Auswanderung nordamerikanischer Missionaire in alle Welten — und trotz den rosenfarbenen Berichten, die sie von überall her einschicken, sind ihre Erfolge doch in allen jenen Ländern außerordentlich gering. Ja, wo sie wirklich zuerst eintrafen und Propaganda für ihre Kirche machten, wandten sich die bekehrten Eingeborenen später in sehr vielen Fällen dem Katholicismus zu, sobald dessen Priester

ihnen die neue Lehre predigten, und besonders in den Südsee-Inseln finden wir dafür den Beweis, denn nur eigentlich auf den Hawai'schen Inseln — und auch dort nur durch Polizeigewalt, konnte sich der protestantische Glaube als Landesreligion halten.

Die Missionaire mußten die außergewöhnlichsten Anstrengungen machen, um den Katholicismus nicht aufkommen zu lassen. Wer nur einer Neigung dazu verdächtig war, wurde verurtheilt, an den Straßen zu arbeiten. Leute, die nicht in der von ihnen übersetzten, protestantischen Bibel lesen konnten, erhielten keine Erlaubniß zum Heirathen, und viele andere solche gewaltthätige Gesetze wurden gegeben, die in unserem Glauben schwerlich ihre Berechtigung fanden.

Noch mehr aber als der Katholicismus sagte den südlichen Völkern, wenn sie ja ihre Religion wechseln mußten, der Islam zu, und alle die Stämme und Nationen z. B. im ganzen ostindischen Archipel und an den asiatischen und afrikanischen Küsten, die nicht ihren alten Glauben beibehielten, sind viel leichter zur muhamedanischen als zur christlichen Religion bekehrt worden und haben auch, trotz der verschiedensten Bekehrungsversuche, hartnäckig daran festgehalten.

Aber die Nordamerikaner sind ebenfalls ein zähes Volk, das nicht so leicht von einem einmal erfaßten Gegenstand, sei es im Guten oder Bösen, wieder abläßt. Sie haben in ihrem Lande ordentliche Seminare, in welchen ihre Missionsprediger ausgebildet und auf die Länder, denen sie ihre Thätigkeit widmen wollen, vorbereitet werden, und kaum einen Punkt der Erde giebt es, auf den sie ihre Thätigkeit nicht erstreckt, oder doch wenigstens den Versuch gemacht hätten, ihre Lehre dorthin zu verpflanzen.

Besonders fleißig und unternehmend sind dabei die Methodisten, eine außerordentlich exaltirte, protestantische Sekte, die auch deshalb fast alle amerikanischen Neger zu ihren Anhängern zählt, weil bei ihnen gerade die äußere Form so vorherrschend ist. Der heilige Geist — wie sie sich ausdrücken — befällt die Gläubigen. Wenn derselbe über sie kommt, fangen sie an zu jauchzen, der Schaum tritt ihnen auf die Lippen, sie beginnen zu rasen und zu toben und stürz enzuletzt — genau wie es die mahomedanischen Derwische thun — in einer Verzückung zusammen.

Von dieser Sekte gehen die meisten Missionaire aus, und schon in den vereinigten Staaten findet man sie überall verbreitet. Ja im ganzen Westen

derselben haben sie, besonders unter den für das Uebernatürliche am Meisten empfänglichen Frauen, auch die zahlreichsten Anhänger, und wo sich Pioniere der Mission in fremden Welttheilen zuerst eines Erfolges erfreuten, waren es besonders diese Methodisten. Es läßt sich deshalb denken, daß sie auch die Westküste Afrika's nicht außer Acht ließen, denn alle handeltreibenden Nationen sandten immer die Missionaire voraus, um das Volk für einen Verkehr mit anderen Völkern vorzubereiten, was besonders die Engländer auszubeuten verstanden.

Auch bei den Fulahs hatten vorzüglich amerikanische Missionaire dieser Sekte ihr Glück versucht, bis jetzt aber immer mit sehr mittelmäßigem Erfolg, denn die Fulahs selber hingen entweder an der einmal angenommenen, mahomedanischen Lehre, oder wollten überhaupt von keiner Bekehrung wissen, die ihnen nicht auch zugleich einen praktischen Nutzen brachte. Wenn die Missionaire freilich an solche, die ihren Predigten zuhörten, wollene Decken, Glasperlen und sonstige wünschenswerthe Gegenstände vertheilten, so fanden sie sich wohl bei der Versammlung ein, hörten auch andächtig zu und machten nicht einmal große Einwendungen, wenn sie getauft werden sollten. Die

Missionaire hatten aber weiter keinen Nutzen und Erfolg davon, als daß sie ihre Geschenke los wurden und nach Hause berichten konnten, sie hätten wieder so und so viele Heiden dem Bund des Christenthums gewonnen. Mit den Heiden blieb es gewöhnlich beim Alten, und das Taufwasser war an ihnen kaum getrocknet, als sie schon Nichts mehr von der neuen Religion wußten oder wissen wollten.

Solche Enttäuschungen hatte Einer der eifrigsten Missionaire, ein Mr. Ezra Bowring, besonders häufig erlebt, ohne dadurch im Geringsten entmuthigt zu werden. Er kämpfte nach seiner festen Ueberzeugung für eine gute Sache, und da die Fulahs doch schon zum großen Theil von ihrem wilden Heidenthum zum mahomedanischen Glauben übergetreten waren, so gab er auch die Hoffnung nicht auf, sie noch einen Schritt weiter zu führen und zum Christenthum zu bringen. Freilich sah er dabei ein, daß das auf dem alten Wege — durch Geschenke und Versprechungen — nicht möglich sein würde, denn er hatte noch nie etwas Anderes dadurch erreicht, als daß sie die Geschenke nahmen, und dann doch nach wie vor in ihrem alten „Aberglauben“ verharrten. Er

beschloß deshalb, es jetzt in einer anderen und mehr praktischen Weise anzufangen, und wie nur wieder ein Schiff von den alten Staaten eintraf und ihm die Mittel verschaffte, eine größere Reise in das Innere zu unternehmen, ging er mit frischem Muth an die Ausführuug seines Planes, der in nichts Geringerem bestand, als vor allen Dingen die Frauen für seine Lehre zu gewinnen. Gelang ihm das, so stand er nicht mehr allein, sondern hatte Tausende von Bundesgenossen, die für ihn arbeiteten und ihn unterstützten, und er zweifelte deshalb auch keinen Augenblick mehr an seinem endlichen Erfolg.

Seine Ausrüstung war bald gemacht. Er kaufte sich einen der gewöhnlichen Missionswagen, in welchem er auch in wilden Gegenden übernachten konnte, und auf dem er zugleich seine Provisionen und was er sonst unterwegs brauchte, mit sich führte. Dann schiffte er sich auf einem der französischen Dampfer, die den unteren Theil des Senegal befuhren, ein, um eine große Strecke seines Weges in größerer Bequemlichkeit zurücklegen zu können, und stieg erst am letzten Landungsplatz aus, um von hier ab seine Reise mit dem eigenen Fuhrwerk fortzusetzen.

Ochsen, die seinen Wagen ziehen sollten, mußte er sich hier allerdings erst kaufen, und auch Treiber dazu miethen, das aber war nur mit geringen Schwierigkeiten verknüpft. Es standen ihm genügende Mittel zu Gebote, sich alles Nöthige anzuschaffen, und schon am zweiten Tag sah er sich im Stande, seine Landreise anzutreten.

Dort gleich an Ort und Stelle zu beginnen, verhinderten ihn nämlich verschiedene Rücksichten. Erstlich wohnten dort zu viele Fremde, französische und portugiesische Sklavenhändler, die einer wirklichen und ernstlich gemeinten Mission nur störend entgegenwirken. Können sie doch den Eingeborenen als keineswegs empfehlenswerthe Anhänger eines fremden Glaubens gelten, und dann legen sie den Missionairen noch außerdem jedes mögliche Hinderniß in den Weg, ja suchen sie sogar bei der Bevölkerung zu verdächtigen, als trieben sie Zauberei und andere verbotene Künste. Je weiter er diesen aus dem Wege ging, desto besser, und ohne deshalb auch nur irgendwen mit seinen Absichten und Plänen bekannt zu machen, bestieg er sein bescheidenes Fuhrwerk, einen mit einer Plane überspannten, gewöhnlichen Leiterwagen, und fuhr muthig und seinem guten Werk vertrauend in die Wildniß hinein.

Alle diese Missionaire sind aber auch in der That zugleich Handelsleute, führen wenigstens stets eine Quantität von Waaren mit sich, die sie, wenn nöthig, entweder verwerthen, oder auch zum Eintausch dessen, was sie brauchen, verwenden und haben sich so jedenfalls für alle Fälle gerüstet. Verstehen sie dann auch noch mit der Büchse umzugehen, um im schlimmsten Fall ihren Lebensunterhalt zeitweilig auf der Jagd zu finden, so sind sie für Alles gerüstet und können die wildesten Strecken ruhig betreten.

Sonderbarer Weise ist das Letztere aber sehr selten mit den amerikanischen Missionairen der Fall; besonders scheinen sich die Methodisten der Jagd entschieden zu enthalten, und selbst mitten in den amerikanischen Wildnissen wird man sie nie mit einer Büchse auf der Schulter treffen. — Auch unser Reverend, Mr. Bowring, führte wohl ein altes Gewehr und etwas Munition bei sich, aber nur zu dem Zweck, um Nachts — wenn wilde Thiere seinem Lager nahen sollten — Schreckschüsse abzufeuern. Er würde nie daran gedacht haben, auf ihre Vernichtung auszugehen.

So setzte er seinen Marsch ununterbrochen sechs Tage fort, bis er jenes vorerwähnte Dorf er-

reichte, das ihm weit genug ab von jedem unmittelbaren, europäischen Verkehr zu liegen schien, um es nicht allein zum Anfangs-, sondern auch zum späteren Mittelpunkt seiner Wirksamkeit zu machen.

Es war in der That ein reizendes Fleckchen Erde, das nicht mehr den tödtlichen Miasmen der Niederungen und Sümpfe ausgesetzt war und schon am Fuß des höheren Landes liegend, von Hügeln eingeschlossen und von einem klaren, kühlen Bergwasser durchströmt, mit allem Zauber tropischer Vegetation ausgestattet ein glückliches, zufriedenes Völkchen barg. Der Ort mochte etwa drei- oder vierhundert Hütten zählen, zwischen denen sich eine einfache, kunstlose Moschee erhob. Der größte Theil der Einwohner gehörte auch in der That dem Islam an. Trotzdem lebten noch viele Fetischdiener zwischen ihnen, ohne daß sie von den wenigen Derwischen, denen der Gottesdienst oblag, belästigt worden wären. Diese schienen es vielmehr der Zeit zu überlassen, die noch rückständigen Heiden zu bekehren und lebten dadurch auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihnen; ja gerade die Heiden kamen am häufigsten zu ihnen, um sich Rath zu holen, oder in irgend einem Fall ihre Hilfe zu erbitten, und gingen dann auch selten fehl.

Der amerikanische Missionair verweilte dort einige Tage, und mit der Sprache der Fulahs, nach einem vierjährigen Aufenthalt in ihrem Lande, genau vertraut, lernte er rasch die einfachen und „interessanten“ Verhältnisse des kleinen Ortes kennen. Außerdem fand er bald, nach vorläufigen und vorsichtigen Erkundigungen, die er unter der Hand einzog, daß man ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legen würde, wenn er seine Lehre predigen wollte. So viele Missionaire hatten schon das Land besucht, und dabei nicht den geringsten Schaden gethan, daß selbst die Derwische gleichgültig gegen solche wandernde Priester geworden waren und sie ruhig gewähren ließen. Brachten sie doch auch stets eine Menge nützlicher und angenehmer Geschenke mit, und um den Preis konnte man es ihnen schon gestatten, ein paar Reden zu halten und dem Volke — wie sie sich in ihrer morgenländischen Weise ausdrückten: „Märchen zu erzählen.“ Nachher zogen sie wieder weiter, und alles Andere blieb beim Alten.

In Etwas überraschte sie aber der neue Geistliche dadurch, daß er sich mit den Männern gar nicht befaßte und erklärte, nur den Frauen predigen zu wollen. Er denke nicht daran, wie

er sagte, irgendwen zu bekehren, sondern wolle ihnen nur die Lehre der christlichen Liebe in die Herzen pflanzen, damit sie ihre Kinder darnach erziehen und gute Menschen aus ihnen machen könnten.

Natürlich verfehlte das seine Wirkung auf die Frauen nicht, und als er nach einiger Zeit diese Alle zu sich einlud, um ihn anzuhören, kamen sie in Masse herbei; denn die Frauen der Fulahs wollten gerade so gern Alles wissen — ohne dabei im Geringsten neugierig zu sein — wie unsere eigenen europäischen Damen. Der Unterschied lag nur in der Farbe.

Der bestimmte Tag brach an, und da Mr. Bowring, der wie gesagt seinen kleinen Hausrath in seinem Planwagen bei sich führte und seine stete Wohnung darin hatte, selbstverständlich die Moschee nicht zu seiner Predigt benutzen durfte, weil er sie sonst, nach dem Glauben der Muhamedaner, entweiht hätte, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als im Freien zu predigen und zwar von seinem eigenen Wagen herab.

Dieser war, aus den Pallisaden heraus, die sich der Amerikaner zum Schutz gegen wilde Thiere gebaut, auf einen freien Platz gezogen, die Plane

wurde von dem hinteren Theil desselben zurückgeschlagen, und dort stand der Geistliche, der von hier aus die zahlreich versammelten Frauen am Besten überblicken konnte, und begann seine Predigt.

Bowring war übrigens, in Ausnahme von den gewöhnlichen Methodistenpriestern, die in einem monotonen, näselnden Schnarren die höchste Salbung zu finden glauben, ein ganz tüchtiger und gewandter Redner, der dabei der Sprache vollkommen mächtig und mit einem bestimmten Ziel vor Augen in seinem Thema kaum verfehlen konnte, Eindruck auf seine Zuhörerinnen zu machen. Er sprach nämlich zu ihnen Anfangs allerdings von der freundlichen Duldung der christlichen Religion — wobei er sich wohl hütete, des dreißigjährigen Krieges oder sonstiger Juden- und anderer Verfolgungen Erwähnung zu thun. Er schilderte nur die sanfte Lehre Christi in einfachen Worten und ging dann ohne Weiteres darauf über, ihnen zu erzählen, wie liebevoll und mit welcher Achtung die Frauen in christlichen Ländern von ihren Gatten behandelt würden und behandelt werden müßten, wenn nicht das Gesetz Zuwiderhandelnde treffen solle. Dann beschrieb er ihnen die häuslichen Sitten Amerika's, die Gewalt, welche die

Frau dort über ihren Mann ausübe, der, wenn erst verheirathet, keine weiteren Frauen nehmen und außerdem nicht daran denken dürfe, sie zu irgend einer Arbeit zu zwingen, ja daß eine nur einigermaßen wohlhabende Frau sich sogar nicht einmal um die einfachsten und leichtesten Angelegenheiten zu kümmern brauche, sondern das Alles den zahlreichen Dienstboten oder Sklaven überlassen müsse. Sie selber habe dabei Nichts zu thun, als Schmuck und schöne Kleider zu tragen und ihren Vergnügen nachzugehen.

Anders freilich sei die Frau, wie er fortfuhr, in den Ländern gestellt, welche Mahomed als den einzig wahren Propheten erkennten, und noch schlimmer bei den Anbetern von Götterbildern, wo sie wenig mehr als Sklavin des Mannes wäre — aber er rieth ihnen nicht ihren Glauben zu ändern. Der einzig wahre Gott, wie er auch heiße, habe das Alles weise angerichtet, damit der Mensch nicht auf einmal zur vollen Glückseligkeit übergehe. Zuerst lebe er noch im Stande des Heidenthums, dann trete er zum Islam über, und zuletzt führte ihn der Herr doch in seiner Liebe zum rechten Glauben.

Damit schlug er das Buch, welches er bis dahin in der Hand gehalten, zu, bückte sich hinter

die Plane, welche ihn den Blicken seiner aufmerksamen Zuhörerinnen entzog und hatte seine Predigt für heute geschlossen. — Aber der ausgestreute Same wirkte.

Acht Tage zeigte er sich nicht unter den Bewohnern des Dorfes, und seine mitgebrachten Diener mußten Jedem, der nach ihm fragte, sagen, daß er in seinem Wagen im Gebet vor Gott läge.

Auch das machte einen guten Eindruck auf die Fulah-Frauen. Er war überhaupt anders als die weißen Fremden, die sie bis jetzt gesehen; er trank keine spirituösen Getränke, was die Weißen nur zu häufig und im Uebermaß thaten; er war nie ungezogen oder roh gegen die Frauen und Mädchen, sondern behandelte sie stets mit größter Achtung; er vertheilte auch häufig Geschenke unter sie, und zahlte doch Alles, was er von ihnen brauchte, war also jedenfalls ein braver, rechtschaffener Mensch, von dem man nur Gutes lernen konnte. Der weibliche Theil der Bevölkerung erwartete auch in der That mit Ungeduld den nächsten Tag, an welchem er wieder predigen würde, und als es endlich geschah, fehlte wohl kaum Eine von Allen aus dem ganzeu Dorfe. Selbst die Kinder hatten sie mitgebracht, und manche von

den Männern fanden sich ebenfalls ein, um doch auch einmal zu hören, was der bleiche, magere Mann Alles vorbringen würde.

Mr. Bowring war aber heute vorsichtig und erging sich weniger darin, daß die Frauen, wenn sie Christinnen geworden wären, Nichts mehr zu arbeiten brauchten, sondern schilderte vielmehr wieder das freundliche Familienleben seines Landes, erzählte, wie sorgsam die Eltern ihre Kinder erzögen und sie etwas Tüchtiges lernen ließen damit sie später im Stande wären, sich viel Geld zu verdienen und angesehene Leute zu werden, und ließ, als er schloß — während er die Frauen nur noch mehr in ihrer guten Meinung von ihm bestärkt hatte, auch bei den Männern einen nicht ungünstigen Eindruck zurück. — Aber selbst das genügte ihm nicht.

Ezra Bowring war ein durchaus praktischer Mensch, der Alles, was er angriff, auch am rechten Ende packte — ein ächter Yankee in Fleisch und Blut, und dabei klug genug um Alle, mit denen er es zu thun bekam, rasch zu durchschauen. Selbst die Derwische hatte er sich durch freigebige Geschenke und indem er es sorgfältig vermied, ihnen gegenüber in Religionssachen eine Meinung aus-

zusprechen, schon zu Freunden gemacht, und das war ihm auch mit dem ersten Häuptling des Dorfes so weit gelungen, daß dieser ihn selber in seine Hütte führte und sich von seinem fernen Vaterland erzählen ließ. Dabei konnte es dem Amerikaner nicht entgehen, daß hier zwei Sachen zusammenwirkten, die er, wenn geschickt benutzt, sehr zu seinem Vortheil ausbeuten konnte. Erstlich stand der Häuptling einer Streitsache wegen, die er über zwei Joch Ochsen mit den Derwischen gehabt, diesen nicht gerade freundlich gegenüber, und dann machten ihm in seinem eigenen Hause sieben angetraute Frauen das Leben schwer, so daß er in aller Verzweiflung schon anfing sich dem Trunk zu ergeben.

Da kam Ezra Bowring und versprach ihm in beiden Fällen Abhilfe, wenn er ihm und seiner Lehre folgen wolle. Die christliche Religion geböte nämlich, daß jeder Mann nur eine Frau haben dürfe. Sobald er sich also zu diesem Glauben öffentlich bekennen würde, verstand es sich von selbst, daß er von seinen sieben Frauen nur Eine auszuwählen brauchte die er bei sich behielt. Die Ehe mit den anderen Sechs aber wäre dadurch gelöst, und sie hätten vollständig das Recht ver-

loren, sich um seine Familienangelegenheiten zu bekümmern.

Der Häuptling war nach dieser Unterredung sehr nachdenkend geworden und hatte in den nächsten Tagen mehrere geheime Besprechungen mit anderen Leidensgefährten gehabt; kurz, es fing an ein unruhiger, unheimlicher Geist in dem Dorfe umzugehen, der sich besonders dadurch als der muhamedanischen Religion nicht günstig herausstellte, daß am nächsten Freitag nur sehr wenige Gläubige die Moschee besuchten, und die Derwische, wie wir sagen, vor leeren Bänken oder dort vielmehr vor leeren Matten predigen mußten. Noch fürchteten sie allerdings nicht das Schlimmste und schrieben dies entschiedene Ausbleiben der „Gläubigen" einem zufälligen Umstande zu, aber sie sollten über den wirklichen Thatbestand nicht lange in Zweifel bleiben.

Schon am nächsten Tag berief der Häuptling oder Sheik eine Versammlung der Großen seines Dorfes, zu welcher weder die Derwische noch Frauen Zutritt hatten, und dort schilderte er in beredten Worten die Vortheile, deren sie theilhaftig werden konnten, wenn sie sich zu der christlichen Lehre bekennen und ebensowohl ihrem

alten Heidenthum wie dem Islam entsagen wollten. Der Zustimmung der Frauen waren sie dabei gewiß, denn diese hatten schon lange für den Fremden Partei ergriffen und da der neue Geistliche Geschenke unter sie vertheilte, während die Derwische nur fortwährend Steuern und Pflichttheile verlangten und eintrieben, so mußte sich auch in dieser Hinsicht ihre Lage wesentlich verbessern. Den Ausschlag bei der Verhandlung gab aber die Kunde, daß man sich mit der Annahme der neuen Religion aller alten Frauen entledigen könnte. Von da ab wurde die Versammlung stürmisch und einige alte Heißsporne verlangten sogar augenblicklichen Uebertritt und Beseitigung schwebender Hinternisse.

Dagegen stimmte der Häuptling und zwar aus sehr triftigen Gründen. Jetzt — wie er erklärte, hätten sie die Frauen alle auf ihrer Seite und die muhamedanische Geistlichkeit fände an den Gegnern keinen Halt; erführen diese aber, um was es sich eigentlich handele, so wäre eine nicht zu verachtende Opposition zu erwarten. Von dem Ausscheiden der überzähligen Frauen dürfe deshalb keine Rede sein, bis der Uebertritt nicht wirklich erfolgt und also ein Rückgängigmachen

des Geschehenen nicht mehr möglich wäre; auf morgen früh berufe er deshalb auch eine allgemeine Versammlung, zu welcher der Geistliche eingeladen werden solle, und an dem nämlichen Abend möge dann die Taufe sein. Folgte in solcher Art Schlag auf Schlag, so blieb den Derwischen auch keine Zeit, sich mit ihrer Klage an den Fürsten und die hohe Geistlichkeit zu wenden, und selbst die Frauen mußten sich dem Unabwendbaren geduldig fügen.

Ein Geheimniß, das mehr als Einer weiß, ist eigentlich kein Geheimniß mehr, und die Derwische hätten eben keine — Derwische sein müssen, wenn sie nicht noch an dem nämlichen Abend wenigstens das Wichtigste der Verhandlung: den beabsichtigten Uebertritt des ganzen Stammes zur christlichen Religion, herausbekommen. Es läßt sich auch denken, wie sie darüber erschraken; denn nicht allein gefährdete es ihre eigene Existenz, sondern mußte sie auch, ihren Vorgesetzten gegenüber, dem schlimmsten Verdacht aussetzen, ihr Amt schlecht verwaltet und die ihnen anvertraute „Heerde" ohne Hirten gelassen zu haben. Sie thaten auch wirklich für den Augenblick Alles, was in ihren Kräften stand. Eine Bote wurde noch in der

nämlichen Nacht nach der Hauptstadt gesandt — die er freilich frühstens in vier Tagen erreichen konnte, und beide Geistliche suchten selber den Häuptling auf, um diesen auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der er sich an Seele wie Körper bei einer solchen übereilten und gottlosen Maßregel aussetze. Dieser aber — ob er etwas Aehnliches geahnt, oder sich selber nicht recht sicher fühlte — war noch an demselben Nachmittag mit drei der einflußreichsten Fulahs des Dorfes hinaus auf die Jagd gegangen — angeblich um einem Löwen aufzulauern, der schon mehrere Nächte hindurch ihr Dorf umschlichen und in der letzten sogar ein Rind geraubt hatte — in Wirklichkeit aber nur um etwaigen, doch gefürchteten Einsprüchen aus dem Wege zu sein.

War die Sache einmal geschehen, so ließ sich Nichts mehr daran ändern, aber vorher wünschten sie doch allen etwa möglichen Erörterungen auszuweichen.

Den größten Triumph feierte indessen an diesem Abend Ezra Bowring; denn ehe der Häuptling das Dorf verließ, hatte er diesen mit seiner Absicht bekannt gemacht und ihn beauftragt, die nöthigen Vorbereitungen für den nächsten Tag zu treffen.

So hatte er denn jetzt sein Ziel erreicht — das höchste Streben seines ganzen Lebens, und morgen Abend schon konnte er einen expressen Boten mit einem Brief an „the board of Missionaries“ senden, um ihnen mitzutheilen, daß er an einem Tage so und so viel tausend Seelen dem ewigen Verderben entrissen und der Gemeinschaft der Methodisten gewonnen habe. — Aber er hütete sich wohl, irgend Jemand hier im Ort ahnen zu lassen, wie glücklich er sich darüber fühle, sondern hielt sich an dem ganzen Nachmittag verschlossen in seinem Zeltwagen; ja selbst als gegen Abend Einer der Derwische kam und ihn zu sprechen verlangte, mußte ihn sein Diener abweisen. Sein Herr sei krank, lautete die Entschuldigung — er liege auf seinem Bett, schlafe und dürfe nicht gestört werden.

Der nächste Tag brach an und mit ihm kam ein ganz merkwürdig reges Treiben in den kleinen Ort. Schon lange vor Sonnenaufgang waren die Frauen beschäftigt, sich an dem kleinen Bergstrom zu waschen und zu putzen, und selbst die Männer strichen sich frisch mit Fett an und ölten sich das wollige Haar, daß es glänzte. Auch bunte Tücher banden sie sich um die Hüften und

warfen ihre Binsenmäntel um, kurz Alles zeigte an, daß etwas Außerordentliches im Werke sei. Kaum war das Frühstück verzehrt, als die Wanderung nach dem Wagen des Missionairs begann, während der Amerikaner, noch hinter seinem Zelt verborgen, durch eine kleine Oeffnung in demselben, mit freundlichem Lächeln das Herbeiströmen der frommen Schaar beobachtete.

Lange durfte er sich ihnen aber nicht vorenthalten, denn die Fulahs hatten nicht viel Geduld, und er fürchtete dabei auch nicht mit Unrecht, daß die Derwische wie ihr Anhang alles Mögliche aufbieten würden, um den voraussichtlichen Erfolg des Fremden zu vereiteln. Er trat deshalb auf auf den Vorbau seines Wagens hinaus, und es sah in der That eigentümlich aus, wie der lange hagere Mann mit den blonden Haaren und blauen Augen, den die heutige Aufregung nur noch bleicher als gewöhnlich machte, zwischen den Tausenden von schwarz glänzenden mit bunten Tüchern und Gold und Korallenputz behangenen Gestalten stand, ein wirklicher Prediger in der Wüste zwischen „Türken und Heiden“ und seine heutige Predigt mit einem schmetternden Gesang zum Lobe des Höchsten begann.

Dann kam die Rede selber und der Amerikaner war klug genug, Nichts darin zu erwähnen, was einen oder den anderen Theil der hier Versammelten hätte stutzig machen können. Er hielt sich vernünftiger Weise streng an die einfache Lehre Christi, nicht an den Aufputz, den ihr spätere Jahrhunderte übergehangen, und da er ihnen damit nur Liebes und Gutes künden konnte, so verfehlte er auch nicht die erhoffte und eigentlich schon bei seinen Zuhörern beschlossene Wirkung. Allerdings übte seine Predigt hier noch nicht den Einfluß auf die Gemüther der Andächtigen aus, wie wir das so häufig in Amerika bei den Methodisten beobachten können, aber Alle schienen doch fest entschlossen, den neuen Glauben, den ihnen der Fremde gebracht und der sich mit gar keinen weiteren Unannehmlichkeiten verknüpft zeigte, anzunehmen, und als Mr. Bowring endlich diejenigen in der Versammlung welche Willens wären den alten Irrthümmern zu entsagen, aufforderte zu ihm heranzutreten, drängten sich, mit Ausnahme Einzelner, die zu der Partei der Derwische gehörten, Alle um seinen Wagen und verlangten jetzt mit stürmischen Rufen getauft zu werden.

Allerdings hatte der Häuptling bestimmt, daß

die Ceremonie erst am Abend vorgenommen werden solle, und der Amerikaner war auch damit einverstanden gewesen. Als er aber die Erregung rings umher bemerkte, fühlte er doch auch zu gleicher Zeit, daß ein so passender und günstiger Augenblick vielleicht nie im Leben wiederkehren würde, und nicht gesonnen, sich irgend einen Vortheil aus der Hand zu geben, beschloß er den Moment zu benutzen. Wasser war bei der Hand, ein kleiner Bach rieselte dicht an seinem Wagen vorüber, Gefäße hatte er ebenfalls schon bereits; sein Dieuer mußte herbeitragen, was er konnte und noch stand die Sonne nicht im Mittag, als er schon, in einem etwas summarischen Verfahren, das aber die Umstände vollkommen entschuldigten, den ganzeu Stamm durch die Taufe zu Christen gemacht. Nur Wenige hatten sich davon zurückgehalten und ein paar von diesen waren dann augenblicklch zu den Derwischen hinübergeeilt, um ihnen die Schreckenskunde mitzutheilen.

Was aber konnten diese thun, so lange sie noch nicht einmal weitere Befehle von ihren Oberen erhalten — ja was selbst dann, wo das Entsetzliche als eine vollbrachte Thatsache feststand.

Indessen eilten die jungen Christen nach Hause,

um sich ihres neuen Standes zu erfreuen, vermieden aber dabei, den Weg an ihrer alten Moschee vorüber zu nehmen, denn es war ihnen doch ein etwas unbehagliches Gefühl, wenn sie sich dachten, daß sie den früher mit solcher Ehrfurcht betrachteteu Platz nun nie wieder betreten und den Gott, den sie dort früher angebetet, für immer meiden sollten. Das Ganze war ihnen auch eigentlich ein wenig rasch gekommen und Viele waren sich wohl der doch so wichtigen Sache gar nicht recht klar geworden. Aber das ließ sich jetzt eben nicht mehr ändern und so schlimm konnte es doch auch nicht sein, denn so viele weiße Fremde — ja fast Alle, die zu ihnen kamen, waren Christen und befanden sich wohl dabei, und der Verkehr und Handel mit diesen mußte jedenfalls dadurch erleichtert werden.

Und welche Verbesserung sollte der neue Glauben jetzt im eigenen Hause bringen, wo zwischen den verschiedenen Frauen eines Mannes so oft Streit und Hader entstand — die Männer scheuten sich nur noch, es ihren Frauen mitzutheilen und über Mittag wurde auch in der That in keiner Hütte davon gesprochen; aber berathen mußte die Sache doch endlich und damit auch zur

Entscheidung gebracht werden und am Nachmittag versammelte deshalb der Häuptling die Aeltesten des ganzen Stammes um sich, um ihnen, nur von einem streng religiösen Standpunkt aus, die Sünde vorzuhalten, mehr als eine Frau zu haben, wie sie aufzufordern, ihr künftiges Leben in Einklang mit der neuen Lehre zu bringen.

Das war ein Schlag für die Frauen, der um so härter traf, je unerwarteter er kam. Ihnen hatte der fremde Christenpriester nur gesagt, daß kein Mann, wenn er schon verheirathet sei, noch eine weitere Frau dazu nehmen dürfe, und das war ihnen gerade recht gewesen. Aber daß die alten auch noch abgeschafft werden sollten, überstieg die Grenzen jeder Möglichkeit, und völlig rathlos, was jetzt zu thun, liefen sie aus alter Gewohnheit zu denen, die bisher ihre Rathgeber gewesen, von denen sie sich aber heute völlig losgesagt — zu den Derwischen.

Was für merkwürdige Leute solche Derwische sind! Durch ihre Spione hatten sie schon lange Kunde von all' den Vorgängen im Dorfe erhalten und waren ebenso auf das Genauste von der unter den Frauen herrschenden Aufregung unterrichtet worden. Sie wußten auch, daß diese zu

ihnen kommen würden, um Hülfe zu suchen, und etwas Angenehmeres als dieser Zwischenfall hätte ihnen gar nicht geschehen können — aber ob sie sich das Geringste davon merken ließen? Gott bewahre. Mit auf der Brust gekreuzten Armen saßen sie da, verdrehten die Augen, seufzten und hörten schweigend und regungslos die immer stürmischer werdenden Klagen der Frauen an. Nur als diese endlich auf eine Antwort drangen, zuckten sie die Achseln und sagten mitleidig:

„Ihr habt es ja selber so gewollt — jetzt ist es zu spät. Die neue Religion legt auch Eueren Männern nicht einmal die Pflicht auf, künftighin für Eueren Lebensunterhalt zu sorgen; Ihr seit Christinnen geworden — vielleicht giebt Euch der neue Gott, was ihr eben braucht."

„Aber dann bleiben wir keine Christinnen," riefen die Weiber. „Wir wollen von einer Religion Nichts wissen die uns auf die Straße setzt."

„Das hilft Euch Nichts," sagte aber ruhig der ältere Derwisch, „ob Ihr Euch jetzt dazu bekennt oder nicht. Euere Männer sind zu derselben übergetreten, und so lange der fremde Priester hier ist, wird er sie auch darin erhalten und bestärken."

„Aber wenn er fort ist?"

Der Derwisch zuckte mit den Achseln. — „Es wäre möglich, daß dann eine Aenderung eintreten könne, aber Bestimmtes ließe sich nicht darüber sagen."

Mit den wenigen Worten hatte er einen Funken in ein Pulverfaß geworfen nnd die Miene explodirte.

Hatten vorher die Männer eine Zusammenkunft gehalten und Beschlüsse gefaßt, so hielten die Frauen jetzt ebenfalls eine, begnügten sich aber darin nicht mit den einfachen Beschlüssen, sondern führten sie augenblicklich und auf frischer That aus. Es war indessen Abend geworden und Mr. Bowring eben von einem Besuch bei dem Häuptling zurückgekehrt, dem er noch einige nothwendige Verhaltungsregeln für die nächste Zeit gegeben. Unmittelbar neben seinem Lagerplatz, der mit Pallisaden und Dornen eingefaßt war, um wilde Thiere zu verhindern, ihm einmal über Nacht hineinzubrechen, brannte ein kleines, aber helles Feuer, an welchem ihm Einer seiner Diener eben das Abendbrot bereitete, als der Andere, der gerade die Plane des Wagens zurecht zog, weil der Himmel mit Regen drohte,

dem Amerikaner meldete, vom Dorfe herüber kämen eine Anzahl von Fackeln gerade auf den Lagerplatz zu.

Mr. Ezra Bowring schüttelte mit dem Kopf. Was wollten die Leute noch heute Abend von ihm? denn seines Wissens hatte er alles Nöthige schon mit dem Häuptling besprochen. Geschah das um ihm, vielleicht einer ihrer alten Sitten nach, eine Ehre zu erweisen, und dunkle Erinnerungen von einem daheim erlebten Fackelzug schwebten ihm vor, dessen afrikanische Ausführung jedenfalls interessant gewesen wäre. Er stand langsam auf und bestieg seinen Wagen, um von da aus die Nahenden besser betrachten zu können.

Ein Zug war es freilich nicht; die Fackeln schwärmten wirr und ungeordnet durch einander, und buntes Toben und Geschrei tönten zugleich herüber. Wie eine religiöse Prozession sah das keinenfalls aus; aber freilich hatte dies wilde, wunderliche Volk auch wilde und wunderliche Sitten und einem späteren, ruhigen Leben mußte es vorbehalten bleiben, sie zu ändern und zu bessern. Hatte ihm doch der Häuptling heute schon zugesagt, daß gleich am morgenden Tage der Bau einer Kirche sowohl, als eines Wohnhauses für

ihn selber in Angriff genommen werden sollte, und war das erst beendet, dann hoffte er auch besser und nachhaltiger auf die Bevölkerung einwirken zu können.

Der wilde Schwarm kam indessen immer näher. Deutlich konnte er schon einzelne Ausrufe und Schreie nnterscheiden — das war eine tolle, lärmende Feier, die jedenfalls später einer würdigern weichen mußte — man durfte freilich nicht zu viel auf einmal von den erst aus der Nacht ihres Unglaubens erweckten Heiden erwarten.

Jetzt waren sie da. Der Schwarm hatte die Pallisaden erreicht; als sich Ezra Bowring aber schon darauf vorbereitete, eine Anrede an die Menge zu halten, faßten fünfzig, sechzig schwarze Fäuste die aufgestellten spitzen Hölzer, die seine Umzaunung bildeten, und rissen sie mit Gewalt zu Boden, während ein ganzes Rudel wilder, dunkelhäutiger Megären, die Fackeln in der Linken und viele in der Rechten sogar Keulen, Messer oder Lanzen haltend, in den inneren Raum drangen und dermaßen, Alle zu gleicher Zeit auf ihn einschrieen, daß er nicht eine Silbe davon verstand. Desto deutlicher waren freilich die drohenden Bewegungen, die sie gegen ihn machten, und Ezra,

natürlich nur in dem Glauben, daß hier irgend ein unglückseliges Mißverständniß obwalten müsse, begann von seinem Wagen herunter die etwas ungestümen Besucher anzureden. Wenn er aber gehofft hatte, in einer Versammlung von einigen hundert Frauen, von denen jede Einzelne entschlossen und gewillt war zu reden, zu Wort zu kommen, so mußte er bald seinen Irrthum einsehen. Alles schrie und tobte auf ihn ein.

Ezra, mit noch keiner Ahnung einer ihm etwa drohenden Gefahr, faßte mehr das Komische der Situation auf, und in einer momentanen Pause sagte er deshalb freundlich:

„Meine Damen, ich muß dringend bitten, daß nur vier von Ihnen auf einmal reden —“ — aber auch das gestanden sie ihm nicht zu, denn Jede wollte bei den Vieren sein, bis sie endlich selber einsahen, daß sie auf diese Art den Zweck nicht erreichten, der sie hergeführt. Eine kurze Verhandlung entstand zwischen ihnen, von welcher aber der Amerikaner, obgleich der Sprache vollkommen mächtig, gar Nichts als abgebrochene Ausrufungen verstand. Diese aber konnten nicht dazu dienen, ihn über den friedlichen Charakter der Schaar zu beruhigen, denn sie waren wirklich

drohender Art, und er hörte endlich mit Genugthuung, daß Eine der Wüthenden — es war die älteste Frau des Sheiks, also auch die erste Dame des Landes, eine wild aussehende, trotzige Gestalt mit einer Fackel in der Linken, eine mit kupferner Spitze bewehrte Lanze in der rechten Hand haltend, vor ihn hintrat und mit gellender Stimme rief:

„Ist das Deine Religion, Du bleichhäutiger Fremder Du, daß die Männer ihre Frauen verjagen und auf die Straße werfen sollen, hast Du uns nicht vorgelogen, daß wir, wenn unsere Männer Christen geworden wären, es gerade so gut wie im Himmel haben sollten?"

Ezra wollte Etwas erwiedern und ihnen sagen, daß noch nie eine Lüge über seine Lippen gekommen, aber sie ließen ihn nicht reden — von allen Seiten schrieen sie auf ihn ein, und als sich der Sturm nur einigermaßen gelegt hatte, verstand er wohl, daß sie irgend eine Forderung an ihn stellten, aber war nicht im Stande herauszubekommen, welche. Da überschrie die erste Rednerin endlich den Rest, denn sie merkte, daß der Fremde nicht hören konnte, was sie von ihm verlangten, und dicht vor ihn tretend, daß er die Gluth der Fackel an seinem Gesicht fühlte, kreischte sie:

„Augenblicklich nimm das Verbot zurück, daß die Männer nur eine Frau haben dürfen. Wir wollen Christen bleiben, aber in der Weise, wie wir's gewohnt sind."

„Aber meine Damen" —

„Die Männer sollen Frauen nehmen dürfen, so viel sie wollen und ernähren können!" schrieen ein paar schrille Stimmen und wieder brach ein Chaos von Ausrufungen los, das er erst mußte austoben lassen, ehe er Etwas darauf erwiedern konnte. Jetzt endlich legte sich der Lärm, denn die Versammelten wollten nun die Antwort des Missionairs hören, die ihrer Meinung nach natürlich nicht anders als zustimmend ausfallen konnte.

„Meine Damen," sagte da Ezra noch einmal, denn keine Frau der Welt hält mehr auf eine höfliche und achtungsvolle Anrede, als eine alte Negerin. „Sie werden mir bezeugen müssen, daß ich nun und nie davon gesprochen habe, ein Mann unter den Christen könne mehr als eine Frau ehelichen. Im Gegentheil erinnere ich mich recht gut, Ihnen gesagt zu haben, daß ein Mann, wenn er verheirathet wäre, keine weitere Frau dazu nehmen dürfe."

„Aber daß er die alten fortjagen soll, davon hast Du kein Wort gesagt," schrieen die Frauen

wieder — „jetzt wollen wir's hören, daß wir bei unseren Männern bleiben und daß sie uns nicht fortschicken dürfen."

„Die christliche Religion," begann Ezra, aber von der wollten die Versammelten Nichts hören — „bei unseren Männern bleiben," schrieen und tobten sie. — „Du bist der Geistliche, Du kannst das bestimmen und nur unter der Bedingung haben wir unseren alten Glauben verlassen."

„Aber das geht nicht," schrie jetzt Ezra über den Lärm hinaus. „Es ist gegen die Religion und ich kann doch Nichts erlauben, was der große Prophet Christus selber verboten hat?"

Wieder unterbrachen sie ihn mit wüthendem Toben und verlangten von ihm das Unmögliche. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie endlich die Gewißheit erlangten, daß er christlichen Männern nie das Recht zugestehen könne, Vielweiberei zu treiben. Jetzt aber erreichte die Wuth der Megären auch ihren Gipfelpunkt.

„Der Derwisch hat Recht! Er ist ein Betrüger — er ist gar kein Priester — nieder mit ihm — nieder! Schlagt ihn todt," und mit den Fackeln und Lanzen drangen sie auf ihn ein, schlugen nach ihm und hätten ihn in ihrer Raserei vielleicht um-

gebracht, wenn nicht der alte Derwisch, der sich bis dahin in der Nähe gehalten, ohne Theil an der Verhandlung zu nehmen, zugesprungen wäre und die Frauen „in Allah's Namen" ermahnt hätte, von Gewaltthätigkeiten abzustehen. Er wußte recht gut, welche Folgen das für ihr Dorf haben mußte, wenn sie hier einen Weißen erschlagen hätten, denn die Fremden schützten einander und ihre Schiffe waren so zahlreich, wie die Löwen in der Wüste.

Ezra Bowring war übrigens schon bei dem ersten Anprall der rasenden Weiber in seinen Zeltwagen zurückgefahren und hatte nach der dort liegenden Flinte gegriffen — wohl nicht in der Absicht Eine zu tödten, aber sie doch wenigstens damit zurückzuschrecken. Der Derwisch ersparte ihm aber selbst dieses letzte verzweifelte Mittel, und wie er die Frauen jetzt bat, dem Fremden kein Leides zu thun, sondern ihn nur fortzuschicken, damit er ihren Frieden hier nicht länger störe, kam auf einmal ein neues Leben in den Schwarm.

„Ja! Fort mit ihm!" schrieen die Frauen, den Gedanken rasch auffassend, aus — „fort mit ihm! Schickt ihn dahin, wo er hergekommen — fort! Wo sind seine Ochsen? — wo seine Leute

— wir wollen Nichts von seiner Lehre wissen. Er ist ein Betrüger ein Lügner und nur hierher gekommen, um uns unglücklich zu machen.“

Aber es blieb auch nicht bei den bloßen Ausrufungen, denn die Fulahfrauen, selber an harte Arbeit und eben so daran gewöhnt, mit dem Vieh umzugehen, hatten sich augenblicklich mit ihren Fackeln in der Nachbarschaft zerstreut, wo sie auch bald die Ochsen und die dorthin geflüchteten Diener des Missionairs antrafen. Da galt auch kein Zaudern oder Hinausschieben. Die Leute, die bald verstanden, was von ihnen verlangt wurde, schienen selber froh, hier mit heiler Haut fortzukommen, und trieben die Zugochsen rasch zum Lager. Fünfzig Hände halfen ihnen dort beim Anschirren. Alles faßte mit an, und ehe eine Viertelstunde vergangen war, standen die Ochsen eingespannt vor dem Wagen. Was noch dort von Geschirr in der Nähe lag, wurde dann hinaufgeworfen, ohne daß sich Ezra auch nur noch einmal auf seiner „Verandah“ gezeigt hätte, und: „Fort! Fort mit ihm!“ schrieen die Weiber jetzt wieder und hieben auf die außerdem vor den Fackeln scheuenden Stiere ein, die sich in einen so raschen Trab setzten, daß ihnen die Treiber kaum folgen konnten.

Aber selbst damit waren die Megären noch nicht zufrieden. Nicht einmal in der Nähe wollten sie den gefürchteten Priester die Nacht dulden, weil sie besorgten, daß er am nächsten Morgen auf's Neue ihre Männer beschwatzen könne. An dem Dorf vorbei, in dem sich die Männer nicht regten noch rührten, mit wehenden Fackeln und Hohngeschrei trieben sie den Wagen des armen Methodisten, der auf seinem nicht mit Federn versehenen Fuhrwerk und über den rauhen Weg wahrlich keine gute Fahrt haben konnte. Und auch hier durfte er noch nicht halten, weiter und weiter mußte er in die Nacht hinein, und als sie ihn endlich verließen, erklärten sie den Treibern, daß sie Morgen mit Tagesanbruch hierher zurückkehren und alle todtschlagen würden, die sie noch in dem Bereiche oder nur der Nachbarschaft ihres Dorfes fänden. Damit verließen sie ihn.

Ezra Bowring kehrte auch ohne Weiteres an den Senegal zurück, denn er hütete sich wohl, den erboßten Weibern wieder zu nahe zu kommen. Aber er hatte seinen Zweck doch erreicht und konnte durch den nächsten Dampfer mit gutem Gewissen nach Hause berichten, daß er „in dem und dem Monat über zwei Tausend Fulahs getauft und in

den Bund der Christen aufgenommen habe." Daheim wurden denn Sammlungen für die „interessanten Bekehrten" veranstaltet, und besonders thätig waren die Damen, wollene Strümpfe und Unterröcke für die „neuen Christen" zu stricken und hinüber an den Senegal zu senden.

In dem Fulahdorf blieb indessen Alles beim Alten. Die Männer hatten einmal an jenem Abend den Frauen das Feld überlassen, und als der Missionsprediger am anderen Morgen verschwunden war und ihre Weiber, wie ebenso die Derwische auf das Bestimmteste erklärten, es sei nur ein Betrüger gewesen, der in böswilliger Absicht zu ihnen gekommen wäre, um ihren Frieden zu stören, betrachteten sie ihre Taufe als nicht geschehen. Geschenke bekamen sie außerdem nicht mehr, und ihre alten Frauen waren sie auch nicht losgeworden — weshalb sollten sie sich weiteren Unannehmlichkeiten aussetzen. So sind denn auch die Fulahs bis auf den heutigen Tag noch Muhamedaner oder Heiden geblieben, und später dort eingetroffene Missionaire fanden für die Bekehrung ein so unerquickliches Feld, daß sie nie lange in jener Gegend blieben.

